Reiſen eines Franzoſen,

oder

Beſchreibung

der

vornehmſten Reiche

in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen

Beſchaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefaſſet,

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Dreyzehnter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Leipzig,

bey Bernh. Chriſt. Breitkopf u. Sohne.

1774.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der 151 Brief.

Paraguay.

Gleich die erſten Augenblicke meiner Anweſenheit zu Buenos-Ayres habe ich angewendet, Madame, die hauptſächlichſten Umſtände der Entdeckung von Paraguay aus den verſchiedenen davon vorhandenen Nachrichten zu ſammlen. Ich habe inſonderheit die alten Erzählungen unterſuchet; ich habe die Denkmale zu Rathe gezogen; ich habe die Leute im Lande gefraget; ſelbſt die Fabeln, welche die Spanier aus allzugroßer Leichtgläubigkeit für wahr ausgeben, habe ich nicht gänzlich verworfen, weil ich überzeuget bin, daß doch einige Wahrheiten darunter verborgen ſeyn können.

Es war ein bloßer Zufall, der den Caſtilianiſchen Schiffer, Diaz de Solis, an die Mündung des Fluſſes de la Plata brach-

te. Er fuhr den Fluß in ſeiner Schaluppe hinauf, und wurde Indianer gewahr, die ihn einzuladen ſchienen, näher zu kommen. Durch ihre zweydeutigen Zeichen ließ er ſich verführen, ſtieg mit etlichen von ſeinen Leuten an das Land, bemerkte aber nicht, daß je weiter er gieng, je mehr die Wilden ſich zurück zogen. Sie lockten ihn auf dieſe Art bis in ein nahe gelegenes Holz, wohin er ihnen faſt ganz alleine folgte. Kaum war er dahin gekommen, ſo wurde er, nebſt einem Duzende ſeiner Leute, durch einen Hagel von Pfeilen tod auf den Platz geſtrecket. Die Indianer zogen ſie aus, machten ein großes Feuer, brateten ſie, und aßen ſie in dem Angeſichte derer, welche in der Schaluppe geblieben waren, oder ſich dahin geflüchtet hatten. Dieſe nun ſahen, daß kein anderes Mittel für ſie übrig blieb, als ihr Schiff zu erreichen, und zurück nach Spanien zu kehren.

Einige durch Braſilien nach Paraguay gekommene Portugieſen hatten kein beſſeres Schickſal. Doch alle dieſe traurigen Begebenheiten hielten den Sebaſtian Gabot nicht ab, zehn Jahre hernach, mit fünf Spaniſchen Schiffen abzureiſen, und die angefangene Entdeckung fortzuſetzen. Er lief, ſo wie Solis,

in dem Fluſſe de la Plata ein. Beyläufig muß ich erinnern, daß dieſer Fluß einer der größten iſt, die man kennet; wenige aber ſind, wo die Einfahrt beſchwerlicher, und die Verunglückung der Schiffe mehr zu befürchten iſt. Die Seeleute haben ihm daher auch den Namen, der Hölle der Schiffer, gegeben. Doch hat er vortreffliches, und ſehr geſundes Waſſer. Dieſes ſoll, ſagt man, die ſonderbare Eigenſchaft haben, daß es eine helle Stimme machet, und diejenigen, welche beſtändig davon trinken, ſogleich zu erkennen ſind; unterläßt man aber ſeinen Gebrauch, ſo verlieret ſich dieſer Vorzug auch nach und nach. Der Fluß führt den Namen de la Plata nicht von ſeiner Quelle an: er kommt aus dem See Xarayes unter dem Namen des Paraguay, welches einen gekrönten Fluß bedeutet, gleichſam als ob der See, woraus er fließt, eine Krone für ihn abgäbe. Alle Jahre überſchwemmt er die Gegend in einem Umfange von vielen Stunden: da ſich denn die Einwohner, mit ihren Habſeligkeiten, in Kähne ſetzen, und darinnen ſo lange bleiben, bis er wieder in ſein Ufer getreten iſt. Uebrigens iſt er ſo ſchnell, daß ſein Waſſer die See, wo er hineinfällt, auf eine große Weite ver=

ſüßet. Er verliert den Namen Paraguay, ſo bald er ſich mit dem la Plata vereiniget; zu ſeiner Entſchädigung aber nimmt der unermeßliche Strich Landes ſelbigen an, der gegen Morgen an Braſilien, gegen Abend an Chili, gegen Mittag an die Magellaniſchen Länder, und gegen Mitternacht an den Amazonen-Fluß, gränzet.

Gabot erbauete in Paraguay zwey feſte Plätze, ließ etliche Spanier darinnen, und kehrte nach Europa zurück. Bey Gelegenheit einer dieſer Feſtungen hat man mir erzählet, daß der daſelbſt commandirende Officier eine ſehr hübſche Frau, Namens Miranda, gehabt hat, welche ein Cacique aus der Nachbarſchaft lieb gewann, und ſie zu entführen beſchloß. Er erſah dazu die Zeit, da der Mann abweſend war, ließ ſich von einem Truppe Indianer begleiten, überfiel die Feſtung, ſteckte ſie in Brand, und machte die Beſatzung nieder: er ſelbſt aber kam in dem Gefechte um. Niemand blieb in der Feſtung übrig, als die unglückliche Miranda, mit vier Weibern, und etlichen Kindern. Dieſe alle wurden gebunden zu dem Siripa, des Caciquen Bruder und Nachfolger, gebracht. Siripa, bey dem Anblicke der ſchönen Spanierinn,

wurde

wurde durch eben die Leidenſchaft, die ſeinem Bruder ſo nachtheilig geweſen war, gerühret. Von dem kleinen Haufen Gefangenen behielt er niemanden, als ſie, zurück, und erklärete ihr, daß ſie künftig Gebieterinn in ſeinem Hauſe ſeyn ſollte. Miranda antwortete ihm auf eine beleidigende Art, in der Hoffnung, daß ein geſchwinder Tod ihre Ehre, und Unſchuld retten würde. Sie betrog ſich aber: ihre Verweigerung vermehrete des Siripa Hochachtung, und ſeine Leidenſchaft bekam neues Leben.

Unterdeſſen hatte der Spaniſche Officier erfahren, daß ſeine Frau bey dem Caciquen wäre; er eilete alſo, und wollte ſie holen. Der verliebte Siripa, bey Erblickung eines einzig geliebten Mannes, beſaß ſich nicht mehr; er ließ ihn an einen Baum binden, und befohl, ihn mit Pfeilen tod zu ſchießen. In dem Augenblicke, da man dieſen Befehl vollſtrecken wollte, fiel Miranda dem Barbar zu Füßen, und beſänftigte dieſes eiferſüchtigen Liebhabers Wuth. Der Officier wurde losgebunden, und erhielt die Erlaubniß, ſeine Frau zuweilen zu ſehen, doch unter der Bedingung, daß er ſich ſeines ehelichen Rechts nicht bedienen wolle.

Der Cacique hatte eine Frau, die in den Spanier verliebt wurde, daher ihr eigener Nutzen ſie antrieb, auf das Bezeigen beyder Eheleute ein wachſames Auge zu haben. Einsmals traf ſie ſelbige beyſammen liegend an, und gieng augenblicklich, dem Siripa Nachricht davon zu geben. Dieſer lief herzu, die Wahrheit zu erfahren, und wurde durch ſeine eigenen Augen davon überzeuget. In der erſten Bewegung des Zorns, leiſtete er der Eiferſucht ſeiner Frau einen größern Dienſt, als ſich ſelbſt: er verurtheilte Miranda zum Feuer, und den Mann, mit Pfeilen erſchoſſen zu werden. Beyde Eheleute wurden gegenſeitige Augenzeugen, wie ſie voller Tugend, und Liebe ihren Geiſt aufgaben. Unerachtet des Romanhaften Anſehens, welches dieſe Geſchichte hat, behauptet man doch, daß ſie von Seiten der Wahrheit nichts verliere.

Die Spanier, die alle Hoffnung aufgaben, ſich in einem Lande zu behaupten, wo die Einwohner ihre unverſöhnlichen Feinde waren, entſchloſſen ſich, wegzugehen; und es verfloſſen etliche Jahre, ohne daß ſie ſich einfallen ließen, neue Verſuche in Paraguay zu wagen. Allein im Jahre 1535 ſann Carl V. auf eine neue Errichtung, und ordnete große Anſtalten

dazu

dazu an. Don Pedro **de Mendoza**, ſein Oberſchenk, wurde zum Oberhaupte dieſer Unternehmung auserſehen. Der Kaiſer ernennte ihn zum **Statthalter**, und **General-Capitaine** aller bis an das Süd-Meer zu entdeckenden Länder; doch mit der Bedingung, daß er, in zweyen Reiſen, tauſend Mann, mit Gewehre, und Vorräthen auf ein Jahr, dahin bringen, Colonien an den ſchicklichſten Oertern errichten, und dieſes alles auf ſeine eigenen Koſten ausführen ſollte. Zu Cadix rüſtete man eine Flotte von vierzehn Segeln aus; und dieſe Anſtalten, zuſammen genommen mit dem, was man von den Schätzen von Paraguay ausgeſprenget hatte, lockten Leute vom vornehmſten Stande zu dieſer Reiſe an. Die **erſte Ausrüſtung**, die nur von fünfhundert Mann ſeyn ſollte, beſtund wenigſtens aus zwölfhunderten, worunter mehr als dreyßig der angeſehenſten Herren waren, und unter andern ein Bruder der heiligen Thereſia: mit einem Worte, nie iſt eine Unternehmung in die neue Welt mit mehrerem Glanze geſchehen, und keine einzige Spaniſche Colonie hat ſo viele große Namen unter ihren Stiftern aufzuweiſen. Anmerkungs-würdig iſt, daß der **Kaiſer** dem Mendoza die Er-

klärung that, daß er die Ungerechtigkeiten und Drangſalen, die den Indianern angethan werden würden, auf ſein Gewiſſen legte. „Nur allzuviel Abſcheuliches, ſagte er, hat die edlen Thaten der Ueberwinder von America verunehret. Verurſachen auch ihre Eroberungen Bewunderung, ſo erwecken ihre Grauſamkeiten doch weit mehr Abſcheu. Erſtere ſind Wunder von Kühnheit, letztere Ausgelaſſenheiten von Unmenſchlichkeit. Was mir aber vornehmlich am Herzen liegt, iſt die Bekehrung dieſer neuen Völker; und wegen dieſes Puncts werde ich niemanden Gnade angedeihen laſſen. Nicht durch das Schwerd will ich Unterthanen erlangen; Gelindigkeit, und Zuredung, ſind die einzigen Mittel, jene Verfolgungen der erſten Eroberer von Mexico, und Peru, wieder gut zu machen.„

Nach verſchiedenen unglücklichen Vorfällen langte die Flotte des Mendoza bey den Inſeln S. Gabriel, welche mitten in dem Fluße la Plata liegen, an. Der Statthalter hielt für gut, ſeine erſte Errichtung auf dieſer Seite zu machen. Er ſchickte daher aus, einen ſichern und bequemen Platz zu wählen. Dieſen fand man auf einer in dem Fluſſe hervorragenden Spitze, gegen das weſtliche Ufer, mehr

als funfzig Stunden weit von ſeiner Mündung. Mendoza ließ ſogleich den Platz zu einer Stadt abſtecken, welche hernach Buenos-Ayres genennet wurde, weil die Luft daſelbſt allerdings ſehr geſund iſt. Ein jeder legte ſo gleich die Hand an das Werk; und es währete nicht lange, ſo war jedermann unter Dach und Fach. Dieſes iſt der Urſprung der vornehmſten Stadt im Lande, unerachtet Aſſumtion die Hauptſtadt heißt. Dieſe wurde erſt zwey Jahre hernach, an dem Fluſſe Paraguay, mehr als zweyhundert Stunden über Buenos-Ayres, angeleget. Anfänglich war ſie nur ein kleines Fort, iſt aber in ſehr kurzer Zeit eine große Stadt geworden. Sie liegt in gleicher Weite von Peru, und Braſilien, in einer ſehr angenehmen Gegend; aber Buenos-Ayres iſt gleichſam der Schlüſſel, und der Mittelpunct aller Handlung, die in dieſen Ländern getrieben wird.

Es währete nicht lange, ſo wurde man gewahr, wie die Eingebohrnen des Landes ſcheele Augen machten, daß Fremde ſich ſo nahe bey ihnen niederließen. Wollte man Lebensmittel haben, ſo mußte man Krieg mit ihnen anfangen; und der Vortheil war nicht allezeit auf der Spanier Seite. Eine anſehnliche Parthe

then der letztern wurde von den Indianern, mit Verluſte vieler Perſonen von Stande, geſchlagen: daher man zu Buenos-Ayres gar bald in die äußerſte Hungersnoth gerieth. Da es nicht rathſam war, die Ungläubigen an die Vergießung des Blutes von Chriſten zu gewöhnen, ſo verbot der Statthalter, bey Lebensſtrafe, aus der Stadt zu gehen; und weil er befürchtete, der Hunger möchte veranlaſſen, das Geſetz zu übertreten, ſo ſtellete er überall Wachen aus, und befahl, auf jedermann, der entweichen wollte, Feuer zu geben. Man erzählet bey dieſer Gelegenheit eine ſonderbare **Geſchichte** von einer Spanierinn, Namens **Maldonada.** Ich will ſie auf Treue und Glauben von Leuten ihrer Nation herſetzen, unerachtet ich meinen Zweifel nicht bergen kann, wenn er auch gleich durch die allgemeine Sage widerleget wird.

Dieſe Frau hatte die Aufmerkſamkeit der Wache betrogen, und war einige Zeit auf dem Felde herumgeirret, bis ſie endlich eine **Höhle** antraf, wo ſie ſich zu verbergen ſuchte. Sie fand darinnen eine **Löwinn**, deren Anblick ſie in das größte Schrecken ſetzte. Die Freundlichkeit, welche ihr dieſes Thier bezeigte, machte ihr ein wenig Muth; zu gleicher Zeit aber

aber bemerkte ſie, daß dieſe Schmeicheleyen eine Abſicht zum Grunde hatten. Die Löwinn war trächtig, und auf dem Puncte, zu werfen, empfand aber große Schmerzen, und konnte ihre Jungen nicht los werden. Maldonada entſchloß ſich, ihr die anſcheinend verlangte Hülfe zu leiſten; und dieſer Beyſtand war von glücklichem Erfolge. Die gerettete Löwinn verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen ihre Befreyerinn; ja ihre Erkenntlichkeit gieng noch weiter. Sie machte ſich alle Tage auf, und holete Lebensmittel, und legte jedesmal einen Vorrath auf einen ganzen Tag zu der Frau Füßen. Dieß dauerte ſo lange, als ſie ihrer Jungen wegen in der Höhle bleiben mußte; ſo bald dieſe aber herausgebracht waren, ſah ſich Maldonada genöthiget, ihren Unterhalt weiter zu ſuchen. Nach weniger Zeit gerieth ſie in die Hände der Spanier; dieſe banden ſie, um ihren Ungehorſam zu beſtrafen, an einen Baum, und ließen ſie daſelbſt, in der feſten Meynung, ſie würde gar bald von den wilden Thieren zerriſſen werden. Zwey Tage hernach gieng man, und ſah, was aus ihr geworden war, und erſtaunete, als man ſie bey völligem Leben, und von Tygern umringet fand, die ſich nicht getraueten, ſich ihr zu nä-

hern.

hern. Die Löwinn, die ſie erkennt hatte, lag mit ihren Jungen zu ihren Füßen, und hielt die anderen Thiere ab, ihr kein Leides zu thun. So bald die Löwinn die Spanier ſah, gieng ſie ein wenig zur Seite, um ihnen Freyheit zu laſſen, ihre Wohlthäterinn los zu binden. Die Spanier bemerkten auch, daß, als ſie die Frau mit ſich nehmen wollten, das Thier ſelbige beſonders liebkoſete, und zu bedauern ſchien, daß es ſie mußte fortreiſen ſehen. Der Commendant begriff, daß er ſich nicht entbrechen könnte, die Frau zu begnadigen, wenn er nicht für grauſamer wollte angeſehen werden, als die Löwinn ſelbſt. Der Geſchichtſchreiber, der dieſer Begebenheit zuerſt Erwähnung gethan hat, verſichert, er habe ſie als ein allgemein bekanntes Gerücht, ja aus dem Munde der Maldonada ſelbſt, erfahren.

Die Einwohner von Buenos-Ayres waren nicht im Stande, ſich bey den benachbarten Nationen in gnugſamen Anſehen zu erhalten, mußten daher dieſe Stadt auf einige Zeit verlaſſen, und ſich nach Aſſumtion begeben. Um die Indianer hernach zu gewinnen, und ihnen einen hohen Begriff von der Chriſtlichen Religion, die ſie annehmen ſollten, beyzubringen, veranſtaltete man eine allgemeine Proceſ-

ſion,

ſion, wobey alle Spanier mit entblößeten Schultern, und mit einer Geißel in der Hand, um ſich zu peitſchen, erſcheinen ſollten. Man ladete die benachbarten Wilden dazu ein, und dieſe erſchienen an der Zahl von acht tauſenden. Da ſie der Caſtilianiſchen Nation nichts weniger als geneigt waren, fanden ſie ſich blos in der Hoffnung ein, Gelegenheit zu haben, ſich dieſe Fremden, die ihnen alle Tage mehr zur Laſt wurden, vom Halſe zu ſchaffen. In dem Augenblicke, da die Proceßion ihren Anfang nehmen ſollte, trat eine Indianerinn, welche einen Spaniſchen Herrn liebte, und bisher von ihm ſehr zufrieden geweſen war, den Anſchlag aber wußte, in das Zimmer ihres Geliebten. Dieſer war eben im Begriffe, in ſeiner Geißlerkleidung auszugehen, da ſie denn mit thränenden Augen zu ihm ſagte, daß ſie ihn mit Betrübniß ſeinem Verderben entgegen gehen ſähe, und entdeckte ihm die ganze Verſchwörung. Der Spanier benachrichtigte ſogleich den Statthalter; dieſer aber ſchickte allen Einwohnern heimlichen Befehl, ſich bewaffnet fertig zu halten. Er gab hierauf vor, er habe gehöret, die Japiges, gemeinſchaftliche Feinde der Indianer, und Caſtilianer, kämen und wollten ſie angreifen,

ſen, und ließ die Rädelsführer der Verſchworenen bitten, ſich bey ihm einzufinden, um gemeinſchaftlich zu berathſchlagen, was in einem ſo dringenden Falle zu thun ſey. Dieſe kamen ohne das geringſte Mißtrauen; und ſo wie ſie nach und nach zu dem Statthalter hineintraten, wurden ſie gebunden, und jeder beſonders verwahret. Als ſie alle beyſammen waren, eröffnete er ihnen, daß er von ihrem Vorhaben unterrichtet ſey, und ließ ſie in dem Angeſichte der ganzen Menge Indianer, welche um die Stadt herumlagen, aufhängen. Dieſe Völker, die die Chriſten unter dem Gewehre ſahen, getraueten ſich nicht, etwas zu unternehmen; ja ſie geſtunden noch öffentlich, daß ſie ebenfalls den Tod verdienet hätten. Sie fügten hinzu, daß wenn man ihnen verzeihen würde, ſie den Spaniern, wenn ſie es verlangten, Weibsperſonen überlaſſen wollten; und dieſer Vorſchlag wurde angenommen. Die Indianerinnen waren fruchtbar, und von guter Gemüthsbeſchaffenheit: dieß hat die Spanier in der Folge bewogen, mehrere dergleichen Heurathen zu thun. Einige von ihnen haben ſo gar Schwarze geheurathet; und daher iſt die große Menge Meſtizen, und Mülatres gekommen, womit dieſe Provinzen

heutiges

heutiges Tages bevölkert ſind. Sie werden bereits bemerket haben, Madame, daß die Liebe die Unternehmungen der Europäer, in der neuen Welt, immer begünſtiget hat.

Don Pedro de Mendoza, der in Paraguay nicht geliebt war, reiſete, nach einem Aufenthalte von zweyen Jahren, zurück nach Spanien. Er ſturb, ehe er daſelbſt ankam; und der Kaiſer, Carl V, ernennete an ſeine Stelle Don Alvarez de Vera, den tugendhafteſten Mann in Spanien. In der Beſtallung, die dieſer Fürſt ihm gab, empfohl er ihm vor allen Dingen, weder Advocaten, noch Anwälde, in ſeiner Provinz zu dulden, weil dem Wachsthume der Colonien nichts ſchädlicher wäre, als dieſe Art von Leuten. Er verordnete, daß man niemanden verwehren ſollte, nach Europa zurück zu kehren, oder ſeine Zuflucht zu dem Kaiſer zu nehmen, oder an ihn zu ſchreiben. Er verwilligte allen denen, die in der großen Hungersnoth zu Buenos-Ayres Menſchenfleiſch gegeſſen hatten, einen Generalpardon: dieſes hatten verſchiedene gethan, und ſich, um der Strafe zu entgehen, zu den Wilden geflüchtet.

Der neue Statthalter verſammelte, in Aſſumtion, zuerſt alle Geiſtliche, und Ordens-

leute; und gab ihnen im Namen des Kaiſers zu erkennen, daß Ihro Majeſtät alles, was die Fortpflanzung des Glaubens in dieſen wilden Ländern beträfe, auf ihr Gewiſſen bände. Er verſprach ihnen zugleich, ſie, bey Ausübung ihres Amtes, mit allem ſeinem Anſehen zu unterſtützen; und, nachdem er verſchiedene unter den königlichen Bedienten eingeriſſene Mißbräuche abgeſchaffet hatte, wendete er alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Indianer, um ſelbige zu gewinnen, und ſie in der Verbindung mit den Spaniern zu erhalten.

Die **Guaranis**, ein Volk, welches an dem oſtlichen Ufer des Fluſſes **Uraguay** wohnet, ſind die erſten, und treueſten Unterthanen dieſer Krone geweſen. Sie leiſteten dem Don Alvarez große Hülfe in denen verſchiedenen Kriegen, welche er mit anderen, weniger biegſamen Nationen zu führen hatte, und die er nicht anders, als durch die Gewalt der Waffen bezwingen konnte. Viele wurden durch des Statthalters Gelindigkeit, und einnehmendes Weſen gewonnen: allein, indem er die Gemüther dieſer wilden Völker ſanfter machte, hatte er, auf Seiten der Spanier ſelbſt, alles zu erdulden, was Neid und Mißgunſt grauſames erdenken kann. Die königlichen Bedienten,

ten, erbittert, daß er ſich ihrer Tyranney widerſetzete, machten ihn bey dem hohen Rathe zu Madrid gehäßig; und ohne Befehl vom Hofe zu erwarten, nahm man ihn gefangen, legte ihn in Ketten, und ſchickte ihn nach Europa. Etlichemale wollte man ihn unterweges vergiften; auf den Azoriſchen Inſeln wollte man ihn gefangen ſetzen; allein alle Bosheit ſeiner Feinde konnte ſeine Unſchuld nicht verkleinern, und ſie wurde an dem Hofe zu Madrid durchgängig erkennet. Unterdeſſen ſchickte man ihn doch nicht wieder nach Paraguay, aus Beſorgniß, ſeine Gegenwart möchte neue Unruhen erwecken.

Bey allen dieſen innerlichen Uneinigkeiten, unterließen die Einwohner in Aſſumtion nicht, an der Vergrößerung ihrer Colonie mit Eifer zu arbeiten. Kurze Zeit darauf machten ſie zwey neue Errichtungen, woraus bald zwey große Städte entſtunden. Die erſte, an dem Fluſſe Parana gelegen, wurde Guayara, von dem Namen der Provinz, genennet; die zweyte, Santa Cruz, erbauete man in der Provinz Tucuman, an der Gränze von Peru. Letztere Stadt hat man hernach funfzig Stunden weiter gegen Norden verleget. Zu eben dieſer Zeit wurde die Kir-

che in Aſſumtion zu einem Bisthume erhoben. Der Kaiſer wollte, daß der erſte Biſchof von Paraguay in ſeinen Kirchſprengel auf eine ſeiner Würde gemäßen Weiſe ſollte eingeführet werden. Der Statthalter empfieng ihn alſo mit großen Ehrenbezeigungen; und als er ihn anredete, bat er um ſeinen Segen auf den Knieen. Der Prälat brachte verſchiedene Anordnungen des Kaiſers mit, welche die Commenden betrafen.

Dieſe **Commenden** waren ein ausgedachtes Mittel, diejenigen zu belohnen, welche zu Stiftung der Colonie am meiſten beygetragen hatten, und man die Eroberer von Paraguay nennete. Sie beſtunden aus einer gewiſſen Anzahl untergebener Indianer, welche verbunden waren, denjenigen, denen man ſie verwilliget hatte, zu dienen. Waren ihrer nicht genug vorhanden, um alle zu verſorgen, ſo machte der Statthalter, mit Uebereinſtimmung des Biſchofes, und aller, die in dem Rathe ein Stimmrecht hatten, neue Untergebene aus den Eingebohrnen des Landes, als über welche man zu gebieten berechtiget zu ſeyn glaubte. Man überließ ſie an verſchiedene Privatperſonen auf eine gewiſſe längere oder kürzere Zeit, nach Beſchaffenheit des Ranges und der Ver-

dienſte

dienſte der Perſonen. Nach Verlauf dieſer Zeit, fielen die Commenden den königlichen Domainen wieder heim; und der Statthalter der Provinz brauchte die darunter ſtehenden Indianer zu öffentlichen Arbeiten, oder theilte ſie unter andere Privatperſonen aus. Auf ſolche Art hatte ein jeder, nach ſeiner Reihe, einen Genuß von dieſer Einrichtung. Der Beſitzer einer ſolchen Commende hatte keine Gerichtsbarkeit über die ihm Untergebenen: dieſe waren ihm jährlich nicht mehr als zwey Monate Arbeit, und einen gewiſſen Tribut ſchuldig, welchen aber diejenigen, die über funfzig, und unter achtzehn Jahren waren, nicht erlegen durften. Der fünfte Theil dieſes Tributes mußte dem Pfarrer des Kirchſpieles gegeben werden. Den Beſitzern war auferlegt, für alle Bedürfniſſe ihrer Indianer zu ſorgen; Acht zu haben, daß ſie in der Chriſtlichen Religion unterrichtet würden; ihnen gut zu begegnen; und mit ihnen wie mit Kindern umzugehen; wie ſie denn auch ſolche wirklich, in vielen Stücken, Zeit ihres Lebens ſind. Um alle Bedrückungen zu verhüten, waren Beamte geſetzet, die ihre Klagen anhören mußten, und Macht hatten, demjenigen ſeine Commende zu nehmen, der überwieſen wurde, daß er ſie

nicht zweckmäßig gebraucht hatte. Allein, nie iſt ein Geſetz ſchlechter beobachtet worden. Die Verfolgungen der Jeſuiten rühren, ihrem Vorgeben nach, faſt alle daher, weil ſie ſtandhaft genug waren, und nicht zugeben wollten, daß den Freyheiten der Wilden der geringſte Abbruch geſchähe.

Carl der fünfte hatte den Statthaltern, die er nach Paraguay ſchickte, nichts ſorgfältiger empfohlen, als Geiſtliche und Ordensleute mitzunehmen, und ſelbigen den benöthigten Vorſchub zu thun, um die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Philipp II, ſein Sohn, und Nachfolger auf dem Spaniſchen Throne, bezeigte nicht weniger Eifer; und die Miſſionnaire, davon die erſten Franciſcaner-Ordens waren, thaten alles, um ſich des Zutrauens dieſer zweyen Monarchen würdig zu machen. Sie tauften eine ziemlich große Anzahl Indianer; allein die häufigen Empörungen dieſer Völker, als welche man nicht allezeit genugſam ſchonete, und die häuslichen Unruhen, wodurch die Colonie, binnen mehr als ſechzig Jahren, beſtändig geſtöret wurde, verurſachten in dem Fortgange der Bekehrung große Hinderniſſe. Die Provinz Tucuman war glücklicher: kaum hatten ſich die

Caſti-

Caſtilianer daſelbſt niedergelaſſen, ſo war man in Peru ſchon bedacht, Mißionnaire dahin zu ſchicken. Der heil. Franciſcus Solano kam mit einer Anzahl Geiſtlicher ſeines Ordens dahin. Er durchzog dieſe Provinz mit dem glücklichen Erfolge, den man von einem Heiligen erwarten konnte, der ſeinem Eifer keine Gränzen ſetzte, und welchen Gott, wenn man den Spaniern glauben ſoll, mit der Gabe Wunder zu thun ausgerüſtet hatte. Der Pater Louis de Rolano, einer ſeiner Schüler, hatte unter den Guaranis ein eifriges Chriſtenthum eingeführet, und er hatte lange Zeit die Aufſicht darüber: er überſetzte ſo gar den Catechiſmus in ihre Sprache; beyde Männer aber wurden von ihren Superioren zurück gerufen, und die weltlichen Geiſtlichen, die blos in den Städten beſchäfftiget waren, konnten ihrer überhäuften Arbeit kaum vorſtehen. Die Ordensgeiſtlichen, derer noch weniger waren, konnten denen zu den Commenden beſtimmten Indianern keinen hinlänglichen Unterricht geben, und ihre viele Mühe war vergebens, ihnen eine Religion beliebt zu machen, wider welche ſie, bey der Härte und den übelen Beyſpielen ihrer Herren, nicht anders als eingenommen ſeyn konnten. Endlich ſahen ſich die

Biſchöfe von Aſſumtion, und Tucuman, in die traurige Nothwendigkeit verſetzet, öftere Vorſtellungen bey Hofe zu thun, um geiſtliche Mitarbeiter zu erlangen, die ihnen zu Erfüllung ihrer Pflichten beyſtünden.

Dieſes war der erſte Zuſtand von Paraguay, als man Jeſuiten dahin abſchickte. Bey der Ankunft dieſer Väter in Tucuman, ſetzte ſich der Statthalter, mit dem ſämtlichen Adel, und den Officieren, zu Pferde, um ihnen entgegen zu reiten; und als ſie ihren Einzug in die Stadt hielten, fanden ſie die Gaſſen mit Blumen beſtreuet, und Triumphbögen auf gewiſſe Weiten errichtet. Der Biſchof hatte ein öffentliches Dankfeſt ihrer glücklichen Ankunft wegen angeſtellet, und führte ſie in Proceßion in die Cathedralkirche, bewillkommete ſie daſelbſt in Ausdrücken, welche ihre Beſcheidenheit beſchämen mußten, ſtimmete ſelbſt das Te Deum an, begleitete ſie hernach in ſeinen Palaſt, und wollte, daß ſie daſelbſt wohnen ſollten. Auf dieſe Art gaben die Spanier ſelbſt Anlaß, welches ſie hernach ohnfehlbar bereuet haben, daß die Indianer dieſe Ordensgeiſtlichen als außerordentliche Menſchen anſahen, welche in der Folge ihre Stifter, ihre Geſetzgeber, ihre Generale im

Kriege,

Kriege, ihre Päpſte, und ihre Souveraine wurden.

Die neuen **Mißionnaire** fanden Stoff genug, ihren Eifer darzuthun, und widmeten ſich ihrem Berufe mit Aemſigkeit. Sie glaubten, ſie müßten bey den Spaniern anfangen, derer Beyſpiel zu dem glücklichen Erfolg ihrer Arbeit unter den Ungläubigen, vieles beytragen, oder ſolchem hinderlich ſeyn konnte. Man hörete ſie auch mit Ehrfurcht an; man fragte ſie mit Zutrauen um Rath; überall fanden ſie gelehrige Gemüther. Sie thaten hernach allerhand Reiſen auf das Land, wo ſie den Indianern das Evangelium predigten; auch hatten ſie dieſer wirklich ſchon eine große Menge bekehret, als ſie erfuhren, daß ſie aus Braſilien Gehülfen bekämen. Ich will mich hier in keine genaue Beſchreibung von allen durch dieſe Apoſtoliſchen Männer erfolgte Bekehrungen einlaſſen: dieſe häuften ſich aber, je mehr neue Mitarbeiter ankamen. In kurzer Zeit brachten die Jeſuiten verſchiedene **Errichtungen** in Paraguay zu Stande; und der Triumph ihrer Politik, Menſchlichkeit, und Eifer war, daß, indem ſie die Religion anwendeten, freye Leute unterwürfig zu machen, ihre Vorurtheile zu beſiegen, ihre Leidenſchaf-

ten zu dämpfen, ſie zugleich geſittete, arbeit-ſame, und glückliche Leute machten. Den alten Geſetzgebern ähnlich, haben ſie beſtändig herumirrende, allezeit bewaffnete Barbarn, die nur mordeten, und vom Raube lebeten, geſel-lig gemachet. Dieſe Mißionnaire, in Wiſſen-ſchaften erfahrne Leute, erinnerten ſich in den alten Dichtern geleſen zu haben, daß Orpheus durch das Entzückende der Muſik es dahin ge-bracht hatte, die Menſchen aus den Wäldern hervor zu locken. Sie bedienten ſich eben ſol-cher Mittel, um wilde Gemüther ſanfter zu machen. Kaum hatte ein Jeſuit angefangen, etliche geiſtliche Geſänge anzuſtimmen, ſo ka-men die Wilden aus den Hölzern, und aus ih-ren Schlupfwinkeln hervor, und folgten mit größten Freuden dem, deſſen Stimme ihre Oh-ren gerühret hatte. Wenn ſie nun der Miſ-ſionnair um ſich herum verſammelt ſah, fieng er an, ihnen die Glaubenslehren vorzutragen. Wurde ihnen die Zeit zu lang, ſo ſtimmete der neue Orpheus ſeine Lieder wieder an; und da er auf ſolche Art den Geſang mit dem Unter-richte verband, lehrete er ihnen, nicht Stadt-mauern bauen, wie Amphion, ſondern reinli-che und bequeme Hütten, woraus in baldiger Zeit Wohnplätze entſtunden. Dieſe nen-

nete

nete man **Lehrſchulen**, oder **Unterwerfungsorte**, (doctrines, ou réductions,) Wörter, die ſeitdem beſtändig üblich geblieben ſind, um dieſe Art von **Dörfern** anzudeuten.

Die Jeſuiten wollten auch **Wohnplätze** in den Städten haben. Die erſte dieſer Errichtungen geſchah in **Aſſumtion**, der Hauptſtadt der Provinz. Der Stadtrath wies ihnen einen Platz an, um ein Haus, und eine Kirche zu bauen. Es wurden ſogleich Anſtalten gemachet, und jedermann wollte dazu beförderlich ſeyn; ſo gar die **Damen**, welche ſich durch ihren Eifer und Aufwand außerordentlich hervorthaten. Was dieſen Ordensgeiſtlichen die Zuneigung der Spanier beſonders erwurb, war die **Geſchicklichkeit**, mit welcher ſie die Gemüther der Indianer zu gewinnen wußten, unter denen man niemals ſicher zu ſeyn glaubte. Auf einer andern Seite hoffeten die Indianer, die Caſtilianer würden ſich durch Leute, welchen ſie ſo viele Hochachtung bezeigten, gewinnen laſſen, um mit ihnen gelinder umzugehen: allein, da die Mißionnaire ſich der Eingebohrnen des Landes zu ſehr anzunehmen ſchienen, ſetzten ſie ſich bey den Spaniern in Verdacht. Man ſagte ganz laut, die **Jeſuiten** hätten keinen andern

End-

Endzweck, als ſich zu Herren der Paraguayer zu machen, und ſie alleine zu nutzen: dieß wäre die einzige Urſache, warum ſie den Hof beredet hätten, Befehle wegen Aufrechthaltung der Freyheit dieſer Völker ergehen zu laſſen; und ſie würden nicht ermangeln, ſie zu ihrem Vortheile zu mißbrauchen, und ſich zum Schaden der königlichen Unterthanen bereichern. Umſonſt antworteten dieſe Väter, daß ehe noch einer von ihnen in die Provinz gekommen wäre, der Kaiſer Carl V, dergleichen Befehle ſchon gegeben hätte; die Gemüther waren zu erbittert, ihrem Vorgeben zu glauben, und dieſer Unwille nahm mehr und mehr zu. Es hat dieſer hernach zu den heftigſten Zwiſtigkeiten Anlaß gegeben; und ich ſehe die traurigſten Folgen für die Geſellſchaft voraus.

Ich bin, u. ſ. w.

Buenos-Ayres, den 21. October, 1751.

Der 152 Brief.

Fortſetzung von Paraguay.

Sie haben geſehen, Madame, daß in Paraguay zweyerley Religionen ſind, die Chriſtliche, und die Heydniſche; zweyerley Völker, die Indianer, und die Spanier; zweyerley Wohnplätze, Städte, und Dorfſchaften; zweyerley Souveraine, der König von Spanien, und die Jeſuiten. Alle dieſe Gegenſtände erfordern, wiederholet, und zergliedert zu werden.

Fünf Statthalterſchaften theilen dieſes Land, und haben zu Hauptſtädten, la Plata, Santa Cruz, Cordua, Buenos-Ayres, und Aſſumtion, welche letztere zugleich die Hauptſtadt vom ganzen Reiche iſt. Die Statthalter ſind unabhängig, und uneingeſchränkt, ſo wohl in politiſchen, als militairiſchen Angelegenheiten: nur in gewiſſen beſonderen Fällen erkennen ſie die Oberherrſchaft der Unterkönige von Peru. In Civil- und Criminal-Sachen ſtehen ſie unter der königlichen Audienzia.

La Plata, wo dieſes Tribunal ſeinen Sitz hat, wurde durch den Capitain Pedro d'An-

d'Anzures, unter der Aufſicht von Franz Pizarro, auf die Ruinen des Indianiſchen Fleckens Chuquiſaca, deſſen Namen ſie auch noch beybehält, angeleget. Der Name der Silber-Stadt, Ciudad de la Plata, wurde ihr in Betrachtung eines nicht weit davon gelegenen Silberbergwerkes gegeben. Sie liegt in einer kleinen, von Bergen eingeſchloſſenen Ebene, und die Häuſer ſind ſteinern, mit Ziegeln gedecket. Die, welche auf dem Hauptplatze ſtehen, ſind groß, wohl eingerichtet, mit Luſt- und Baumgärten verſehen, und außer dem Erdgeſchoſſe noch mit einem Stockwerke überbauet. Das Waſſer in der Stadt iſt nicht überflüßig; man hat ſich aber Mühe gegeben, es in alle Quartiere zu leiten, ſo daß es zum Bedürfniſſe der Einwohner, derer man ohngefähr vierzehntauſend, ſo wohl Indianer, als Spanier, zählet, zureichend iſt. Die Kirche iſt in eine Metropolitankirche, das Juſtizweſen in ſeine königliche Audiencia, der Erzbiſchof, und ſein Official, in ein geiſtliches Tribunal, die Gerichtsperſonen der Stadt in einem Stadtrath, nnd die Collegien in eine Univerſität, verwandelt worden. Die Profeſſores beſtehen aus Jeſuiten, weltlichen Prieſtern, und Laien, welche auch in den Schulgebäuden öffent-

öffentliche Vorleſungen halten. Man darf nicht fragen, ob es viele Mönche gebe: dieß iſt die zahlreichſte Claſſe von Einwohnern in den meiſten Städten des Spaniſchen America: ſie beſtehen aus Dominicanern, Franciſcanern, Auguſtinern, Vätern de la Merci, Jeſuiten: keine, oder ſehr wenige Benedictiner, und Cartheuſer, ſieht man, auch nicht einmal Capuciner, welche ſich doch ſo leicht, und gern, in der ganzen Welt verbreiten.

Die Gegenden um Plata ſind längſt dem Fluſſe Cahimayo, zwey Stunden von der Stadt, voller Landhäuſer. Ein anderer Fluß, Pilco-Mayo genennt, fließt ſechs Stunden davon auf dem Wege nach Potoſi, und hat vortreffliche Fiſche. An ſeinen Ufern wohnen die Chiriguanes, unverſöhnliche Feinde der Chriſten, welche mit den Spaniern beſtändigen Krieg führen. Nichts deſto weniger kommen die Jeſuiten in ihr Land, und zu mehrerer Sicherheit laſſen ſie ſich von etlichen Indianern begleiten; da geſchieht es denn, daß ſie zuweilen einige dieſer Wilden bekehren. „Wir kennen in ganz Paraguay, ſagte mir einer dieſer Väter, kein ſtolzeres, härteres, unbeſtändigeres, und untreueres Volk

als die **Chiriguanes**, derer **Urſprung** folgender ſeyn ſoll. „

„Als die Guaranis ſich dem Evangelio unterwurfen, und, durch die erſten Mißionnaire vereiniget, verſchiedene Völkerſchaften ausmachten, fand ſich unter ihnen noch eine gewiſſe Anzahl Ungläubiger, die man auf keine Art von ihrer Hartnäckigkeit abbringen konnte. Dieſe Barbarn, aus Furcht von ihren Landesleuten, derer Beyſpiel ſie nicht hatten folgen wollen, übel gehalten zu werden, entſchloſſen ſich, ihr Vaterland zu verlaſſen, und ihre Sicherheit anderwärts zu ſuchen. In dieſer Abſicht giengen ſie über den Fluß Paraguay, ſetzten ihren Weg tief in das Land fort, und ſchlugen ihre **Wohnung** mitten in den **Gebirgen** auf. Die Nationen, wohin ſie geflüchtet waren, ſahen ſie mit ſcheelen Augen an; doch glaubte man, daß, da ſie aus einem ſehr hitzigen Lande in eine ungemeine **kalte** Gegend kämen, ſie dem rauhen Clima nicht widerſtehen, ſondern gar bald verderben würden. **Chiriguano**, ſagte man in der Landes-Sprache, das heißt, die Kälte wird ſie umbringen; und daher iſt der Name, den ſie gegenwärtig führen, entſtanden. Allein, an ſtatt vertilget zu werden, vermehrten ſie ſich

ſo

ſo ſehr, daß ihre Anzahl in wenigen Jahren auf mehr als dreyßigtauſend anwuchs. Da ſie von Natur kriegeriſch ſind, überfielen ſie ihre Nachbarn, rotteten ſie nach und nach aus, und bemächtigten ſich des ganzen Landes.„

Eben dieſer Jeſuit erzählte ferner, daß beſagte Völker, die er Barbarn nennete, gemeiniglich nicht mehr als eine Frau hätten, unter ihren Kriegsgefangenen aber die jüngſten Mägdgen ausläſen, und ſie zu ihren Maitreſſen machten. Dieſer Geſchmack zeigt eben keine Barbarey an. „Das ſonderbareſte bey ihnen iſt, fuhr der Pater fort, daß ſie von einem Tage zum andern nicht mehr dieſelben Menſchen ſind: heute ſind ſie vernünftig, und von gutem Umgange; morgen ärger als die Tyger in den Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wenn man ſie durch Eigennutz zu gewinnen weiß: wo ſie nichts zu hoffen haben, da ſind alle Leute ihre Feinde. Natürlicherweiſe ſind ſie luſtig, voller Feuer, ſcherzhaft, und ihre Spaſe haben wirklich etwas Witz: verzagt, wenn ſie Widerſtand finden; unerträglich übermüthig, ſo wie es auch bey den geſitteteſten Nationen der Gebrauch iſt, wenn ſie ſehen, daß man ſich vor ihnen fürchtet.„

„Ihre **Dörfer** ſind in die Runde gebauet, und in der Mitten iſt der Marktplatz. Ordentlich gehen ſie **nackend**, haben aber Beinkleider, die ſie unter dem Arme tragen, ſo wie die Franzoſen ihre Hüte. Wenn ein **Mägdgen** anfängt mannbar zu werden, nöthiget man ſie, drey Monate in ihrem Hängebette zu bleiben. Alte Weiber, mit Stöcken, treten hernach in die Hütte, und ſchlagen auf alles, was ſie antreffen: ſie ſagen, ſie verfolgen die **Schlange**, die das Mägdgen bis auf das Blut geſtochen hat: endlich, um dem Lärmen ein Ende zu machen, giebt eine von ihnen vor, ſie habe die Schlange getödet. Ein **Sterbender** urtheilet von der Liebe, die ſeine Familie zu ihm trägt, durch das entſetzliche Geheul und Geſchrey, das ſeine Verwandten um das Bette herum machen, in dem Augenblicke, da er verſcheiden will. Es geſchieht nicht ſelten, daß dieſe fürchterliche Muſik den Tod des Kranken befördert. Die **Zauberer**, die bey den meiſten Wilden ihr Glück machen, ſind bey den Chiriguanen in größter Verabſcheuung; und bey dem geringſten Verdachte von Hexerey, wird ein Menſch verbrennt. Wie können ſie aber an keine Zauberkünſte glauben, da ſo gar Völker, welche ſich Philoſophen nennen,

nen, Bücher haben, die ſie der Erſcheinungen wegen in Ehren halten, und theologiſche Schriften beſitzen, wo die Hexenmeiſter ihre Rolle ſpielen, ja, zum Uebermaaſe von Betruge, ein Recht lehren, das auf Zauberey gegründet iſt? Die Chiriguanen erſchrecken, ſo wie wir, vor einem Traume, ſie geben auf unglückliche Tage Achtung, ſie halten dieſe und jene Zahl für verdächtig, und beunruhigen ſich wegen des Geſchreyes gewiſſer Thiere. Der einzige Vortheil, den wir vielleicht über dieſe Barbarn haben, iſt, daß bey uns nur die alten Weiber, die Ammen, die Kinder, der Pöbel, und die Einfältigen, ſich dergleichen abergläubiges Schrecken machen; geſcheute Leute hingegen reden nur davon, um zu lachen.„

„Die nächſten Nachbarn der Chiriguanen ſind die **Chiquitos**, derer Name ſich klein machende Leute bedeutet. Die Spanier haben ſie alſo benennet, weil die **Thüren** ihrer Hütten ſehr **niedrig** ſind, und ſie nur auf dem Bauche hindurch kriechen können. Sie richten ſie deswegen ſo ein, daß die **Mosquiten**, davon dieſes Land, inſonderheit in den Regenmonaten, überhäufet iſt, nicht hineindringen. Das **Land** iſt ſehr bergig, und

mit ungeheuern Wäldern bedecket. Die häufigen und verſchiedenen **Bienen**, welche man in letzteren findet, geben Honig und Wachs im Ueberfluſſe. Dieſes, nebſt dem Reiße, Mais, der Baumwolle, dem Zucker, Tabak, Manioc, und den Patates, ſind die gewöhnlichſten **Waaren** dieſer Provinz. Vom Monate December, bis in den May, wird die Landſchaft durch ihre Flüſſe **überſchwemmet**, und alles Gewerbe unter den Einwohnern iſt aufgehoben. Es entſtehen daraus große **Seen**, voller **Fiſche**. Die Chiquitos machen einen gewiſſen bittern **Teig**, welcher die Fiſche berauſchet, ſo daß ſie oben auf das Waſſer kommen, wo die Fiſcher ſie mit leichter Mühe fangen. Wenn die Waſſer ſich verlaufen haben, ſo beſäen die Wilden ihre **Felder**, welche alsdenn ungemein viel **Fruchtbarkeit** haben. Die **Wälder** ſind angefüllet mit Affen, Hünern, Schildkröten, Büffelochſen, Hirſchen, Ziegen, Bären, Tygern, und giftigen Thieren.„

„Die **Sitten** der Chiquitos unterſcheiden ſich wenig von den Sitten der anderen Wilden im ſüdlichen America. Sie **eſſen**, ohne den Hunger zu erwarten, ohne ſich an gewiſſe Stunden zu binden, ohne eine Wahl in ihren

Speiſen

Speiſen zu machen, ohne für den andern Tag zu ſorgen: ſie leben in der freyen Luft, ſind an alle Veränderungen des Clima gewohnet, gehen mehrentheils nackend, und haben zu ihrem Bette die Erde, die Haut eines Thieres, etliche Baumblätter, oder eine elende Matte. Daher rühret ihre Leibesſtärke, ihr abgehärtetes Temperament, und ihre Geſundheit, welche der Grund ihrer Glückſeligkeit iſt. Die Arzeneywiſſenſchaft, ſo wie man ſie in unſern Städten übet, ihre prahlende Theorie, und ſo oft fehlſchlagende Praxis, ihre Lehrſätze ohne Erfahrung, ihre Schlüſſe ohne Beweiſe, ſind dieſen Indianern gänzlich unbekannt. Sie haben nur eine Art, die Krankheiten zu heilen; ſie ſaugen den Theil, wo der Schmerz ſich äußert, aus, und dieſes geſchieht von einem Caciquen, der ein großes Anſehen bey der Nation dadurch erwirbt. Er fragt allemal erſt diejenigen, welche ſeine Hülfe verlangen: was habt ihr gemachet, ehe ihr ſeyd krank geworden? habt ihr nicht Chica weggegoſſen? habt ihr nicht das Wildpret von Hirſchen, oder das Fleiſch von Schildkröten weggeſchmiſſen? Bekennet man nun dieſes, ſo antwortet der Esculap; dieß iſt eben, was euch umbringt: die Seele des Thieres iſt in

euern Leib gekrochen, und rächet ſich wegen der ihr angethanen Beſchimpfung. Alsdenn ſauget der Cacique den leidenden Theil aus: ſtirbt nun der Kranke, ſo liegt die Schuld an ihm; wird er wieder geſund, ſo iſt der Ruhm dem Arzte.„

„Die Chiquitos ſind nicht ſo wilde, als die Chiriguanes, und mehr geneigt, das Licht des Evangelii zu erkennen. Unſere Mißionnaire haben ſchon verſchiedene **Chriſtliche Völkerſchaften** unter ihnen errichtet, mit der gegründeten Hoffnung, die anderen ebenfalls zu bekehren. Die Kirche kann keine gelehrigern Kinder, Spanien keine getreuern Unterthanen, America keine glücklichern Völker, unſere Geſellſchaft aber keine gehorſameren Schüler bekommen. Ihre Bekehrung ſchien bereits verloren zu ſeyn, als einer unſerer Väter, Joſeph **von Arcé**, zwey Umſtände nutzete, wodurch er die Zuneigung dieſer Völker erwurb. Zwey Nationen führten mit einander Krieg; und der Pater brachte es durch ſeine Beredſamkeit dahin, daß er ihren Streitigkeiten ein Ende machte, und Friede und Eintracht unter ihnen wieder herſtellete. Faſt zu gleicher Zeit bat er für einen Chiquiten um Gnade, der von dem Statthalter von Santa-Cruz zum

Tode

Tode verurtheilet worden war. Durch dieſen Liebesdienſt gewonn er die Gewogenheit der anderen Wilden; und bey der Freyheit, das Land zu durchreiſen, hatte er das Vergnügen, daß ganze Nationen, von ſich ſelbſt, verlangten, unterrichtet zu werden. Die Art und Weiſe, wie dieſe Völker berathſchlagten, ob ſie die Chriſtliche Religion annehmen wollten, verdienet angeführet zu werden. Man ſtellete eine Generalverſammlung an; und jedermann fand ſich bey Nachtzeit an dem beſtimmten Orte ein. Man hatte Muſik, fieng an zu tanzen, und unter dem Tanzen wurde die Sache vorgetragen, und erwogen. Ein jeder ſagte ſeine Meynung nach dem Tacte; und der Ball endigte ſich mit dem Entſchluſſe, daß das Chriſtenthum in dem Lande ſollte eingeführet werden.„

„Doch muß man ſich nicht einbilden, als hätten dieſe Völker allezeit ſo viel Bereitwilligkeit gezeiget. Man hat ihrer geſehen, welche mit der größten Hartnäckigkeit verweigert haben, die Mißionnaire anzuhören; oder, ſind ſie auch einigermaaſen aufmerkſam geweſen, ſo haben ſie kaltſinnig geantwortet: ihr ſaget, daß euer Gott alles wiſſe, daß er überall gegenwärtig ſey, und daß er alles, was vor-

geht, ſehe: wir mögen keinen Herrn haben, der ſolche ſcharfe Augen hat; wir wollen in unſern Hölzern in Freyheit leben, ohne einen Zeugen, und beſtändigen Tadler unſerer Handlungen, zu haben. Ein anderer Wilder, welcher ermahnet wurde, ein Chriſt zu werden, antwortete dem Jeſuiten, der ihn mit der Hölle bedrohete: deſto beſſer, es wird mich auf ſolche Art nach meinem Tode nicht mehr frieren. Durch dergleichen Antworten machen ſie die Prediger in ihrem Eifer oft ganz kleinmüthig. „

„Es iſt nicht bey den Chiquitos, wo die Mißionnaire ihre Evangeliſchen Eroberungen in Paraguay angefangen haben. Die älteſten, zahlreichſten, und eifrigſten Gemeinen, (réductions,) ſind bey den Guaranis geſtiftet worden. Ehe das Licht des Glaubens bey ihnen durchbrach, wohneten in dieſem Lande, wie Sie geſehen haben, Barbarn ohne Religion, ohne Geſetze, ohne Wohnplätze, und die keinen gewiſſen Aufenthalt hatten. Doch die Jeſuiten drangen in das Innerſte ihrer Wälder immer tiefer ein; und durch Geduld, Gelindigkeit, und Nachſicht, haben ſie es dahin gebracht, daß man ſie gehöret hat. Dieſe Völker beſtunden blos aus abgeſonderten Familien;

milien; da man ihnen aber die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens kennen lernete, gewöhnte man ſie leicht, geſellſchaftlich zu leben. Man wies ihnen, wie ſie ackern, Ziegel ſtreichen, Bauholz zurichten, Häuſer bauen ſollten. Man ließ von Buenos-Ayres Europäiſches Rindvieh kommen, das ſich in kurzer Zeit ſo vermehrete, daß dieſe neuen Bürger gar bald ihren hinlänglichen Unterhalt fanden. Die Mißionnaire waren die erſten, welche die Hand an die Arbeit legten: einer fuhr mit dem Pfluge, der andere grub Erde; einige fälleten Bauholz, andere trieben, auf dreyhundert Stunden weit, den neuen Völkerſchaften Heerden von Pferden, Ochſen, Kühen, Ziegen, und Schaafen, zu. Eben die Männer, die ihrer erhabenen Talente wegen auf den berühmteſten Univerſitäten in Europa waren bewundert worden, ſah man auf einmal in Hirten, Mäuerer, Zimmerleute, Ackerleute, u. d. verwandelt, und den Wilden die Ausübung dieſer Handthierungen lehren, um ihnen die Nothwendigkeit, ſich darauf zu legen, begreiflich zu machen. So wie ſeitdem, und vielleicht nach ihrem Beyſpiele, der Verbeſſerer eines großen Reiches, in Holland ein Zimmermann, in London ein Kaufmann, in Paris

ein Künſtler, und in ſeinen eigenen Staaten ein Soldat war, um ſeinen Völkern zum Beyſpiele, Muſter, und zur Regel, in dieſen verſchiedenen Ständen zu dienen.„

„Erwegen Sie, was für Arbeit es den Mißionnairen gekoſtet hat, eine **blühende Republik**, in dem **Innerſten der Barbarey** ſelbſt, nach einem vielleicht noch vollkommenern Plane, als des Plato ſeiner war, zu ſtiften. Sie hatten mit allen Elementen zu ſtreiten; ſie mußten unwegſame Länder durchziehen, wo die Einwohner mehr zu fürchten waren, als die wilden Thiere, welche man bey jedem Schritte antraf. Was haben ſie nicht zu erdulden gehabt, ſelbſt von denjenigen, die eines Glaubens mit ihnen waren, das heißt, von den **Spaniern**? Dieſe haben ihnen niemals vergeben, daß ſie die Indianer ihrer Reductionen dem Zwange der Commenden entzogen haben. Ohne Unterlaß verhindert, mit Gewalt und Schimpfe aus ihren eigenen Häuſern gejaget, vor Gerichte als Verräther und Miſſethäter angeklaget, haben ſie gar oft die Früchte ihrer Arbeit vernichtet geſehen, ohne ſich abſchrecken zu laſſen, ohne ihren Eifer in Wiederherſtellung ihres Schadens zu vermindern, und dieß mit einer Standhaftigkeit und Ge-

Geduld, wodurch ſie endlich alle Schwierigkeiten überwunden haben.„

„So wie dieſe beherzten Männer die Paraguayer zuſammen brachten, ſo vertheilten ſie ſie in neue Reductionen, und vermochten ſie nach und nach, ſich als **Unterthanen** der Krone Spanien zu erklären. Es geſchah nicht ohne große Mühe, dieſe Barbarn, welche keine Oberherrſchaft zu erkennen gewohnet waren, dazu zu bewegen. Ihre Einwilligung rührte von der Liebe, und dem Zutrauen her, welche unſere Väter ihnen einzuflößen gewußt hatten, und von dem Anſehen, das ſich dieſe bey ihnen erworben hatten, da ſie bey aller Gelegenheit ihren Nutzen zu befördern trachteten. Philipp der IV, beehrte die **Guaranis** mit dem Titel ſeiner getreueſten Unterthanen; er überließ ihnen die Sorgfalt, Paraguay auf der Seite von Braſilien zu bewachen; er erließ ihnen alle andere Dienſte, und behielt ſich als eine Lehnspflicht nur vor, daß die Mannsperſonen, vom achtzehnten bis zum funfzigſten Jahre, ein jeder jährlich einen Thaler in ſeinen Schatz bezahlen mußten. Sie zahlen ſelbſt ihr Geld an die königlichen Einnehmer in der Hauptſtadt aus, worüber dieſe ihnen einen Empfangſchein geben. Die Oberhäupter

häupter der Reductionen, zugleich mit den Mißionnairen, müſſen Sorge tragen, daß der Tribut richtig erleget werde. Man hat auf ſolche Art in dieſem Lande mit keinen unbarmherzigen Exequirern, wie in Europa, zu thun, welche tauſendmal gehäßiger ſind, als die Auflagen ſelbſt, welche ſie eintreiben.„

„Das, was der König von Spanien von dieſen Indianern einnimmt, iſt kaum hinlänglich, die Koſten zu beſtreiten, die er ihrerwegen aufwenden muß: denn jedesmal, daß auf ſeinen Befehl Mißionnaire aus Europa nach Paraguay geſendet werden, bezahlt er für einen jeden ohngefähr zwölfhundert Franken. Ueberdieß nimt man jährlich zehntauſend Piaſters aus dem königlichen Schatze zu ihrem Unterhalte. Auch den Wein bey der Meſſe, und das Oel für die Lampen in den Kirchen, bezahlet Se. Majeſtät. Endlich giebt dieſer Fürſt jeder Reduction noch alle Jahre mehr als ſechshundert Livres, um Arzeneymittel anzuſchaffen; ohne die außerordentlichen Allmoſen zu rechnen, welche öfters auf anſehnliche Summen ſteigen. Zu Zeiten Philipp V, redete man viel wider den allzu mäſigen Tribut der Paraguayer, da die anderen Indianer fünfmal ſo viel erlegen müſſen; allein dieſer

Fürſt

Fürſt verbot alle Aenderungen in der einmal gemachten Einrichtung, und gab ſein königliches Wort, die Sachen allezeit bey dieſer Verfaſſung zu laſſen.„

„Es iſt ganz irrig, fuhr der Jeſuit fort, wenn man glaubt, wir wären dergeſtalt **Herren** von dieſer Republik, daß die Guaranis keine andere Gewalt erkenneten, als die unſere. Wem iſt wohl unbekannt, mit was für **Bereitwilligkeit** dieſe Völker den Unterkönigen, den Statthaltern, den Biſchöfen, und allen königlichen Beamten, gehorchen? Auf den geringſten Wink ſieht man ſie mit Begierde aus ihrem Lande gehen, ſich ſelbſt mit den benöthigten Waffen verſehen, zwey, drey, vierhundert Stunden zu Fuße zu machen, um zu arbeiten, oder zu fechten, und wenn es erfordert wird, in des Königes Dienſte zu ſterben. Bey dieſer Gelegenheit empfangen ſie nicht den geringſten Sold, oder Belohnung. Welcher Vaßall in der Welt leiſtet ſeinem Lehnsherrn dergleichen Pflichten? Welche Unterthanen hat man auf dieſe Art ihrem Souveraine dienen geſehen? Die Statthalter der Provinz thun von Zeit zu Zeit eine Reiſe in die Reductionen, und finden überall die bereitwilligſte Ausübung ihrer Befehle. Die Vorgeſetzten dieſer Völ-

ker-

kerſchaften begeben ſich alle Jahre zu eben dieſen Statthaltern, um die Beſtätigung ihrer Aemter zu empfangen. Wahr iſt es, daß die Jeſuiten keine beſſeren Freunde, und keine ergebenere Schüler haben, als ihre geliebten Neubekehrten: wollte man ſich einfallen laſſen, ihre Regirungsform zu ändern, ſo würde dergleichen Unternehmen allerdings eine geſchwinde Empörung veranlaſſen; denn die ſämtliche Verwaltung beruhet völlig, oder doch größtentheils, auf den Mißionnairen. Der wenige Verſtand dieſer Indianer erfordert, daß dieſe Väter in alle ihre Angelegenheiten eingehen, und ſo wohl ihr Zeitliches, als Geiſtliches beſorgen. Unterdeſſen hat jedes Dorf eben die Juſtiz- und Polizey-Beamten, wie die Spaniſchen Städte: weil man aber auf dieſer Leute Fähigkeit nicht ſonderlich rechnen kann, ſo dürfen ſie keine Strafe auferlegen, noch im geringſten nichts von Wichtigkeit entſcheiden, ohne die Bewilligung ihrer Hirten. Dieſe Beamten werden von den Einwohnern gewählet, und von dem Pfarrer beſtätiget; der ſich alſo die Gewalt vorbehält, diejenigen, die er mehr oder weniger fähig zu dieſen Stellen beurtheilet, anzunehmen, oder zu verwerfen. Ein kluger Kopf,

der

der dieſe Colonie mit der alten Lacedämoniſchen Regirungsverfaſſung verglich, ſagte, daß das Weſentliche eines Paraguayer, wie ehedem das von einem Spartaner, darauf ankäme,. daß erſtere von den Jeſuiten abhiengen, ſo wie dieſe den Geſetzen des Lycurgus gefolget hätten. Alles iſt in dem **Lande der Mißionen**, wie in der Griechiſchen Republik, **gemeinſchaftlich**. Die Nebenbuhler von Athen hatten Geld, und Ueppigkeit verbannet. Die Nachbarn von Peru kennen weder Gold noch Silber. Alles ſieht ſich ähnlich, ausgenommen, daß die Spartaner Sclaven hatten, und ihre Prieſter nicht zur Verwaltung des Staates zugelaſſen wurden: hier hingegen, regiren die **Prieſter alleine** die Nation, und die Paraguayer ſind dieſer Prieſter Sclaven. Man hat den Jeſuiten hieraus ein Verbrechen machen wollen; es wird ihnen aber allezeit zum Ruhme gereichen, daß ſie dieſen wilden Völkern einen Begriff von Religion, und Menſchlichkeit beygebracht, unſere Künſte ohne unſere Ueppigkeit gelehret, und unſere Bedürfniſſe ohne unſere Leidenſchaften gezeiget haben: wenn es wahr iſt, daß ſie Schätze geſammlet haben, ſo ſind zugleich auch Menſchen durch ſie glücklich geworden. Es

iſt wirklich lobenswerth, auf eine ſolche Art ſeinen Privatnutzen mit der öffentlichen Glückſeligkeit zu verbinden zu wiſſen.„

„In jeder Reduction ſind ordentlich zwey Jeſuiten: der zweyte iſt faſt allezeit ein aus Europa neu angekommener Mißionnair. Er dienet dem erſten als Vicarius, und lernet zu gleicher Zeit die Sprache der Indianer. Der Pfarrer iſt bey ſich Superior; und da er allezeit ſechs zum Kirchendienſte beſtimmte Knaben hat, ſtellet ſein Haus eine kleine Ordensgeſellſchaft vor, wo alle Verrichtungen nach der Glocke geſchehen, und alles wie in einem Kloſter eingerichtet iſt. Er ſelbſt iſt dem Superior der Mißion völlig unterworfen, dieſer aber beſchäfftiget ſich beſtändig, die Kirchſpiele zu beſuchen.„

„Wenn einige neue Mißionnaire ankommen, ſo geben dieſe guten Leute ſich alle erſinnliche Mühe, ihre Freude an den Tag zu legen. Die Luſtbarkeiten hören die ganze Zeit nicht auf, da wo die Jeſuiten ſich in denen auf ihrem Wege gelegenen Dörfern aufhalten; und es giebt allezeit etwas dabey zu ſehen. Unſere Väter wiederum, bezeigen ihre Erkenntlichkeit durch eine mehr als väterliche Liebe, und beweiſen ihre Sorgfalt auch in den geringſten

ringſten Kleinigkeiten. Sie gehen in die Häuſer, und ſehen nach, ob nichts fehlet; ſie ſind gegenwärtig, wenn geſchlachtet wird, damit das Fleiſch nach Billigkeit ausgetheilet werde, und nichts verloren gehe.„

„Unerachtet die Paraguayer natürlicher Weiſe wenig Verſtand haben, ſo bemerket man doch, daß ſie, gleichſam durch einen angebohrnen Trieb, in allen Künſten, die ſie erlernen, geſchickt ſind. Wahr iſt es, ſie ſind nicht erfinderiſch; aber ſie beſitzen die Gabe, alles was ſie ſehen nachzumachen, in einem hohen Grade. Man zeige ihnen ein Kreuz, einen Leuchter, ein Rauchfaß; man gebe ihnen die Materialien, um ähnliche dergleichen zu machen; und man wird Mühe haben, ihre Arbeit von dem Modelle zu unterſcheiden. Ueberall findet man Werkſtätte von Vergoldern, Malern, Bildhauern, Uhrmachern, Tiſchern, u. d. So bald als die Kinder in die Jahre kommen, daß ſie arbeiten können, führet man ſie in dieſe Werkſchulen, und überläßt ſie der Handthierung, wozu ſie die meiſte Neigung haben. Ihre erſten Lehrmeiſter waren Ordensbrüder der Jeſuiten, welche man zu dieſer Abſicht hatte aus Europa kommen laſſen.„

„Eine ziemlich lange Zeit beſaßen dieſe Indianer nichts Eigenthümliches: allein ſeitdem ſie keine Veränderung ihrer Wohnungen mehr zu befürchten haben, hat man jeder Familie ein gewiſſes Stück Landes angewieſen, worauf ſie das Nothdürftige erbauen; denn auf die Art, wie man dieſe Leute erzieht, werden ſie von Ueberfluſſe nie nichts wiſſen. Auſſer dieſen beſonderen Ländereyen, ſind noch andere, die der ganzen Gemeine gehören, und davon die Früchte in die öffentlichen Vorrathshäuſer geleget werden, theils zum Gebrauche unvermutheter Bedürfniſſe, theils zur Unterhaltung der Kirchen, theils für die Kranken, theils für die, welche man in den Krieg ſchicket. Der Ueberreſt wird zur Handlungsmaſſe geſchlagen; und von dieſen Geldern bezahlet man Tribut, man kaufet die benöthigten Vorräthe für die Truppen ein, u. w. d. m. Findet ſich Mangel in einer Reduction, es geſchehe nun durch Mißwachs, oder durch andere Zufälle, wodurch auch der fleiſſigſte Ackermann die Früchte ſeiner Bemühungen einbüßet, oder aber durch Viehſterben, ſo ermangeln die benachbarten Dorfſchaften nicht, ihr beyzuſtehen, und verlangen keine andere Wieder-

Wiedererſtattung, als eben dergleichen Hülfe in ähnlichen Fällen. „

„Die **Kleidung** der Paraguayer beſteht in einem Camiſole, in Beinkleidern, auf Spaniſche Art gemachet, und in einem Ueberrocke von Baumwollenen Zeuge, der bis auf die halben Beine hinunter geht. Niemand iſt um die Füße bekleidet, als die Officiere, und andere angeſehene Perſonen. Die alltägliche Kleidung iſt allezeit weiß; die Farbenkleider werden nur an Feſttagen getragen. Die **Weiber** haben Hemden an, ohne Aermel, die bis auf die Ferſen gehen; einen Gürtel, einen Mantel, der ſo lang iſt, wie das Hemde, aber von feinerer Leinwand, und mit Aermeln. Letzteren legen ſie nicht ab, als wenn ſie auf dem Felde arbeiten; und weil ihre ſchwarzen, langen, herumfliegenden Haare wie ein Schleier ausſehen, ſo glaubt man von weitem, es wären Nonnen in Hemden, die das Feld bauen. Sie haben um die Stirne ein feſt zuſammen gezogenes Tuch, daran ſie allerhand Laſten, welche ſie auf den Achſeln ruhen laſſen, binden. Wenn man dieſen Völkern verſtattete, ſich nach ihrem Willen zu kleiden, ſo würden ſie gar bald, wie die anderen Wilden, nackend gehen. Die **Werkſtätte** für die Bekleidung ſind

beyſammen in einem großen Hofe, neben dem Hauſe, und unter den Augen der Mißionnaire, angeleget. Daſelbſt findet man allerley Arbeiter, vornehmlich aber **Weber**, welche beſtändig Leinwand machen. Sie werden auf Koſten der Reduction ernähret, bekommen aber weiter keinen Lohn. „

„Die **chriſtlichen Dorfſchaften**, unerachtet ſie ohne alle Kunſt gebauet ſind, ſind groß, weitläufig, wohl gelegen, die Gaſſen nach der Schnure gezogen, die **Häuſer** gleichförmig, von Rohre zuſammen gemachet, mit Ziegeln gedecket, und ſtehen ohngefähr wie die Buden auf einem Marktplatze. Sie haben nur ein Erdgeſchoß, welches aus einem viereckigen Saale beſteht, worinnen eine ganze Familie wohnet. Unter den öffentlichen Gebäuden ſieht man auch ein **Zuchthaus** für lüderliche Weibsperſonen. Es dienet zu gleicher Zeit zu einem Zufluchtsorte für diejenigen, welche keine Aeltern mehr haben, oder derer Männer auf der Reiſe, oder im Kriege ſind. Der Marktplatz iſt in der Mitte des Dorfes; an ſelbigem aber ſtehen die **Kirche**, und das **Zeughaus**, in welchem letzterem alle Waffen und Kriegsvorräthe verwahret werden. Nichts mangelt dieſen Dörfern;

man

man findet darinnen bis auf Pulvermühlen, davon das verfertigte Pulver theils für die Truppen beſtimmet iſt, theils zu den Feuerwerken gebraucht wird, womit man alle weltliche und geiſtliche Feſte feyert. Alle Wochen werden die Truppen geübet; denn in jeder Reduction ſind zwey Compagnien Militz, davon die Officiere, ihrem Range nach, ein mit Golde oder Silber beſetztes Uniform haben: ſie tragen ſolches aber nur, wenn ſie zu Felde gehen, oder bey feyerlichen Gelegenheiten. Außer dem, unterſcheidet man den Soldaten nicht von den andern Einwohnern: dieſe Tapferen, welche die Sicherheit der Republik ausmachen, und man oft mit Lorbern bedecket wieder heim kommen ſieht, ſo bald ſie ihre Waffen von ſich geleget haben, dienen den übrigen zum Muſter von Frömmigkeit, Sanftmuth, Beſcheidenheit, und Gehorſam. Sie behalten unter einander eine vollkommene Gleichheit, die ſicherſte Stütze der Einigkeit und Ruhe der Bürger.„

„Außer den gewöhnlichen Truppenübungen, werden auch von Zeit zu Zeit für die Bogenſchützen, Lanzenwerfer, Schleiderer, und für diejenigen, welche nach der Scheibe ſchieſſen, Preiſe ausgeſetzet. Um ſich vor Ueber

fällen zu verwahren, unterhält man beſtändig eine Anzahl Reiterey, welche auf die Straſſen ausgeſchicket werden, und Nachricht von allem, was ſie ausgekundſchaftet haben, einbringen. Es geſchieht nicht, um Eroberungen zu machen, oder ſich mit anderer Nationen Schaden zu bereichern, daß die Guaranis ſich in den Waffen üben: ſie thun es blos, um ſich wider die Anfälle ihrer Nachbarn zu verſichern, von welchen ſie weder Friede, noch Stillſtand, zu hoffen hätten, wenn ſie ſich ſelbigen nicht furchtbar zu machen wüßten. Setzte man der Wildheit dieſer verrätheriſchen Nationen keine Schranken, ſo würden dieſe Barbarn, und Friedensſtörer, die einander unaufhörlich verfolgen, und aufreiben, bis in das Innerſte der Reductionen dringen, und Mord, und Verwüſtung anrichten. Seit hundert Jahren weiß man ſich in Paraguay keiner wichtigen Schlacht zu erinnern; an allen Siegen aber haben die chriſtlichen Völkerſchaften den meiſten Antheil gehabt, und ausnehmende Proben von Tapferkeit, und Eifer für den Dienſt des Königes, gegeben. Hierzu kommt noch, daß ſie den Krieg allezeit auf ihre Koſten geführet, und ſich belohnet genug geglaubet haben, der Ehre zu genießen, in dem Dienſte

des

des Königes zu ſtehen. Es iſt wahr, es iſt nöthig, daß ſie Spaniſche Officiere zu Anführern haben; denn ſie wiſſen ſich weder zu ſtellen, noch Ordnung zu halten. Ihre Art iſt, ſich alle zuſammen auf einmal auf den Feind zu werfen, und ein erſchreckliches Geſchrey und Geheul zu machen. Man ſchicket ihnen alſo zu Kriegszeiten erfahrene Officiere, welche ſie einige Tage zuvor, ehe ſie in die Schlacht gehen, üben.„

„In Spanien ſchrie man ſehr, als ihnen der Gebrauch des Feuergewehres verſtattet wurde; und man wendete alles mögliche an, dieſe Erlaubniß widerrufen zu laſſen. Allein Philipp V, der überzeuget war, daß den Miſſionnairen, mehr als jemanden, daran gelegen ſey, daß die Neubekehrten dieſe Erlaubniß nicht mißbrauchten, begnügte ſich, dem Provinzial der Jeſuiten, im Jahre 1743, zu empfehlen, daß er über die zu nehmenden Maasregeln mit ſeinen Ordensleuten zu Rathe gehen möchte, allen zu beſorgenden Ungleichheiten zuvorzukommen. Das Gewehr bleibet auch nicht in den Privathäuſern: ſo bald man es nicht mehr nöthig hat, wird es in das Zeughaus abgegeben.„

„Den Einwohnern der Reductionen fehlet es an vielerleyen Dingen, welche bey ihnen nicht wachſen, und die ſie ſich durch Handel, und Vertauſchung der Landesfrüchte, verſchaffen müſſen. Alles was ſie von Leinwand, Tabak, Häuten, Paraguaykraute, u. d. überley haben, nachdem ſie ſelbſt hinlänglich verſorget ſind, ſchicken ſie in die Spaniſchen Städte. Dieſe Waaren werden dem General-Procurator der Jeſuiten in die Hände geliefert: er verkaufet, oder vertauſchet ſie, und legt den Reductionen davon Rechnung ab. Die große Einfalt der Indianer verſtattet nicht, daß man ihnen dieſen Handel ſelbſt überließe: ſie würden von den Europäern zu oft betrogen werden; dieſe würden ihre Schwäche ohne Bedenken mißbrauchen, und ſie endlich, nach öfterm Betruge, ſo heimtückiſch und böſe machen, als ſie ſelbſt ſind. Diejenigen Leute, welche dieſe Waaren in die Städte führen, werden frey gehalten, und ihre Felder auf gemeinſchaftliche Koſten beſtellet. Man weiß auf das genaueſte, was ſie für die Waaren einnehmen ſollen, weil alle Preiſe beſtimmt ſind, und man niemals handelt.„

„Bey aller Polizey, und genommenen Maasregeln, damit es niemanden an dem

Nothwendigen fehle, geſchieht es doch zuweilen durch Nachläßigkeit, oder durch die wenige Vorſicht dieſer Völker, daß ſie nicht genug übrig behalten, ihre Felder zu beſäen. In ſolchem Falle leiht man ihnen eine gewiſſe Menge Getreide, welches ſie nach der Aernde wiedergeben müſſen. Die Mißionnaire wählen, unter den Munterſten, Aufſeher, denen ſie auftragen, die Felder durchzugehen, und zu unterſuchen, ob zu behöriger Zeit geſäet, und geärndet wird, ob man ſolche Einrichtungen trifft, daß hinlängliche Getreidevorräthe übrig bleiben; und ob die Viehzucht wohl beſorgt wird. Man beſtraft die Nachläßigen ernſtlich; denn die gemeine Wohlfahrt ſo wohl, als eines jedweden Privatnutzen erfordert, daß jedermann ſeine Pflicht erfülle, und die Müßiggänger nicht auf Koſten der Arbeitſamen leben. Ohne dieſe Vorſicht, würde man oftmals Mangel erdulden; denn dieſe Leute ſind ſo gefräſſig, daß man ihnen im Anfange nicht einmal die Ochſen, womit ſie ackerten, anvertrauen durfte, aus Furcht, ſie möchten ſie tod ſchlagen, und verzehren. Man kann ſo gar nicht bergen, daß die rührendeſten Ermahnungen nichts würden gefruchtet haben, ſie zu der Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen, wenn

man nicht zuerſt bedacht geweſen wäre, ſie mit Lebensmitteln im Ueberfluſſe zu verſorgen: denn da es im Werke war, die erſten Gemeinen zu errichten, ſagten ſie zu den Mißionnairen: wenn ihr wollet, daß wir bey euch bleiben ſollen, ſo müßt ihr uns genug zu eſſen geben, denn uns hungert beſtändig. In dieſem Puncte ſind ſie auch noch bis itzt eben dieſelben. Sie haben keine geſetzte Stunde für ihre Mahlzeiten; ſie richten ſich nicht nach der Uhr, ſondern nach dem Magen: bey ihnen zeigt der Hunger allemal die Stunde an.„

„In dieſer Republik leidet man keinen Bettler; und niemanden läßt man müßig gehen. Man höret auch nichts von Proceſſen, oder Streitigkeiten, weil keiner etwas eigenes beſitzt; denn man kann nicht ſagen, daß derjenige was eigenthümliches habe, der beſtändig bereit iſt, das wenige, was er hat, mit denen zu theilen, die deſſen bedürftig ſind. Man iſt öfters hier mehr für die anderen, als für ſich ſelbſt beſchäfftiget. Die Arbeit der Weiber iſt eben ſo ordentlich eingerichtet, als der Männer ihre. Zu Anfange der Woche theilet man eine gewiſſe Anzahl Wolle, oder Baumwolle, unter ſie aus, die ſie des Sonnabends Abends fertig liefern müſſen, damit

Lein=

Leinwand, oder Zeuge, daraus gewirket werden können. Ein jeder muß des **Abends**, zu einer geſetzten Stunde, zu Hauſe ſeyn. Die **Schaarwache** fängt alsdenn ihren Umgang an, und macht die Runde die ganze Nacht hindurch. Man nimt dazu lauter Perſonen, auf die man ſich verlaſſen kann; und ſie werden alle drey Stunden abgelöſet. Bey der Wahl von Leuten, denen man ſolchergeſtalt die öffentliche Ruhe, und Sicherheit anvertrauet, wendet man eben ſo viel Vorſicht an, als bey der Beſetzung anderer Ehrenſtellen, oder Kirchen-Aemter. „

„Man hat für nöthig erachtet, alle mögliche Anſtalten zu treffen, daß kein Paraguayer **Gemeinſchaft** mit den **Spaniern** in den Städten habe, oder dieſe ſich in dem Lande der Jeſuiten niemals verweilen können. Wenn es ſich füget, daß die Spanier dieſen Weg nehmen, um nach Chili oder Peru zu gehen, dürfen ſie nicht länger als drey Tage in jedem Dorfe bleiben. Man giebt ihnen bequeme, aber abgeſonderte Häuſer zu ihrer Wohnung ein, wo es an nichts fehlet; aber man läßt ſie mit keinem Einwohner reden. Unerachtet ſie Unterthanen eines Herrn ſind, ſo geht man doch mit ihnen, als wie mit gefährlichen und verdächtigen Fremden

den um. Man befürchtet, ſie möchten die Sitten der Indianer verderben: und dieſe ſo entehrende, ſo beleidigende Urſache für eine ſtolze Nation, wie die Spaniſche, iſt dennoch von Ihren Catholiſchen Majeſtäten gebilliget worden, und Sie haben von dieſen Völkern keine Dienſtleiſtung erlangen können, als unter dieſer ſonderbaren Bedingung.„

„Die Paraguayer gehen nicht aus ihrer Behauſung, um zu Kriegsdienſten, oder zu anderer königlicher Arbeit gebraucht zu werden, ſie haben denn einen Mißionnair zu ihrer Begleitung: dieſer dienet ihnen zum Seelenſorger, und zum Dollmetſcher; denn es wird ihnen nicht verſtattet, die Spaniſche Sprache zu lernen. Dieſe große Einſchränkung machet, daß man ſehr zum Nachtheile der Jeſuiten ſpricht: ohne ſelbige aber würden dieſe Neubekehrten, die in der größten Unſchuld leben, und von denen Leidenſchaften, welche ſo vieles Unheil auf der Welt anrichten, nichts wiſſen, vielleicht gar bald nicht mehr kenntbar ſeyn. Um davon überzeuget zu werden, darf man nur den Unterſchied, zwiſchen dieſen Neubekehrten, und denen, bey welchen man dergleichen Vorſicht nicht angewendet hat, in Acht nehmen. Man muß bekennen, daß die meiſten

Caſti-

Caſtilianiſchen Sitten durch Eigennutz, Uep-pigkeit, und Neigung zum Vergnügen, verderbet worden ſind, und bey allem Scheine einer aufrichtigen Frömmigkeit, Unwiſſenheit, Hochmuth, Ungerechtigkeit, Unerſättlichkeit nach Golde, und Unkeuſchheit, den Platz der Religion in den Herzen eingenommen haben. Wenn man den Indianern ſagt, daß das Chriſtenthum nicht geſtatte, mehr als eine Frau zu haben, daß es ſeinen Schülern Lehren der Demuth, der Verleugnung, des Mitleidens gebe, ſo ſetzen ſie ſo gleich die Aufführung der Spanier entgegen, und begleiten ihre Antwort mit einem ſo höhniſchen Lächeln, daß auch die eifrigſten Bemühungen dadurch irre gemacht werden möchten. Endlich hat die Erfahrung mehr als zu ſehr gelehret, daß es unmöglich fällt, diejenigen zu bekehren, denen ihre Umſtände erlauben, die Europäer in der Nähe zu kennen, und Umgang mit ihnen zu haben.„

Ich bin, u. ſ. w.

Buenos-Ayres, den 27. October, 1751.

Der

Der 153 Brief.

Fortſetzung von Paraguay.

Das, was am meiſten beyträgt, Madame, die große Einigkeit, welche man in der Paraguayiſchen Republik bewundern muß, zu unterhalten, iſt die darinnen eingeführte allgemeine Bemühung, das **Anſehen des geiſtlichen Standes** zu befördern. Wenn ein Biſchof ſeine **Kirchen-Viſitation** hat anſagen laſſen, ſo begeben ſich zwey oder drey Jeſuiten, mit einer großen Anzahl Indianer, in die biſchöfliche Stadt, ihn zu begleiten. Anderen Neubekehrten trägt man auf, ſich an gewiſſen angewieſenen Plätzen einzufinden, um theils die Feinde abzuhalten, die ſich etwa auf dem Wege möchten ſehen laſſen, theils Erfriſchungen dahin zu bringen. So bald der Prälat nahe an die Reduction kommt, wird die Nachricht davon mit den größten Freudenbezeugungen aufgenommen. Zwey Compagnien **Cavallerie** machen ſich augenblicklich auf, und reiten ſo lange, bis ſie in dem Angeſichte des Zuges angelanget ſind. Hier ſtellen ſie ſich, laſſen die Standarten fliegen, und machen ihre

Schwen-

Schwenkungen in der ſchönſten Ordnung. Sie ſitzen hernach ab, gehen zu den Prälaten, werfen ſich ihm zu Füßen, küſſen ihm ehrfurchtsvoll die Hand, und empfangen ſeinen Segen.

Eine Stunde vor dem Dorfe erſcheinen die in **Bedienungen** ſtehende, und andere angeſehene Perſonen, um auch ihren Reſpect zu bezeigen. Hierauf kommt die **Infanterie**, in Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen, wobey der Schall der Trommeln, Pfeifen, und Clarinetten, die ganze Gegend erfüllet. Der **Biſchof** hält ſeinen **Zug** mitten durch dieſe Truppen, welche Marſch ſchlagen, und ſich hernach anſchließen. Er zieht endlich unter dem Zurufe des Volkes in die Reduction ein, woſelbſt ihn die **Weiber** erwarten; denn dieſen wird nie, unter welchem Vorwande es auch ſey, erlaubet, ſich unter die Mannsperſonen zu mengen. Der Prälat ertheilet ihnen ebenfalls ſeinen Segen, welchen ſie fußfällig, und mit gefalteten Händen empfangen. Ueberall, wo er vorüber geht, iſt die Erde mit Blumen, und wohlriechenden Kräutern beſtreuet. Die ganze Zeit ſeines Beſuches wird mit heiligen **Ergötzlichkeiten** zugebracht; wobey man mit Verwunderung ſo vielen Geſchmack, Ordnung, und Zierlichkeit ſieht, als man in manchen geſitteten

ſitteten Städten von Europa nicht finden würde. Iſt nun die Viſitation geendiget, ſo bringt man den Biſchof unter eben dergleichen Anſtalten in den nächſten Flecken. Endlich kehrt er in ſeine biſchöfliche Stadt auf die Art zurück, wie er abgereiſet war. Ein Indianer kennet kein größeres Glück, als einmal in ſeinem Leben ſeinen Biſchof empfangen, und geſehen zu haben.

Gleiche **Ehrenbezeigungen** erweiſet man dem **Provincial** der Jeſuiten. Auch ein bloſer **Mißionnair**, wenn er in eine Reduction kommt, wird auf die vorzüglichſte Weiſe empfangen. Ein wohlklingendes Concert verkündiget ſeine Ankunft. Der Fluß iſt mit Barken bedecket, worinnen ſich bewaffnete Indianer befinden, die eine Art von Seetreffen vorſtellen, und durch ihre Kämpfe, Spiele, und Tänze, dem Pater hunderterley Vergnügen zu machen ſuchen. Der Superior, und ſein Vicarius, ſtellen ſich in einiger Entfernung, jeder an die Spitze eines Truppes Cavallerie, und Infanterie, welche ihre militariſchen Uebungen vor ihnen machen. Von dem Ufer an, wird der Mißionnair von einer Menge Volkes begleitet, die unter beſtändigem Freudengeſchreye ihn durch einen Triumphbogen

führen.

führen. Sie gehen zuſammen in die Kirche, wo der Chef der Indianer ihn in einer kurzen, aber nachdrücklichen Rede bewillkommet. Unterdeſſen erwarten ihn junge, weißgekleidete, und mit Blumen geputzte Mägdgen an der Thüre, die ihm, beym Herausgehen, Früchte, und Erfriſchungen, anbieten. Junge Burſche, mit Piken und Lanzen bewaffnet, fangen unter Trompeten und Clarinetten-Schalle einen kriegeriſchen Tanz an. Andere, wie Matroſen, Fechter, Handwerker, Bauern gekleidet, machen ein Ballet, worauf ein Turnier, eine Erleuchtung, und ein Feuerwerk folget.

Weil ich begierig war, ſelbſt eine von dieſen Reductionen zu ſehen, ſo bat ich den Procurator der Jeſuiten von Buenos-Ayres, mich in die vom heil. Franciſcus-Xaverius, in der Provinz Tucuman, zu führen. Wir machten die Reiſe, nach der Landesart, in Wagen, die mit Häuten bedeckt waren. In dem für den Herrn beſtimmten Wagen, bringt man eine kleine Kammer an, worinnen ein Bette, und ein Tiſch, befindlich ſind; die anderen Wagen ſind für die Bedienten, und zu den Vorräthen. Jeder Wagen wird von ſtarken Ochſen gezogen; und, weil es dieſer eine erſtaunende Menge giebt, erſparet man ſie nicht.

Unerachtet dieſes Fuhrwerk langweilig zu ſeyn ſcheint, ſo kommt man doch ziemlich geſchwind fort. Man führt nichts mit ſich, als Brod, Wein, und eingeſalzenes Fleiſch: was das Wildpret, und andere friſche Fleiſch anbelanget, ſolches trifft man hinlänglich unter Weges an. Das Hornvieh weydet zu Tauſenden auf den unüberſehlichen Flächen, und wird ſo gar zuweilen auf dem Wege beſchwerlich. Die Rebhüner laſſen ſo nah an ſich kommen, daß man ſie leicht mit einem Stocke tod ſchlagen kann: ſie ſind aber weder ſo groß, noch ſo gut, als die unſerigen.

Die erſte Nacht ſchliefen wir in einer Jaccra, welche einem Spanier zugehörete. Man giebt dieſe Benennung gewiſſen Stücken Landes, womit der König diejenigen Officiere und Soldaten belohnet hat, welche ſich bey der Eroberung des Reiches beſonders hervor gethan haben. Man findet eine Menge ſolcher Jaccras in ganz America. In einer jeden iſt ein kleines Dorf, das aus Hütten beſteht, worinnen die zum Ackerbaue benöthigten Sclaven wohnen. Den andern Tag begaben wir uns nach Santa-Fé, einer kleinen Stadt ſechs Stunden von Buenos-Ayres, in einem fruchtbaren, angenehmen, und längſt einem Fluſſe

gele-

gelegenen Lande, der ſich in den großen Fluß la Plata ergießt. Als wir nach St. Xavier kamen, giengen wir zuerſt in die Kirche: ſo bald nun die Mißionnaire erfuhren, daß ein Fremder ſein Gebeth daſelbſt verrichtete, kamen ſie hervor, mich zu empfangen. Der Superior brachte mir Weihwaſſer, und bewillkommete mich. Man lautete die Glocken, und die Chorknaben verſammelten ſich ſogleich, und ſtimmeten einen Paraguayiſchen Lobgeſang an, um Gott wegen unſerer glücklichen Ankunft zu danken. Nach verrichtetem Gebethe, führte man mich in das Haus der Väter, daſelbſt auszuruhen, und gab mir ein bequemes Zimmer zur Wohnung ein.

Der Gottesdienſt in den Kirchen von Paraguay wird lediglich von den Jeſuiten beſorget. Eigentlich ſollten die Pfarrer von dem Statthalter ernennet, und von dem Biſchofe eingeſetzet werden: beyde aber haben ſich genöthiget geſehen, ihr Recht dem Provincial der Geſellſchaft zu überlaſſen, welcher aus dem Mittelpuncte ſeiner Mißionen die Viſitationen in allen Gemeinen anſtellet, und ſeine Leute dahin abſchicket. Er wird durch zwey Vice-Superiore in ſeinem Amte unterſtützet, davon der eine nicht weit von dem

Fluſſe Parana, der andere aber in der Gegend des Fluſſes Uraguay, wohnet. Man findet alſo in den Reductionen weder Layenbrüder, noch weltliche Prieſter, noch Mönche. Man wählet nur, unter den Geſchickteſten in der Nation, eine Art von **Kirchendienern**, die zugleich das Amt als Chorſänger verrichten, und den Mißionnairen in ihrem Amte beyſtehen. Die Aeltern, wenn ihnen ein **Kind** gebohren wird, fragen dieſe um Rath, wegen des **Namens**, den ſie ihm geben ſollen. Man ſetzt zum voraus, daß die Chorſänger wiſſen ſollen, weſſen **Heiligen** Feſt an dieſem Tage gefeyert wird: da geſchieht es aber oft, daß dieſer Kirchendiener, der kein Latein verſteht, ihnen einen andern, unſchicklichen Namen vorſchlägt, als **Capernaum**, wenn es ein Knabe iſt, oder **Piſcina**, bey einem Mägdgen, weil er ſich dieſer Wörter noch von der an ſelbigem Tage gehörten Meſſe erinnert. Der Mißionnair, der hernach kommt das Kind zu taufen, und die Einfalt des Chorſängers höret, zeigt ihm ſeinen Irrthum, und nennet das Kind, wie es ihm beliebet.

Man beobachtet in jeder Reduction nicht allein alles, was in einer wohl eingerichteten Kirche von Europa üblich iſt, ſondern man

hat

hat noch andere Andachtsübungen einzuführen für gut gefunden. Man lieſt eifrige, und unbeſcholtene Leute aus, welche bey dieſen Indianern das vorſtellen, was bey den Römern die Cenſores waren: dieſe müſſen beſonders auf das Bezeigen, und den Lebenswandel der Neubekehrten ein wachſames Auge haben. Erfahren ſie, daß einer einen Fehler begangen hat, ſo ziehen ſie ihm ein Pönitentenkleid an, und führen ihn in die Kirche. Der Mißionnair verurtheilet ihn, mitten auf dem öffentlichen Markte gepeitſchet zu werden. Der gedemüthigte Sünder küßt nachher die Hand, und die Ruthen, die ihn geſchlagen haben, und ſagt: „Gott belohne dich, daß du mich durch dieſe leichte Strafe von der ewigen Höllenpein, welche mich bedrohete, errettet haſt.„ Das Schönſte dabey iſt, daß auch andere Perſonen, welche etwa in geheim eine Sünde begangen haben, kommen, und ſich öffentlich anklagen, und inſtändig bitten, man ſolle ihnen die nämliche Strafe auflegen: dieß geſchieht alsdenn in dem Augenblicke, und vielmals mit eben denſelben Ruthen.

Da die Mißionnaire mit Leuten von grobem Verſtande zu thun haben, bey welchen die

überzeugendeſten Beweiſe weniger Eindruck machen, als materielle Gegenſtände, ſo haben ſie ſich beſondere Mühe gegeben, ihren Neubekehrten ſolche Dinge vorzubilden, welche die **Ehrfurcht** für heilige Sachen zu vermehren fähig ſind. Dem zu Folge haben ſie gewollt, daß die **Tempel** des wahren Gottes mit der größten **Koſtbarkeit** gebauet, und unterhalten würden. Die erſten Kirchen waren nur hölzern, und von ſehr ſchlechter Bauart. Doch waren ſie ſchon hinlänglich, die Wilden in Bewunderung zu ſetzen, welche dergleichen Gebäude noch nicht geſehen hatten. Die meiſten der heutigen Kirchen ſind ſchön genug, auch den Europäern zu gefallen. Die Altäre ſind mit Gemälden, Säulen, Statuen, und halb erhabener Arbeit verzieret; an den Wänden ſieht man die Geheimniſſe unſerer Religion vorgeſtellet, wobey dieſe guten Leute ſich die vornehmſten unſerer Glaubenslehren begreiflich machen können. Schnuren mit natürlichen Blumen hängen in dem Inneren des Schiffes; der Fußboden iſt mit wohlriechenden Kräutern beſtreuet; man beſprengt ihn mit köſtlichen Waſſern; und brennt dabey allerhand Räucherwerk an.

Um

Um während dem Gottesdienſte gute Ordnung zu erhalten, ſtellet man alle kleine Kinder weiblichen Geſchlechtes, neben den hohen Altar, an das Geländere, auf die eine Seite; und die kleinen Jungen auf die andere. Hinter jedem Truppe ſteht ein Aufſeher, welcher eine große Ruthe in der Hand hat, und dasjenige Kind, welches ſich nur ein wenig von der behörigen Beſcheidenheit und Ehrfurcht entfernet, ſogleich beſtrafet. Nach den Kindern kommen die Knaben, und jungen Mägdgen, die ebenfalls von einem etwas ältern Aufſeher beobachtet werden. Die dritte Claſſe begreift die Manns- und Weibsperſonen von allen Jahren, welche auf eben ſolche Art von einander abgeſondert ſtehen. Sie haben auch ihre Aufſeher, unter den älteſten Perſonen gewählet, und ſind, ſo wohl wie die Kinder, der Ruthenzüchtigung unterworfen.

Alle Einwohner einer Reduction ſind verbunden, täglich in die Meſſe zu gehen, ſie müßten denn rechtmäßige und bekannte Urſachen haben, ſich davon auszuſchließen. Ein jeder geht hernach an ſeine Arbeit, und des Abends rufet eine Glocke die Gläubigen in die Kirche, den Roſenkranz zu bethen. Verzeihen Sie mir, Madame, daß ich alle dieſe

Kleinigkeiten anführe; ſie haben aber einen Einfluß in die politiſche Verfaſſung dieſer ſo ſonderbaren Regirungsforme, der einzigen in der ganzen Welt. Es ſind dieſes die von den Jeſuiten gebrauchten Mittel, um viermal hunderttauſend Unterthanen zu erlangen, und ſich ihnen ergeben zu machen. Dieſe Errichtung fieng ſich mit funfzig Familien an: heutiges Tages beläuft ſie ſich auf mehr als hunderttauſend Familien, in zwey und dreyßig Cantone abgetheilet, welche man das Mißionenland nennet; und jeder Canton enthält über zehntauſend Einwohner.

Des Sonntages begiebt ſich jedermann ſehr früh in die Kirche, den Trauungen beyzuwohnen, welche man auf dieſen Tag verſparet, um ſie feyerlicher zu machen. Dieſe Ceremonie wird durch den Gottesdienſt beſchloſſen; hierauf unterſuchet man, ob niemand ſich entfernet hat; ob innerhalb oder außerhalb der Reduction nicht etwa Ungleichheiten vorgegangen ſind, denen man Einhalt zu thun genöthiget iſt; und denjenigen, welche ſchuldig gefunden werden, leget man Strafen auf. Dieſe beſtehen mehrentheils in Gefängniſſe, oder Faſten: wichtige Fehler werden mit Peitſchenhieben beſtrafet. Nachmittags

tags taufet man die Kinder, und die Neu-unterrichteten, derer gemeiniglich eine große Anzahl iſt. Der übrige Tag wird mit anderen Uebungen zugebracht; denn die Mißionnaire laſſen dieſes Volk niemals müßig gehen.

Ein anders Mittel, deſſen ſie ſich bedienet haben, um die Andacht der Paraguayer zu unterhalten und zu vermehren, iſt die Einführung der **Muſik** in den Reductionen. Sie haben geſehen, Madame, wie reizend dieſe Kunſt für dieſe Indianer iſt. Es iſt ſo gar nichts ungewöhnliches, **ſchöne Stimmen** unter ihnen anzutreffen; und man behauptet, daß ſie ſolches dem Waſſer ihrer Flüſſe zu verdanken haben. Den Kindern lernet man ſingen, und auf Inſtrumenten ſpielen, mit eben der Genauigkeit, und eben ſo regelmäßig, wie in Italien: in jeder Gemeine iſt auch eine Capelle von Tonkünſtlern errichtet, welche die ſchwereſten Stücken, die die Jeſuiten aus Europa kommen laſſen, aufführen. Die Orgeln, Violinen, Spinette, Violoncelli, und andere Inſtrumente, die ſie ſpielen, ſind faſt alle ihrer eigenen Hände Arbeit.

Dieſe Völker finden nicht weniger Geſchmack an der Begehung feyerlicher **Feſte**; inſonderheit aber laſſen ſie an dem **Fron**-

leichnamsfeſte, und an dem Feſttage des Heiligen des Kirchſpieles, alle ihre Pracht, und Eifer, ſehen. In dem Mittel, und an den Enden, jeder Gaſſe errichten ſie Triumphbögen, mit Zweigen beſtecket, und mit Frucht- und Blumen-Schnuren gezieret. Sie hängen auch daran Hirſche, Tyger, Löwen, und andere Thiere, die ſie auf der Jagd erleget haben. Die Fiſcherey liefert ihnen die Fiſche; und ſie nehmen noch alle Arten von Vögeln, die wegen ihrer Größe und Federn ſelten ſind, dazu. Dieſen binden ſie einen langen Faden an das Bein, daß ſie von einem Zweige auf den andern hüpfen, und ſolchergeſtalt die Schönheit ihrer Federn deſtomehr glänzen laſſen können. Um ihrer Pracht die größte Vollkommenheit zu geben, ſtellen ſie längſt den Gaſſen lebendige Tyger, oder andere in Schlingen gefangene wilde Thiere hin, welche auf eine Art gefeſſelt ſind, daß ſie keinen Schaden thun können. Die vorderſte Seite der Häuſer iſt ohngefähr eben ſo verzieret, wie die Triumphbögen. Die Weiber ſetzen zwiſchen die Abtheilungen des Grünen, Torten, und Kuchen, unter tauſenderley Geſtalten. Jedermann beeifert ſich um die Wette, den meiſten Reichthum und Ueberfluß, den meiſten

Ge-

Geſchmack und Anordnung zu zeigen. Blumen, Früchte, Gewächſe, Vögel, Fiſche, vierfüßige Thiere, alle Creaturen vereinigen ſich gleichſam an dieſem Tage, ihren Schöpfer zu preiſen. Man ſieht den Mais, und das andere Getreide, das die Indianer auszuſäen haben, in artigen Körben; damit, bey dem Vorbeytragen der Hoſtie, der Segen darüber ausgetheilet, und das Getreide nach Bedürfniß jeder Gemeine vermehret werde.

Die Frömmigkeit der Chriſten in Paraguay ſchränket ſich nicht lediglich auf dieſe äußerlichen Andachtsübungen ein. Man bemühet ſich hauptſächlich, ſie an das **Weſentliche** der wahren **Religion**, welches in **Bezähmung** der Leidenſchaften beſteht, zu gewöhnen. Die **Unkeuſchheit** iſt aus den Reductionen verbannet: die jungen Leute verheurathen ſich ſehr zeitig, theils um die Anzahl der Unterthanen zu vermehren, theils einem lüderlichen Leben vorzubeugen. Geſchähe einiges Aergerniß dieſer Art, ſo würde die Beſtrafung auf das Verbrechen unmittelbar erfolgen. Die Jeſuiten haben heimliche **Kundſchafter**, welche ihnen von allem, was eine ſchleunige Abänderung erfordert, Augenblicklich Nachricht geben. In der Nacht löſet

man

man die Schaarwache, die nur zur Sicherheit des Landes beſtimmt zu ſeyn ſcheint, dreymal ab; ihre Hauptverrichtung aber iſt, auf die Sitten und das Bezeigen der Einwohner ein wachſames Auge zu haben. Der Abſcheu vor Dieberey, Morde, und andern dergleichen Schandthaten, iſt durch die beſtändige Ermahnung der Mißionnaire, allen Gemeinen eigen. Die Beſtrafungen ſelbſt werden allezeit mit einer **Vorſtellung** begleitet, wodurch die Schuldigen dahin kommen, daß ſie die Strafe als eine brůderliche Zůchtigung annehmen; dieſe Vermittelung aber von Gelindigkeit, und Liebe, ſetzet den Pfarrer vor allem Haſſe, und der Nachgierde deſſen der geſtrafet wird, in Sicherheit. Daher haben auch dieſe guten, einfältigen Leute für ihre Seelenſorger, von welchen ſie glauben, daß ſie nicht irren, und unbillig handeln können, eine ſolche **Ergebenheit** und Ehrfurcht, daß man bewundernswůrdige Beyſpiele davon erzählet. Es ſind ohngefähr etliche Jahre, als ein Haufen Ungläubiger den Anſchlag faſſete, dem Pater Ruiz das Leben zu nehmen. Sie nahmen ſich vor, eine treffliche Mahlzeit von ſeinem Fleiſche zu halten, und glaubten, es můßte ſehr wohlſchmeckend ſeyn, weil die Jeſuiten

die

die einzigen in Paraguay ſind, welche ſich des Salzes bedienen. Dieſe Barbarn ſchlichen ſich alſo, unter Begünſtigung der Dunkelheit, in die Reduction, wo der Jeſuit war; und ſuchten ihn überall. Einer von den Neubekehrten, welcher ſie gewahr wurde, lief geſchwind in das Haus des Pfarrers, nahm ſeinen langen Mantel, und großen Hut, und zeigte ſich in dieſem Aufzuge den Barbarn, damit ſie alle ihre Wuth wider ihn ausließen, und der Mißionnair verſchonet bliebe. Ein anderer Indianer, ein Mann von Jahren, und der bey den ſeinigen in Anſehen ſtund, ließ, da er in den letzten Zügen lag, alle ſeine Nachbarn zuſammen rufen, und verband ſie eidlich, die Mißionnaire niemals zu verlaſſen, unter was für einem Vorwande es auch ſey. „Denn, ſetzte er hinzu, ſollte es euch auch das Leben koſten, ſo ſeyd ihr wenigſtens gewiß, nicht ohne den Empfang der Sacramente zu ſterben.„ Ein Jeſuit traf einen Paraguayer an dem Fuße eines Baumes liegend an, welcher winſelte. Der Mißionnair fragte ihn, was die Urſache ſeines Schmerzes wäre. Der Neubekehrte antwortete: „ich beweine unſere Väter, die ich ſo weit von ihrem Vaterlande entfernet ſehe, und ſich der größten Gefahr aus-

ausſetzen, um den armen Indianern beyzuſtehen.„

Welcher Anblick, Madame, kann wohl bewundernswürdiger ſeyn, als Leute zu ſehen, die ehedem Barbarn waren, und nun die eifrigſten Chriſten geworden ſind? Republiken zu ſehen, die keine anderen Geſetze kennen, als die Vorſchriften des Evangelii, und wo die vortrefflichen Tugenden des Chriſtenthumes, die Tugenden eines ganzen Volkes geworden ſind? Uebrigens iſt die Religion nicht die einzige Quelle der Glückſeligkeit für die Paraguayer. Eine wohl geordnete Freyheit, der Ueberfluß an Lebensmitteln, bequeme Wohnungen, Friede, Einigkeit, und Eintracht, dieß ſind die Hülfsmittel, die ſie vollends vollkommen glücklich machen. Die Einwohner dieſer Reductionen ſind allerdings Unterthanen des Königes von Spanien, und ſtehen unter den Befehlshabern der Provinz; allein die Laſt dieſer Unterthänigkeit iſt ſo leicht, daß ſie, unter der Aufſicht und Gewalt der Jeſuiten, in der That wie in einer freyen Republik beherrſchet werden. Auf eine dergleichen Art ſah man ehedem, daß zahlreiche Nationen ſich unter den Gehorſam der Römer begaben, und dem Scheine nach, ihnen zugleich

zinsbar

zinsbar wurden, die aber dadurch eine wirkliche Sclaverey, womit ſie von mächtigern Völkern bedrohet wurden, von ſich abwendeten.

Die Mißionen in Paraguay ſind mit heydniſchen Götzendienern umgeben, derer einige mit den Neubekehrten in gutem Vernehmen leben; andere aber ſie beſtändig mit Ueberfällen bedrohen. Ein heiliger Eifer führet die Miſſionaire öfters zu dieſen Barbarn; und ſie bekehren ihrer allezeit eine gewiſſe Anzahl. Die hartnäckigſten ſind die Guenoas; nicht allein weil ſie an eine lüderliche Lebensart gewohnet ſind, ſondern auch, weil ſie viele Meſtizen, ja einige wegen Schandthaten berüchtigte Spanier unter ſich haben, die ihnen böſe Beyſpiele geben, und ſie von den gepredigten Wahrheiten mehr entfernen. Die Charuas bezeigen ſich weniger widerſpenſtig, weil ſie arbeitſamer ſind, und keine Gemeinſchaft mit dieſen entlaufenen Spaniern haben.

Zu Ende des vorigen Jahrhundertes, zählte man ſchon in dem Lande der Moxes acht bis neun Chriſtliche Gemeinen, derer Bekehrung dem Eifer des Pater Baraze zuzuſchreiben war. Unter dem Namen der Moxes begreift man verſchiedene vereinigte Nationen

von

von Ungläubigen, die eine unermeßliche Gegend neben dem hitzigen Erdſtriche bewohnen. Die meiſten dieſer Völkerſchaften beſtehen aus drey oder vierhundert Menſchen; und unerachtet ſie zuſammen gränzen, ſo redet doch eine jede eine andere Sprache; ſie verſtehen auch einander nicht, ſie haben unter ſich keinen Verkehr, überziehen einander oft mit Kriege, und eſſen die Gefangenen. Der Pater Baraze ſelbſt führte von Lima, bis in ſeine neue Mißion, eine zahlreiche Heerde Kühe und Ochſen, die ſich hernach vermehret, und dem Lande zu großen Nutzen gereichet haben. Von den Moxes gieng er zu anderen Wilden, und kam endlich bis an das Land der Baures, wo er während ſeinen apoſtoliſchen Bemühungen ermordet wurde.

Die Nation der Manacicas hat ſich in einer großen Menge ziemlich volkreicher Dörfer ausgebreitet. Ihre Lebensart iſt von der anderen Indianer ihrer gänzlich unterſchieden; und alle ihre Häuſer ſehen regelmäſig und reinlich aus, welches man bey den anderen Wilden ordentlich nicht findet. Das größte wird von dem Caciquen bewohnet, als bey welchem die oberſte Gewalt ſtehet. Seine Ländereyen werden auf öffentliche Koſten be-

beſtellet; ſeine Tafel, welche allezeit mit den beſten Speiſen, die im Lande zu haben ſind, beſetzet iſt, koſtet ihm nichts. Niemand darf ohne ſeine Erlaubniß weder jagen, noch fiſchen: jeder Einwohner iſt ſchuldig, ihm den zehnten Theil ſeiner Einkünfte zu geben; er beſtraft die Verbrecher, und mißhandelt, wenn er will, die Unſchuldigen. Er kann mehrere Weiber haben, und nimt, wenn es ihm beliebt, die Frauen ſeiner Unterthanen: kurz, man trifft bey den Manacicas, die überall von freyen, aber barbariſchen Völkern umgeben ſind, alle Kennzeichen an, welche die geſitteten Völker unterſcheiden.

Die Indianer, welche man **Tſcharos** nennet, haben von dem Menſchen faſt nichts, als die Geſtalt. Es bedarf keines andern Beweiſes ihrer Barbarey, als die lächerliche Gewohnheit, welche ſie bey dem Tode ihrer nächſten Verwandten beobachten. Jeder Verwandter des Verſtorbenen iſt verbunden, ſich die Spitze eines Fingers, oder, wenn er eine deſto größere Betrübniß anzeigen will, den ganzen Finger abzuſchneiden. Fügt es ſich, daß ſo viel Perſonen ſterben, daß die Hände gänzlich verſtümmelt werden, ſo kommen die Füße daran, und es werden ſo viele Zehen ab-

geſchnitten, als der Tod Verwandte wegnimt. Die böſeſte Nation, diejenige, die ſich den Mißionnairen, den Chriſten, den Ungläubigen ſelbſt, am furchtbareſten gemachet hat, ſind die **Mamelucken**. Sie führen dieſen Namen, um vermuthlich ihre Aehnlichkeit mit den ehemaligen Aegyptiſchen Straßenräubern anzuzeigen. Von dieſem grauſamen und verrätheriſchen Volke hat mir ein Einwohner von Buenos-Ayres folgendes erzählet.

„Als die Portugieſen Braſilien eroberten, legten ſie daſelbſt verſchiedene Colonien, und unter anderen die von St. Paul, auf einem ſehr ſteilen Felſen an, welcher von allen Seiten mit unüberſteiglichen Bergen, und dicken Wäldern, umgeben war. Die Bewohner, welche anfänglich blos aus Mannsperſonen beſtunden, nahmen ſich Weiber aus dem Lande; und aus dieſer Vermiſchung wurden Kinder gezeuget, welche alle Untugenden ihrer Mütter an ſich hatten. Durch die Verdorbenheit ihrer Sitten kamen ſie in einen ſo übeln Ruf, daß ihre Nachbarn ſich zur Schande rechneten, die geringſte Gemeinſchaft mit ihnen zu haben; und ob ſie gleich urſprünglich Portugieſen waren, ſo hielt man ſie doch zu unwürdig, dieſen Namen zu führen, und gab ihnen

den

den von **Mamelucken**. Entlaufene von allen Ständen und Nationen, Prieſter, Mönche, Soldaten, Handwerksleute, Portugieſen, Spanier, Creolen, Meſtizen, Mulaters, Schwarze, u. ſ. f. welche der Nachſtellung der Menſchen, und der Juſtiz, entwichen waren, die Strafe des Himmels aber nicht fürchteten, nahmen ihre Zuflucht hier her. Anfänglich beſtund dieſe Republik nur in etwa hundert Familien, welche vielleicht drey oder vierhundert Perſonen ausmachten; binnen funfzehn oder zwanzig Jahren aber wuchs ſie auf zehn oder zwölfmal ſo viel an. Die **Pauliſten** nennen ſich ein freyes Volk, und geben an die Portugieſen kein anderes Kennzeichen von Unterthänigkeit, als einen jährlichen Tribut von einem Fünftel des Goldes, das ſie aus ihren eigenen Beſitzungen ziehen. Jedesmal, daß ſie ſolchen überſchicken, laſſen ſie zugleich erklären, daß weder Pflicht, noch Furcht ſie antriebe, ihn zu erlegen, ſondern ihr einziger Bewegungsgrund ſey eine von alten Zeiten her beybehaltene Ehrfurcht für den König von Portugal. Sie ſind auf ihre **Freyheit** ſo neidiſch, daß ſie den Eingang in ihr Land allen Fremden verweigern, ſie müßten denn in der Abſicht kommen, ſich bey ihnen niederzulaſſen:

in ſolchem Falle legt man ihnen langwierige Prüfungen auf. Man läßt ihnen beſchwerliche Reiſen anſtellen, wobey ein jeder zwey Indianer zu erbeuten ſuchen muß, welche hernach als Sclaven in den Bergwerken, und zum Ackerbaue gebrauchet werden. Hält man nicht dieſe Proben aus, oder macht ſich jemand einer Verrätherey verdächtig, ſo wird er ohne Barmherzigkeit am Leben beſtrafet. „

„Die Neigung zur Straßenräuberey hatte unter Leuten, die an beſtändige Schandthaten gewöhnet waren, ſo zugenommen, daß ſie einen unermeßlichen Strich Landes mit nichts als Abſcheulichkeiten anfülleten. Die beyden Kronen Spanien, und Portugal, welche dazumal auf einem Haupte vereiniget waren, hielten zwar ihrem Nutzen erforderlich, das Land von dieſen Böſewichtern zu reinigen; weil aber dieſer ihre Stadt nicht anders als durch Hunger konnte bezwungen werden, ſo waren zahlreiche Armeen dazu nöthig, welche aufzubringen, Braſilien nicht im Stande war; überdieſes fehlte die Einmüthigkeit zwiſchen beyden Nationen. Die Annehmlichkeit des Clima, und die Fruchtbarkeit des Bodens, welcher alle Bequemlichkeiten des Lebens liefert, tragen noch ein großes bey, daß die

Mame-

Mamelucken eine ſo ſtarke Neigung zur Unabhängigkeit behalten. Da nun keine Gewalt fähig iſt, ſie zurück zu halten, ſo breiten ſie ſich, wie ein ausgetretener Strom, in alle Länder der Indianer aus, und nehmen eine unzählige Menge dieſer Unglücklichen weg, um ſie in die härteſte Sclaverey zu verſetzen. Man behauptet, daß ſie binnen anderthalbhundert Jahren faſt **zwey Millionen Sclaven** gemachet, oder umgebracht, und einen Strich Landes von mehr als tauſend Stunden, bis an den Amazonen-Fluß, entvölkert haben. Unterdeſſen war nichts elender, als die Lebensart, welche ſie bey dergleichen Streifereyen führten. Ein großer Theil von ihnen büßte das Leben ein; andere trafen, bey ihrer Rückkunft, ihre Weiber aufs neue verheurathet an; und ihr eigenes Land würde gar bald ohne Bewohner geweſen ſeyn, wenn die Gefangenen, welche man von dieſen langwierigen Reiſen mitbrachte, die Abweſenden nicht erſetzet hätten. Aber von allen dieſen Neuangekommenen war kaum einer unter hunderten, der zu gebrauchen war. Die meiſten ſturben vor Elende, oder kamen wegen der ungeſunden Luft in den Bergwerken, oder wegen der übermäſigen Arbeit in den Pflanzörtern, um. Da es bey dem allem

nicht an Widerſtande fehlte, den die Mamelucken bey verſchiedenen Völkern fanden, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur **Liſt**; und folgende war, wenigſtens auf eine Zeit lang, von dem beſten Erfolge. Sie vertheilten ſich an denen Oertern, wo ſie wuſten, daß die Miſſionnaire Neubekehrte zu machen ſuchten, in kleine Haufen, und zogen ihre Anführer wie Jeſuiten an. Daſelbſt richteten ſie erſtlich Kreuze auf, hernach machten ſie den Einwohnern kleine Geſchenke, gaben den Kranken Arzeneyen, redeten ihnen zu, das Chriſtenthum anzunehmen, und gaben ihnen eine kurze Erklärung davon: wenn ſie eine anſehnliche Menge beyſammen hatten, ſchlugen ſie ihnen vor, ſich an einem ſchicklichen Orte niederzulaſſen, wo nichts zu ihrer Glückſeligkeit fehlen ſollte. Die meiſten ließen ſich durch dieſe Verräther betrügen, welche endlich die Maske abnahmen, ſie in Ketten und Banden legten, und in ihre Colonien führten. Ehe dieſe Betrügerey entdecket wurde, hatten die Jeſuiten die traurigſten Wirkungen davon zu empfinden, theils wegen der Schwierigkeit, welche die Eingebohrnen des Landes lange Zeit machten, ihnen zu folgen, theils wegen der Gefahr, welcher ſie ſelbſt auf ihren apoſtoliſchen Reiſen ausgeſetzet

ſetzet waren. Dieſe Grauſamkeiten haben endlich die Könige von Spanien, und Portugal, bewogen, den Mißionnairen zu verſtatten, daß ſie die Paraguayer zu Beſchützung ihrer Provinz haben bewaffnen dürfen. Man findet ſie allezeit bereit, auf den erſten Befehl des Statthalters zu marſchiren; und ſie haben ſich ſo furchtbar gemachet, daß die Mamelucken ſich faſt nicht mehr getrauen, ſich vor ihnen ſehen zu laſſen. Niemals gehen ſie in eine Schlacht, ohne die Erlaubniß von ihrem Pfarrer, und ſeinen Segen, erhalten zu haben, und mit dieſem halten ſie ſich für unüberwindlich. Sie haben ſich mehr als einmal durch ihre Waffen hervorgethan, und die Gerechtſame des Spaniſchen Hofes wider Portugal vertheidiget. Im Jahre 1732 errichteten die Jeſuiten, auf Anhalten des Unterköniges von Peru, kleine Armeen von fünf bis ſechstauſend Mann, um die Meſtizen und Spanier von Paraguay, die ſich empöret hatten, und unabhängig machen wollten, wieder zum Gehorſame zu bringen.„

Sie werden Sich leicht vorſtellen, Madame, daß in einem ſo weitläufigen Reiche das Clima ſo wohl, als der Character, und die Sitten der Einwohner, ſehr verſchieden ſeyn müſſen. Die Luft iſt gemeiniglich

feucht, und gelinde; das **Erdreich** aber ergiebig in allen Arten von Getreide, Obſte, und Hülſenfrüchten. Inſonderheit bauet man viel **Baumwolle**, davon die Indianer Tücher und Stoffe machen. Von den **Einwohnern** kann man überhaupt ſagen, daß ſie alle olivenfarbig ausſehen, ihre gewöhnliche Größe unter der mittelmäſigen iſt, und das Geſicht ein wenig flach haben. Natürlicherweiſe ſind ſie blöden Verſtandes, wilde, faul, tückiſch, und begierig nach Menſchenfleiſche, in ſo ferne die Religion ihre Gemüthsart nicht geändert und verbeſſert hat.

In einem ſo nahe bey Peru gelegenen Lande zweifelte man nicht, viele **Gold- und Silberbergwerke** anzutreffen; allein nach den genaueſten Unterſuchungen hat man gefunden, daß auf dieſe eingebildeten Schätze nicht zu rechnen ſey. Der Reichthum von Paraguay beſteht in nichts, als in Wachſe, Honige, Flachſe, Baumwolle, wilden Ochſen, und wilden Pferden. Dieſe Thiere waren ehedem ſo gemein daſelbſt, daß man ein vortreffliches **Pferd** für zwey Nähnadeln eintauſchen konnte, und kein Schiff ſegelte aus dem Haven von Buenos-Ayres ab, das nicht mit funfzigtauſend Ochſenhäuten beladen war. Die Menge

Ochſen, welche auf einer einzigen Jagd erleget werden, iſt unglaublich. Man nennet dieſe Jagden die **große Niederlage**, oder **Matanca**. Dazu verſammelt man ſich in großen Haufen, und begiebt ſich zu Pferde auf eine Ebene, wo dieſer Thiere viele anzutreffen ſind. Man theilet ſich hernach, und jeder Jäger, der mit einer Art von Axt verſehen iſt, und deſſen Schneide Sichelförmig ausſieht, giebt dem Ochſen, rechts und links, große Hiebe in die Hinterläufte, und zerſchneidet ihm die Kniekehlen. Das Thier fällt alsdenn, und kann nicht wieder aufſtehen. Der Jäger, ohne ſich aufzuhalten, verfolget andere in vollem Reiten, und indem er die, welche er antrifft, auf eben dieſe Art verwundet, ſetzt er ſie außer Stand, die Flucht zu ergreifen. Man behauptet, daß ein einziger Menſch mehr als achthundert Stück innerhalb einer Stunde auf dieſe Art zu Boden werfen könne. Die Furcht verbreitet ſich unter dieſe Thiere, und indem ſie entfliehen wollen, gerathen ſie unter einander, und hindern ſich ſelbſt, ſo daß der Jäger unterdeſſen Zeit gewinnet, ein wenig inne zu halten, und diejenigen ohne Gefahr vollends tod zu machen, die er verwundet hatte. Wenn man den Ochſen die Haut abgezogen, und allen-

falls die Zunge, und das Inſelt genommen hat, ſo überläßt man das übrige den Raben. Dieſe Fleiſchbegierigen Thiere kommen und fallen mit Haufen auf ihre Beute, und in weniger Zeit ſieht man nichts mehr, als die Knochen. Sie werden leicht begreifen, Madame, daß dieſes Niedermetzeln, welches alle Jahre wiederholet wird, die Anzahl dieſer Thiere ungemein verringert hat. Thäte man nicht vielmehr beſſer, die unzähligen Haufen **wilder Hunde** auszurotten, welche die benachbarten Gegenden um Buenos-Ayres verheeren? Sie halten ſich in einer Art von Bäuen auf, die man wegen der vielen Knochen, welche um dieſe unterirrdiſche Höhlen herum liegen, leicht erkennen kann. Es ſteht ſo gar zu befürchten, daß wenn die wilden Ochſen fehlen werden, ſie die Menſchen ſelbſt anfallen dürften. Der Statthalter von Buenos-Ayres, der ihre Vertilgung ſeiner Aufmerkſamkeit würdig hielt, hatte Soldaten ausgeſchicket, ſie mit Flinten tod zu ſchießen; allein bey ihrer Rückkunft, wurden ſie von den Kindern in der Stadt ausgehöhnet, welche ſie Hundeſchläger nenneten; dieſes hat zu einer übeln Schamhaftigkeit Gelegenheit gegeben, ſo daß kein Soldat auf dieſe Jagd wieder hat gehen wollen. Man hat

Mühe zu begreifen, wie die Ochſen ſich haben ſo ſehr vermehren können, da die große Menge an Löwen, Bären, Tygern, wilden Hunden, und Katzen, in beſtändigen Kriege mit ihnen leben. Man kann von der Menge dieſes Hornviehes aus der großen Anzahl Häute, die nach Europa geſchickt werden, urtheilen. Dieſe ſind, nebſt dem Paraguaykraute, faſt die einzige Verkaufwaare im Lande. Die Spaniſchen Schiffe, welche alle drey Jahre nach Buenos-Ayres gehen, bringen ordentlich vierzig bis funfzigtauſend Häute mit; und die Engliſchen und Portugieſiſchen Schleichhändler führen ihrer jährlich noch mehr aus. Ueberdieß muß man erwegen, daß nichts von den Ochſen als die Häute genommen werden, und dieſe auch, um zum Verkaufe zu dienen, müſſen Geſetzmäßig, das heißt, von einer gewiſſen Größe ſeyn. Alle diejenigen, welche unter dem Maaſe ſind, werden ausgeſchoſſen. Alſo, um funfzigtauſend Häute nach Europa zu ſchicken, werden wenigſtens achtzigtauſend dieſer Thiere erleget, von denen man, wie ich ſchon geſaget habe, nichts nimt, als die Haut, die Zunge, und das Fett, welches letztere hier zu Lande an ſtatt des Oeles, Speckes, und der Butter gebraucht wird. So viele tode Kör-

per, die auf dem Felde liegen bleiben, würden die Luft verunreinigen, und anſtecken, wenn nicht ganze Wolken von Raben, und anderen Raubvögeln kämen, und ſie ſogleich wegfräßen.

Das Kraut von Paraguay iſt noch einer der großen Reichthümer des Landes. Man kennet dieſes, in dem ganzen ſüdlichen America ſo berühmte Kraut in Frankreich wenig. Es iſt eigentlich das Blatt eines Baumes, der die Größe eines Apfelbaumes hat; der Geſchmack davon kommt dem von der Malve bey; und wenn das Blatt ſeine völlige Größe erreichet hat, iſt es ohngefähr von der Geſtalt eines Orangenblattes. Die Art, es zu gebrauchen, beſteht darinnen, daß man ein Gefäß mit ſiedendem Waſſer anfüllet, und das zu Pulver geriebene Blatt hineinwirft. Man ſeiget dieſes Waſſer hernach durch ein leinenes Tuch; und wenn es ſich geſetzet hat, trinkt man es vermittelſt eines Rohres. Ordentlich thut man keinen Zucker, ſondern ein wenig Citronenſaft, oder gewiſſe wohlriechende Kügelgen, hinein. Die Spanier geben vor, ſie hätten an dieſem Kraute ein Verwahrungsmittel wider alle Arten von Krankheiten. Man ſagt aber, daß, als einige anfänglich zu viel davon

ge-

genommen hatten, ſie in eine gänzliche Beraubung der Sinnen wären verſetzet worden, welche auch einige Tage angehalten hätte. Das ſonderbareſte iſt, daß es entgegengeſetzte Wirkungen hervorbringt; als, denen, die nicht ſchlafen können, machet es Schlaf, und diejenigen, welche mit der Schlafſucht befallen ſind, werden davon befreyet, u. ſ. w. Deſſen beſtändiger Gebrauch macht, daß man es nicht mehr entbähren kann, und es koſtet Mühe, es mäſig zu nehmen. In Ueberfluſſe genommen, berauſchet es, und verurſachet eben ſolche Beſchwerungen, wie abgezogene ſtarke Waſſer. Der Hauptvertrieb dieſes Krautes geſchieht zu Villa-Rica. Dieſe Gegend iſt zum Fortkommen des Baumes, der es hervorbringt, unter allen die beſte. Peru alleine nimt zuweilen für mehr als zwey Millionen, Franzöſiſchen Geldes, davon. Man bringt es trocken, und faſt zu Pulver gemacht, dahin: man läßt es auch nicht lange ziehen, weil es das Waſſer ſchwarz, wie Dinte, machet. Urſprünglich wuchs es nur auf den Gebirgen von Maracayu, welche ohngefähr zweyhundert Stunden von Paraguay liegen; weil aber die Indianer viele Zeit brauchten, es zu holen, auch ein groſser Theil davon auf der Reiſe verdurb,

ſo

ſo ließen die Mißionnaire junge Sprößlinge kommen, die vortrefflich zunahmen, und das Blatt wurde in der Folge der hauptſächlichſte Reichthum von Paraguay. Der Vertrieb dieſer Art von Thé iſt der Grund unzählicher Anklagen wider die Jeſuiten geweſen.

Paraguay bringt alle Gattungen von Bäumen, die wir in Europa kennen, hervor, es ſey nun, daß ſie urſprünglich daſelbſt gewachſen, oder durch die Spanier dahin gebracht worden ſeyn. Das Zuckerrohr wächſt ohne Wartung an feuchten Oertern; die Indianer aber wiſſen es nicht zu gebrauchen. Auch ſehr wenige Weinſtöcke ſieht man hier, entweder weil das Erdreich nicht ſchicklich dazu iſt, oder, weil die Mißionnaire, um denen aus dem Weine entſtehenden Unordnungen zuvor zu kommen, den häufigen Anbau derſelben verhindert haben. Die Ländereyen, welche längſt den Flüſſen liegen, ſtellen dem Auge ſchöne Ebenen, angenehme Anhöhen, und dicke Wälder, vor. Die Flüſſe, derer Ufer mit einer Menge Vögel beſetzet ſind, wimmeln, ſo wie die Seen, von Fiſchen, und die Felder von allen Arten von Wildperte. Es fehlet dieſem Lande nichts, um mit den fruchtbarſten Provinzen von Europa in Vergleichung zu ſtehen,

hen, als daß es von Völkern angebauet würde, welche mehr Luſt zu arbeiten hätten. Es iſt ſehr **ergiebig**, und erfordert wenig Mühe; aber auch die wenige, welche es verlanget, verabſcheuen die Indianer. Ihrer Neigung nach, wollen ſie zwar alles haben, aber nur ſchlecht, und ohne viele Umſtände.

Von den Paraguayiſchen **Schlangen** erzählet man Wunderdinge. Es ſind wenige Oerter in der Welt, wo man ſo viele, und von ſo ungeheuerer Größe antrifft. Wenn man den Spaniern glauben ſoll, welche Augenzeugen wollen geweſen ſeyn, ſo giebt es ihrer, die ganze Hirſche verſchlingen. Es fügt ſich ſo gar, daß, da ſie nicht natürliche Hitze genug haben, dergleichen große Stücken zu verdauen, ſie erſticken würden, wenn die Natur ihnen nicht ein Mittel gelehret hätte, welches man vernünftiger Weiſe nicht vermuthen ſollte, bey ihnen aber von keinem übeln Erfolge iſt. Sie kehren ihren Bauch gegen die Sonne ſo lange, bis er anfängt von der Hitze zu faulen; daher entſtehen Würmer; und die Vögel fallen haufenweiſe darauf, und verzehren dasjenige Ueberflüßige, welches ihren Tod verurſachen würde. Sie wiſſen zu verhindern, daß dieſe Vögel nicht zu weit kommen; finden ſich auch bald

hernach

hernach vollkommen hergeſtellet. Die Paraguayer glauben, daß die Schlangen vom männlichen Geſchlechte, das Frauenzimmer lieben, und ihnen Gewalt anthun. Einsmals, ſagt man, wurde ein Mißionnair gerufen, um eine Indianerinn zu abſolviren, welche, als ſie an einem Fluſſe Wäſche zu waſchen beſchäfftiget geweſen war, von einem dieſer Thiere genothzüchtiget wurde. So bald ſie ihre Beichte abgeleget hatte, gab ſie ihren Geiſt auf.

In eben dieſen Gegenden giebt es ein ſonderbares Thier, unter dem Namen Orocomo bekannt. Es iſt von der Größe eines Hundes, und hält ſich in den Wäldern auf. Sein Haar iſt röthlich, ſeine Schnauze ſpitzig, und es hat ſehr ſcharfe Zähne. Wenn es einen bewaffneten Menſchen ſieht, ſo ergreift es die Flucht; trifft es aber jemanden ohne Gewehr an, ſo wirft es ihn zu Boden; thut ihm aber kein Leid, wenn er nur die Vorſicht brauchet, ſich anzuſtellen, als ob er tod ſey. Hat ihn nun der Orocomo einige Zeit hin und her gewälzet, um zu ſehen, ob er wirklich tod iſt, ſo begnüget er ſich, ihn mit Blättern zu bedecken, und geht zurück in den dickſten Wald. Der Menſch ſteht auf, ſo bald das Thier ſich davon gemachet hat, und ſucht ſein Heil in

einer

einer eiligen Flucht; oder er ſteigt auf einen Baum, um ruhig anzuſehen, was vorgehen wird. Es währet nicht lange, ſo kommt das Thier wieder, und bringt einen Tyger mit, welchen es ſcheint eingeladen zu haben, die Beute mit ihm zu theilen: weil es ſie aber nicht findet, ſo fängt es ein entſetzliches Geheul an, und wendet ſich traurig gegen ſeinen Gefährten, als wollte es ihm zu verſtehen geben, wie es bedauere, daß es ihm den Weg habe laſſen vergebens machen. Uebrigens fallen die wilden Thiere in Paraguay die Menſchen nicht leicht an, wenn ſie nicht vorher von ihnen ſind gereizet worden; thut man ihnen alſo nichts, ſo kann man ganze Tage ohne Furcht in den Wäldern zubringen.

Es giebt auch in dieſer Provinz viele **giftige Kräuter**, und **Thiere**; ſie haben aber alle ihren Gegengift. Dergleichen iſt unter andern das **Sperlingskraut**, welches ziemlich große Büſche machet. Die Art, wie man es kennen gelernet, und wie es ſeinen Namen bekommen hat, iſt folgende. Unter denen verſchiedenen Gattungen von **Sperlingen**, die man in dieſen Provinzen ſieht, iſt einer von der Größe einer Amſel, der auf das Fleiſch der Ottern ſehr begierig iſt. So bald

Bayeriſche Staatsbibliothek München

er dieſe gewahr wird, ſteckt er ſeinen Kopf unter die Flügel, machet ſich rund, wie eine Kugel, und bleibt unbeweglich. Die Otter nähert ſich ihm, und Augenblicklich hackt er ſie mit dem Schnabel. Sie wehrt ſich ſogleich durch einen Stich mit der Zunge; ſo bald aber der Vogel ſich verwundet fühlt, ſuchet er, und frißt von ſeinem Kraute, und wird unverzüglich geheilet. Er kehrt geſchwind wieder in den Streit, und ſo oft er geſtochen wird, nimt er ſeine Zuflucht zu ſeinem Hülfsmittel. Dieſes Spiel dauert ſo lange, bis die Otter, welche dergleichen Vortheil nicht hat, alle ihr Blut verliert. So bald ſie tod iſt, frißt ſie der Sperling; und wenn er fertig iſt, bedient er ſich wiederum ſeiner Arzeney.

Bey allen Annehmlichkeiten, die ich in der Gemeine zu **St. Xavier** fand; bey allen ausgedachten verbindlichen Bewegungsgründen der Jeſuiten, mich länger bey ſich zu behalten, entſchloß ich mich dennoch, nach Buenos-Ayres zurück zu kehren. Man hatte mir von einem Schiffe geſaget, das binnen Monatsfriſt nach Braſilien abgehen würde; ich wollte alſo die Gelegenheit nicht verabſäumen, dieſes Land zu ſehen, das einzige, welches mir übrig blieb, in dem mittäglichen America kennen

Bayerische Staatsbibliothek München

nen zu lernen. Ueberdieß hatte mir der Procurator der Mißionen verſprochen, mich in einige der vornehmſten Spaniſchen Städte zu führen, wozu wir nicht mehr Zeit übrig hatten, als ſie nur flüchtig zu beſehen. Die Städte von **Tucuman** heißen St. Michel, Salta, Cordoua, u. a. m. Letztere iſt die Hauptſtadt der Provinz, und der Sitz eines Biſchofes.

La Paz, in der Statthalterſchaft von la Plata, wurde auf Befehl des Präſidenten de la Gaſca erbauet, welcher ihr dieſen Namen beylegte, um die Ehre, die er ſich erworben hatte, zu verewigen, da er durch die Niederlage, und den Tod des jüngern Pizarro, die Empörung geſtillet, und Peru den Frieden wieder gegeben hatte. Unerachtet ſie zu der Audienzia de la Plata gerechnet wird, ſo gehöret ſie doch faſt eben ſo gut zu Peru, als zu Paraguay. Ihr Gebiete iſt ſehr eingeſchränkt, und hat keinen andern Ort, als die Stadt ſelbſt. Ihr **Fluß**, ob er gleich nur mittelmäſig iſt, reißt bey großem Waſſer ungeheure Felſen mit fort, und führt Stücken Goldes bey ſich, die man nach den Ueberſchwemmungen zuſammen lieſt. Im Jahre 1730, als ſich ein Indianer in dieſem Fluſſe die

Beine wuſch, fand er ein ſolches Stück, das der Marquis de Caſtel-Fuerte mit zwölf tauſend Piaſtern bezahlte. Er überſchickte es dem Könige von Spanien, als eine ſeinem Cabinete würdige Seltenheit. Vierzehn Stunden von la Paz, unter einer großen Anzahl von Bergen, nimt ſich ein ſehr hoher beſonders aus, welcher, wie man ſagt, unermeßliche Schätze in ſich faſſet. Ein Donnerſchlag brach ein Stück Felſen davon ab, worinnen man ſo vieles Gold fand, daß eine Zeit lang im Lande die Unze nicht mehr als acht Piaſter galt.

Das neue Ste. Croix, oder Santa Cruz de la Sierra-nueva, welches nach Einreißung des alten, an einem bequemern Orte angeleget wurde, iſt mittelmäſig gros, ſchlecht gebauet, und verdienet nicht den Namen einer Stadt, unerachtet es die Hauptſtadt der Statthalterſchaft abgeben ſoll. Nuno de Chaves, der den erſten Grund dazu legte, nennete ſie Santa-Cruz, zum Andenken ſeines Geburtortes, welches ein Flecken, gleiches Namens, nahe bey Truxillo in Spanien, iſt.

Die in der Statthalterſchaft von Aſſumtion gelegenen Colonien begreifen die Stadt dieſes Namens, und Villa-rica, wo Spa-

nier,

nier, Meſtizen, und etliche Indianer, wohnen. Beyde Städte ſind von der ſchlechteſten Claſſe. Die Häuſer ſtehen wegen der Gärten, und Bäume, die ohne Ordnung und Regeln gepflanzet ſind, von einander abgeſondert. Stellen Sie Sich etliche neben einander gebauete Dörfer vor, welche hinter kleinen Buſchhölzern verſtecket ſind, wodurch man verhindert wird, die Häuſer zu ſehen, und Sie werden einen richtigen Begriff von den meiſten Städten in dieſer Gegend haben. Oefters befindet man ſich in dem Mittel eines Marktplatzes, und man glaubet mitten in einem Walde zu ſeyn. Ehedem hatte der Statthalter von Aſſumtion einen Theil der Mißionen von Paraguay unter ſeiner Gerichtsbarkeit; ſie ſind aber abgeſondert, und der Statthalterſchaft von **Buenos-Ayres** einverleibet worden.

Letztere Stadt, ohne die Hauptſtadt zu ſeyn, iſt dennoch die wichtigſte in der ganzen Gegend. Sie haben geſehen, daß ihre erſten Einwohner ſie verließen, und ſich nach Aſſumtion begaben. Sie blieb länger als vierzig Jahre wüſte; und die Spanier ſchienen vergeſſen zu haben, daß ſie einen Sicherheitsort für die Schiffe, welche ihnen Truppen, und Kriegsgeräthſchaft zuführen ſollten, nöthig hat-

ten. Endlich, bey den häufigen Schiffbrüchen giengen ihnen die Augen auf; ſie ſtelleten den Haven, und die Stadt wieder her; und dieſes Unternehmen wurde ihnen um ſo viel leichter, da man, ſeit der Errichtung der neuen Colonien, in dem Innerſten der Provinzen, eine große Hülfe von ſelbigen ziehen konnte. Sie war anfänglich in verſchiedene Quartiere abgetheilet, zwiſchen welchen man Obſtgärten, und leere Plätze gelaſſen hatte. Die meiſten Häuſer waren von Leimen gebauet, und hatten nur ein Stockwerk, und ein Fenſter; viele ſo gar bekamen ihr Licht nur durch die Thüre. Es iſt nicht über vierzig Jahre, daß ſie noch dieſe Geſtalt hatten: aber einige Jeſuiten, davon zweye aus Italien waren, brachten den Einwohnern den Geſchmack der Gebäude nach Europäiſcher Art bey; und heutiges Tages könnte Buenos-Ayres unter den beſten Städten von Spanien prangen. Ueberdieß hat ſie wegen ihrer Lage, wegen der geſunden Luft, welche man daſelbſt genießt, wegen der Menge ihrer Einwohner, und wegen ihres ausgebreiteten Handels, alles, was eine Colonie blühend machen kann. Ein Drittel ihrer Ringmauern ſtößt an weitläufige Felder, welche beſtändig grün ſind; und zwey

Drittel

Drittel umgiebt der Fluß, der gegen Norden einem weiten Meere ähnlich ſieht.

Die Sitten derer Völker, welche die Spaniſchen Colonien in Paraguay ausmachen, kommen mit denen in den übrigen Errichtungen des ſüdlichen America ſo vollkommen überein, daß es unnöthig wäre, etwas weiter davon anzuführen. Die Städte werden von Corregidores, Alcaldes, und anderen gewöhnlichen Magiſtratsperſonen regiret. Die Einwohner beſtehen aus Europäern, Creolen, Schwarzen, Indianern, und aus vermiſchtem Geblüte. Man ſieht auch viele Mönche; und in allen ein wenig anſehnlichen Städten iſt ein Biſchof, ein Capitul, ein Seminarium, ein Hoſpital, und ein Jeſuiter-Collegium. Letztere ſtehen in der ordentlichen Claſſe anderer Ordensgeiſtlichen. Ihre große Gewalt in Paraguay, die man ihnen vorwirft, erſtreckt ſich nicht weiter, als auf ihre Reductionen; und wenn es wahr iſt, daß ſie ſich ſolcher nicht anders gebrauchen, als zu Beförderung des Glückes ihrer Neubekehrten, wie kann man ihnen ein Verbrechen daraus machen? Gewiß iſt es, daß ſie ohne Waffen, und ohne Gewaltthätigkeit, auf eine ganz verſchiedene Weiſe von anderen Eroberern, die freyeſten Völker

bezwungen, die wildeſten Sitten glimpflicher gemachet, herumſchweifenden Menſchen beſtändige Sitze angewieſen, und die roheſten Völker in ehrbare Menſchen verwandelt haben. Zerſtreueten Horden haben ſie Vorſtellung gethan, ſich geſellſchaftlich zu vereinigen, die Chriſtliche Religion anzunehmen, und ſich unter ihren Gehorſam zu begeben. An ſtatt einen Theil der Einwohner zu vertilgen, um ſich der übrigen zu verſichern, wie es die Spanier gemachet haben, ſind ihre Unterthanen, je mehr ſie ihre Länder erweitert haben, zahlreicher geworden. Nichts kommt dem Gehorſame dieſer Indianer bey, als das Vergnügen, welches ſie darüber empfinden. Sie ſehen ihre Unterthänigkeit als eine Pflicht an, welche ihnen Ruhe in dieſem Leben, und Glückſeligkeit in jenem verſichert. Dieſes haben die Jeſuiten nicht nachgelaſſen ihnen einzuprägen; und um von dem Dienſte, den ſie ihnen dadurch geleiſtet haben, zu urtheilen, darf man ſie nur mit denen Nationen, die unter der Spanier Joche ſeufzen, in Vergleichung ſtellen. Wenn man ihre Eroberungen unter dieſem Geſichspuncte betrachtet, ſo muß man eingeſtehen, daß die menſchliche Geſellſchaft ihnen dreymal hundert tauſend glückliche, geſittete Familien

zu

zu danken hat, welche in ein einziges Volk zuſammen gebracht worden ſind, da ſie vorher einen geringen Haufen unwiſſender, herumſchweifender, elender Wilden ausmachten. Eben die Lehrart, welche die Paraguayer zu den gehorſamſten Unterthanen gemachet hat, hat ſie ebenermaſen zu ſehr guten Soldaten abgerichtet: ſie glauben, daß gehorchen, und in den Streit gehen, ihre Pflicht ſey. Man iſt mehr als einmal ihrer Hülfe wider die Portugieſen, die Mamelucken, und wider die wilden Menſchenfreſſer, benöthiget geweſen. In allen dieſen Vorfällen, durch die Jeſuiten angeführet, haben ſie mit Muthe, und glücklichem Erfolge gefochten. Es war alſo anfänglich keine übele Politik, daß man den Jeſuiten ſo viel Gewalt einräumete: der Ausgang hat gewieſen, daß ſie der Krone Spanien ein unermeßliches Land erworben haben, welches dieſe allezeit wird an ſich ziehen können, ſo bald ſie es nöthig findet. Es ſteht nur zu befürchten, daß, wenn man ihnen die Beherrſchung dieſer Provinzen nehmen ſollte, nicht im kurzen eben die Drangſale, eben die Tyranney, und folglich eben das Mißvergnügen, und eben die Entvölke-

rung, darinnen einreißen möchte, wie in allen anderen Spaniſchen Colonien.

Ich bin, u. ſ. w.

Buenos-Ayres, den 20. December, 1751.

Der 154 Brief.

Braſilien.

Ich hätte, Madame, von der Mündung des la Plata, nach den Staaten von Braſilien, als welche mit Paraguay gränzen, zu Lande kommen können; die Schwierigkeit aber, überall Pferde, oder Wagen zu finden, war Urſache, daß ich den Weg zur See vorgezogen habe. Ich begab mich daher an Bord eines Schiffes der Colonie von St. Sacrament, welches nach San Salvador, der Hauptſtadt der Portugieſiſchen Beſitzungen, ſegeln, und hernach über das Cap der guten Hoffnung nach Oſtindien gehen ſollte. Die Beſtimmung dieſes Schiffes ſchlug in meine Abſichten ein, da mein Vorſatz war, daß, wenn ich das Königreich Braſilien würde durchgereiſet haben, ich nach den Inſeln von Frankreich,

und Bourbon gehen, und über die Africaniſchen Küſten nach Europa zurück kehren wollte.

Von Buenos-Ayres ſegelten wir alſo ab, und legten uns in dem Haven von Santos, in der Capitaney von San-Vincente, vor Anker. Man giebt den Namen der Capitaneyen, denen vierzehn, oder funfzehn Provinzen, worein die Portugieſiſchen Errichtungen, an den Braſilianiſchen Seeküſten, getheilet, und einem General-Unterkönige untergeben ſind. Neune davon ſtehen unmittelbar unter der Krone; die ſechs anderen aber gehören gewiſſen Privat-Herren, welche ſie durch die Waffen erobert haben. Sie liegen alle an dem Ufer des Meeres, in ungleicher, und vielmals anſehnlicher Weite. Man ſteht gemeiniglich in dem Wahne, als ob die Europäiſchen Fürſten, welche Länder in America haben, Herren von denen ganzen großen Reichen wären, worinnen ihre Beſitzungen liegen: allein dieſe begreifen ordentlich nur die Küſten, in einem Umfange, der ſich eben nicht ſo gar weit erſtreckt. Das Innere des Landes wird meiſtens durch unbekannte Völker bewohnet, welche noch in völliger Freyheit leben, und nichts ſo ſehr fürchten, als von den

Euro-

Europäern Geſetze zu empfangen. Die Portugieſiſche Herrſchaft geht nicht über hundert Stunden in das Land hinein; aber längſt den Küſten, rechnet man über tauſend, von der Mündung des la Plata, bis an den Ausfluß des Maranham, oder Amazonen-Fluſſes. Dieſer ganze Strich iſt von Natur reich, und ergiebig; und es ſind wenige große Häuſer in Portugal, die nicht Grundſtücken daſelbſt beſitzen. Daß ſie ſich ſcheuen, Errichtungen in dem Inneren des Landes anzulegen, ſchreibt man denen beſtändigen Kriegen zu, welche die Europäer mit den Eingebohrnen des Landes haben ausſtehen müſſen.

Die Stadt Santos liegt zu hinterſt in einer Bay, wo die größten Schiffe landen können. Sie hat kaum hundert Häuſer, und ihre Einwohner ſind ein Gemenge von Portugieſen, und Meſtizen. Außer der Pfarrkirche, giebt es noch zwey andere, derer die eine den Benedictinern gehöret, welche ein Kloſter daſelbſt geſtiftet haben, und die andere den Jeſuiten, welche ein Collegium beſitzen. Dieſe zwey Orden, nebſt den Capucinern, ſind faſt die einzigen, die man in dem Portugieſiſchen America kennet, dahingegen das Spaniſche von Jacobinern, Auguſtinern, Franciſcanern,

und

und von den Ordensbrüdern de la Merci wimmeln.

St. Vincent wird nur als die zweyte Stadt dieſer Capitaney angeſehen, ob gleich die ganze Provinz ihren Namen führet. Sie liegt in einem kleinen Meerbuſen, der einen Haven abgiebt, wo aber keine großen Schiffe einlaufen können. Sieben oder acht Jeſuiten halten ſich daſelbſt auf, ſuchen die Wilden, welche in den herumliegenden Dörfern wohnen, zu bekehren, und begeben ſich oftmals bis in das Innerſte des Landes, inſonderheit zu denen Cariges, welche die geſitteteſten Einwohner von Braſilien ſind. Dieſe Völker bedecken ſich den Leib mit Thierhäuten, und haben ihn ſo weiß, wie die Europäer. Man hat allezeit bey ihnen viele Aufrichtigkeit im Handel verſpüret; aber die Furcht vor der Sclaverey, zu welcher ſie mannichmal von den Portugieſen weggeführet werden, benimt ihnen den Muth, nach St. Vincent zu kommen. Man hat bemerket, daß diejenigen Colonien, welche mit den Indianern übel umgehen, alle Tage abnehmen; da hingegen die, welche ſich menſchlicher bezeigen, auf eine augenſcheinliche Weiſe zunehmen.

Es

Es giebt noch eine andere Nation in dieſer Gegend, von welcher die Portugieſen viel haben auszuſtehen gehabt, aber faſt allezeit durch ihre Schuld. Es iſt keine Gewaltthätigkeit, und Liſt, zu erſinnen, welche letztere nicht angewendet haben, um Sclaven daſelbſt zu machen; ja ſie haben ſich, wie die Einwohner von St. Paul, als Jeſuiten verkleidet, und das Gewehr unter ihre Röcke verſtecket. Die Portugieſen von St. Vincent haben dieſe verabſcheuungswürdige Liſt von ihren Nachbarn, den Mamelucken, gelernet. Die Wilden waren daher in ihrem Haſſe, ſo wie in ihrer Rache, unverſöhnlich. Wenn ſie einen Portugieſen alleine antrafen, ſo ermordeten ſie ihn, und begiengen eines derer grauſamen Feſte, welche die Natur erzittern machet. Die meiſten der erſten Braſilianiſchen Reiſen zeichneten ſich durch nichts aus, als durch dergleichen Grauſamkeiten. Bey allen dieſen Abſcheulichkeiten wurde dieſes weitläufige Reich durch Europäer bevölkert; und die Früchte ihres Fleißes munterte andere auf, ihnen zu folgen. In weniger als funfzig Jahren ſah man über hundert und funfzig Städte und Flecken, in einer Weite von eilfhundert Stunden, längſt der Küſte, entſtehen, wo die neuen Coloniſten unaufhörlich

lich genöthiget waren, theils ſich zu vertheidigen, theils durch anhaltende Arbeit ein Land urbar zu machen, das zwar an ſich allerdings ſehr fruchtbar war, doch aber, zu dem benöthigten Unterhalte ſeiner Einwohner, Verbeſſerungen erforderte.

Die Beſchreibung, die man mir in Paraguay von den **Mamelucken** der Stadt **St. Paul** gemachet hatte, flößete mir kein ſonderliches Verlangen ein, dieſe Republik von Mördern, welche ſich zum Chriſtenthume bekenneten, und zugleich Seeräuber abgaben, zu beſuchen. Ich erfuhr aber, daß ihre Sitten nicht mehr die nämlichen wären, ſeitdem der König von Portugal ſie ſeinen Domainen unmittelbar unterworfen, und der Papſt Benedictus XIV. ihre Stadt zu einem Bißthume erhoben hatte. Die **Stadt** gehöret heut zu Tage zu der Capitaney von St. Vincent, und wird wie andere, unter Portugieſiſcher Herrſchaft ſtehende Oerter, regiret. Man zählet verſchiedene Ordenshäuſer darinnen, und unter anderen, eine Benedictiner-Abtey. Es hat viele Mühe gekoſtet, die Jeſuiten daſelbſt wieder einzuſetzen.

Der **Luchs** iſt ein ſehr gewöhnliches Thier in eben dieſer Provinz, und man findet ihrer

von verſchiedenen Gattungen: einige ſind röth-lich, andere artig geflecket, alle aber ſo wü-tend, daß ihren Klauen nichts widerſtehet. Für einen Braſilianer iſt es eben ſo viel Ehre, einen Luchs auf der Jagd erlegt, als einen Feind im Kriege getödet zu haben. Unterdeſ-ſen muß man ſich nicht einbilden, wie die Al-ten vorgegeben haben, als ob dieſes Thier ſo **ſcharf ſehen** könne, daß es undurchſichtige Körper mit ſeinen Augen durchdränge; inglei-chen, daß ſein **Urin** die wundernswürdige Ei-genſchaft habe, daß er ſich in einen Edelſtein verwandele. Ein ſolcher eingebildeter Luchs iſt eine Fabel aus dem Alterthume, und hat mit dem wahren Luchſe nichts gemein, als den Namen. Der Braſilianiſche Luchs ſieht nicht durch die Mauern; aber wahr iſt es, daß er ſehr glänzende, und feuerige Augen hat. Aus ſeinem Urine entſtehen keine koſtbaren Steine, ſondern er bedecket ihn mit Erde, wie die Ka-tzen zu thun pflegen, derer Geſtalt, Arten, und Eigenſchaften er hat. Insgemein iſt er ſo groß, wie ein Fuchs, hat lange Haare, große Ohren, und getheilte Klauen, wie der Löwe. Es lebt dieſes Thier von der Jagd, und ver-folgt ſein Wildpret bis auf die höheſten Bäu-me. Die wilden Katzen, die Eichhörner, kön-

nen

nen ihm nicht entkommen. Er fängt Vögel; er lauert auf Hirſche, Rehe, Haaſen, und wirft ſich, wenn ſie vorbeylaufen, auf ſie: hat er ſich nun ſeiner Beute bemächtiget, ſo ſaugt er das Blut aus, öffnet ihr den Kopf, um das Gehirn zu freſſen, läßt das übrige liegen, und ſieht ſich nach mehrerem um.

Die zweyte Capitaney, nach Norden zu, iſt die von Rio-Janeiro, dem Januarius-Fluſſe; deswegen ſo benennet, weil dieſes Land am Neuen-Jahres-Tage iſt entdecket worden. Die Franzoſen, unter der Anführung des Ritters von Villegagnon, erbaueten daſelbſt das Fort von Coligni. Mich dünkt, in meinen Briefen über Guiana ſchon etwas davon geſaget zu haben; ich bin aber dazumal in keine näheren Umſtände, wegen der Unglücksfälle, die ihnen auf ihrem Rückwege nach Europa begegneten, eingegangen. Der größte unter allen beſtund in einer entſetzlichen Hungersnoth, deren Beſchreibung ſchauern macht. Ich will nur einige Umſtände davon, welche ich in einer alten Nachricht geleſen habe, und deren Styl ich zu verbeſſern ſuchen werde, anführen: derjenige, welcher redet, hat ſelbſt das Ungemach, welches er erzählet, erfahren. „Nachdem wir alles Lederwerk auf

unſerm Schiffe, bis auf die Kufferdeckel, verzehret hatten, glaubten wir nicht, im Stande zu ſeyn, uns länger zu erhalten; die Noth aber lehrete uns, Ratten und Mäuſe aufzuſuchen. Eine Ratte war uns ſchätzbarer, als ein Ochſe auf dem feſten Lande. Man kochte ſie, und aß ſie ſamt dem Eingeweide. In Frankreich hatte ich eine Schuld von vierzigtauſend Franken außen ſtehen, welche ich gern für ein Pfennigbrod, und ein Glas Wein, hingegeben hätte. Im Vorbeygehen muß ich gedenken, daß ich nicht allein an andern bemerket, ſondern auch ſelbſt gefühlet habe, daß man in einer ſo grauſamen Hungersnoth, wegen der entkräfteten Lebensgeiſter, ganz von Sinnen kommt, und dieſer Zuſtand die Leute ſo wild machet, daß ſie in eine Art von Raſerey verfallen. Wir waren ſo traurig, und tiefſinnig, daß wir kaum, ohne böſe zu werden, mit einander reden konnten; ja, Gott wolle es uns verzeihen, wir wurfen einander ſo entſetzliche Blicke zu, daß wir unſern böſen Willen, uns gegenſeitig zu verzehren, verriethen. Ich hatte einen Papegey heimlich aufbehalten, der das, was er von der Franzöſiſchen, und von der Wilden Sprache gelernet hatte, ſo deutlich redete, wie ein Menſch. In der Noth aber wurde er

ge-

geſchlachtet; nichts, als die Federn, wurden weggeworfen, das übrige erhielt mich, und meine Freunde, etliche Tage. Es that mir um ſo viel weher, ihn einzubüßen, da wir zwey Tage hernach Land entdeckten, und unſer Vaterland vor Augen ſahen. Der Schiffspatron geſtund öffentlich, daß, wenn wir nur noch einen Tag in dieſen Umſtänden geblieben wären, er den Entſchluß gefaſſet hätte, ohne etwas zu ſagen, einen von uns das Leben nehmen zu laſſen, um den anderen Nahrung zu verſchaffen.„

Endlich, Madame, war der Ausgang des Anſchlages, welchen Villegagnon gemachet hatte, eine Franzöſiſche Colonie zu Rio=Janeiro zu errichten, daß er genöthiget wurde, das Fort, das er hatte anlegen laſſen, den Portugieſen zu überlaſſen. Der Meerbuſen, den der Fluß in das Land hinein macht, iſt zehn oder zwölf Stunden lang, und ſieben bis acht Stunden breit. Man ſchreibt ihm einige Aehnlichkeit mit dem Genfer See zu; die Gebirge aber, die ihn umgeben, ſind nicht ſo hoch. Die Einfahrt iſt enge, und wegen der vielen kleinen vorliegenden Inſeln ſehr gefährlich. Zur Linken ſieht man einen Berg, wie eine Pyramide geſtaltet, der we-

gen ſeiner Höhe ſehr weit entdecket wird. Er iſt rund, und auf allen Seiten ſo ordentlich zugehauen, daß ihn die Franzoſen den Buttertopf nenneten.

Nach ihrer Entfernung baueten die Portugieſen an den Meerbuſen eine Stadt, die ſie St. Sebaſtian hießen, nach dem Namen des Königes, der dazumal in Portugal regirte. Sie erſtreckt ſich eine halbe Stunde in die Långe; ihre Breite iſt aber nicht über zehn bis zwölf Håuſer. Sie wird in drey Städte, in die obere, mittlere, und niedere, eingetheilet. In der erſten ſteht die Cathedral-Kirche, und ein prächtiges Jeſuiter-Collegium, welches, wie faſt alle andere, die dieſe Våter in Braſilien beſitzen, von eben dieſen Fürſten, der ihnen ſehr günſtig war, geſtiftet worden iſt. Eine Benedictiner-Abtey findet man in der mittlern Stadt, wo auch die Franzöſiſchen Capuciner ein Kloſter haben. Dieſe arbeiten als Mißionnaire unter der Aufſicht der Jeſuiten, welchen die Beſorgung aller Indianiſchen Kirchſpiele, die das Chriſtenthum angenommen haben, anvertrauet iſt. Dieſe Völker ſind ein Gemenge verſchiedener Nationen, die von den Portugieſen unter das Joch gebracht

worden ſind, und ihnen mit einem blinden Gehorſame dienen.

Den **Portugieſen** giebt man Schuld, daß ſie in Müßiggange, Wolluſt, und Lüderlichkeit, leben. Ihre **Faulheit** macht, daß ſie die Beſorgung ihres Hausweſens den ſchwarzen Sclaven überlaſſen; ja, man ſagt, daß auch ihre Prieſter, Mönche, und Weltlichgeiſtliche, von dieſem Laſter nicht frey ſind. Der Statthalter reſidiret in dieſer Stadt, welche von der Landſeite nicht befeſtiget iſt; aber auf der Seite der Bay wird ſie durch vier Scharzen vertheidiget, welche dem unerachtet die Franzoſen nicht abhielten, ſie zu Anfange dieſes Jahrhundertes einzunehmen. Man ſchätzt den Schaden, den die Portugieſen damals erlitten, auf mehr als fünf und zwanzig Millionen. Man ſagt, daß im künftigen Jahre ein oberſter Gerichtshof allhier errichtet werden ſoll, wo alle Rechtsfälle der ganzen ſüdlichen Küſte unwiederruflich ſollen entſchieden werden.

Ich darf dieſe Provinz nicht verlaſſen, ohne des **Klage-Vogels** Erwähnung zu thun, welcher ſeinen Aufenthalt in der hieſigen Gegend, allen anderen in Braſilien, vorzuziehen ſcheint. Er iſt von der Größe einer Taube,

und hat aſchgraue Federn. Die Braſilianer verehren ihn wegen ſeines traurigen Geſanges, den er nur bey Nachtzeit hören läßt. Sie bilden ſich ein, dieſes Thier ſey ihnen von ihren Vorältern geſchicket worden, und er komme im Namen der Toden, mit ihnen zu reden. Man erzählet, daß zu der Zeit des Villegagnon, ein Franzoſe durch ein Dorf gegangen, und von den Einwohnern faſt beleidiget worden ſey, weil er über die andächtige Aufmerkſamkeit, womit ſie dieſem klagenden Vogel zuhöreten, lachte. Ein alter Mann rufete ihn ſehr grob zu: „Schweig, und ſtöre uns nicht, die Nachricht, welche unſere Väter uns geben laſſen, anzuhören.„

Sechzig Stunden nach Norden zu, trafen wir die Provinz, oder Capitaney **vom heil. Geiſte** an, deren Fruchtbarkeit man uns rühmte. Die Jagd liefert alle Arten von Thieren; die Flüſſe geben eine unglaubliche Menge Fiſche; und die Felder, welche durch das ſchönſte Waſſer gewäſſert werden, verſagen den arbeitſamen Händen der Einwohner keine Art von Ertrage. Die **Hauptſtadt**, von eben dem Namen, wie die Provinz, hat weder Wälle, Mauern, noch Gräben, auch ſonſt nichts merkwürdiges, als ein Benedicti-

ner-

ner=Kloſter, und ein Jeſuiter=Haus. In dieſer ganzen Gegend zählet man nicht über zweyhundert Portugieſiſche Familien, und ohngefähr zehn tauſend bekehrte Indianer in den benachbarten Dörfern. In alten Zeiten nennete man ſie Margajate, und ſie ſind lange Zeit der Portugieſen Todfeinde geweſen: nachdem ſie aber nach und nach zahmer geworden ſind, haben ſie mit ihnen Bündniſſe gemachet, welche die Zeit beſtätiget hat. Andere Indianer, die tiefer im Lande ſtecken, wollen nichts von einer Ausſöhnung mit den Fremden hören.

Die Capitaney von Porto=Securo hat ihren Namen beſtändig beybehalten, den ſie wegen der Sicherheit ihres Havens erhielt, als die Portugieſen Braſilien entdeckten, und an nichts weniger als an ſelbigen dachten. Ihr Admiral Cabral, nachdem er die Capo=Verdiſchen Inſeln vorbey geſegelt war, um nach der Malabariſchen Küſte, über das Vorgebirge der guten Hoffnung, zu gehen, hatte einen ſo großen Umweg genommen, daß er dieſes Stück von Braſilien, welches ſich gegen Weſten zeigete, zu Geſichte bekam. Von allen Ländern des feſten Landes in America ſchien dieſes das erſte zu ſeyn, welches man hätte

entdecken ſollen, da es am näheſten bey Africa liegt. Cabral nennete es Sainte=Croix, weil er bey ſeiner Ankunft die Standarte des Chriſtenthumes daſelbſt aufgeſtecket hatte. Man gab ihm hernach den Namen, Braſilien, von einer Gattung Holzes, welches man im Ueberfluſſe daſelbſt findet, und zur Färberey ſtark brauchet. Dieſer Baum iſt von der Höhe unſerer Eichen, hat auch ſo ſtarke Aeſte, und wächſt zwiſchen Felſen, in dem unfruchtbarſten Boden. Er iſt höckerich, krumm, und voller Knoten, wie der Weißdorn: die Blätter, die einige Aehnlichkeit mit den Buchsbaumblättern haben, ſind grün, glatt, hart, trocken, zerbrechlich, ſeine Blüthen klein, und ſtehen beyſammen, wie die Mayblumen, haben aber einen ſtärkern Geruch, und ſehen ſehr ſchön roth. Die Rinde iſt ſo dick, daß wenn ſie abgeſchälet iſt, der Baum drey Viertel von ſeiner Stärke verliert. Das zur Färberey brauchbareſte Holz erkennet man am Gewichte; das ſchwerſte iſt das ſchätzbarſte. Man ſchneidet es in Stücken, und vermittelſt der Alaune zieht man eine Art von Carmin heraus. Man machet auch ein fließiges Lack zur Miniatur=Arbeit daraus. Im Anfange, als einsmals ein alter Wilder ſah, daß die

Euro=

Europäer groſse Haufen von dieſem Holze zuſammen ſammelten, ſagte er zu ihnen: „warum kommt ihr von ſo weitem her, Holz zu ſuchen, um euch zu wärmen? Wächſt denn keines in euerm Lande? Wir haben zwar auch vieles Holz, antwortete man ihm, es iſt aber nicht von dieſer Beſchaffenheit. Wir wärmen uns mit dem unſerigen; und das eurige dienet, unſere Kleider zu färben. Braucht ihr aber deſſen ſo viel, fragte der Braſilianer? Ja wohl, erwiederte man ihm: es giebt Kaufleute bey uns, denen viele Schiffe, mit dieſem Holze beladen, nicht hinlänglich wären, alle Stoffe ihrer Fabriken zu färben. Aber, ſagte der Alte, wird dieſer Mann nicht ſterben? Oder, wenn er tod iſt, an wen kommen ſeine Reichthümer? An ſeine Kinder, antwortete man, oder, wenn er keine hat, an ſeine nächſten Verwandten. In der That, erwiederte der Wilde, nun erkenne ich, daſs ihr anderen Fremde groſse Thoren ſeyd, daſs ihr euch ſo viele Mühe gebet, Vermögen für euere Nachkommen zu ſammeln; gleichſam, als ob die Erde, die euch ernähret hat, nicht hinlänglich ſey, ſie ebenfalls zu erhalten.„

Nachdem **Cabral** gefunden hatte, daſs die von ihm entdeckten Länder fruchtbar, mit vor-

trefflichen Flüſſen durchſtrömet, mit unzähli-
chen Bächen durchſchnitten, auch mit vielerleyen Arten von Bäumen beſetzet, nicht weniger mit Menſchen und Thieren angefüllet waren, ſtieg er daſelbſt aus, und nahm, im Namen des Königes von Portugal, Beſitz davon. Etliche von denen Einwohnern, welche er durch Geſchenke und Verſprechungen an ſich gelocket hatte, trugen kein Bedenken, ſeiner Flotte allerhand Erfriſchungen zu bringen. Er glaubte, in ihrer Gemüthsart etwas Gutes zu bemerken; weil er aber keine Spur von Religion bey ihnen fand, ließ er ihnen die Wahrheiten des Evangelium durch Mißionnaire vortragen. Man hat Mühe, zu begreifen, wie er ſich Nutzen von einem Unterrichte verſprechen konnte, der von niemanden verſtanden wurde. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo ſcheint der Mangel an aller Art von Gottesdienſte zu beweiſen, daß America niemals von der alten Welt gekennet geweſen iſt: man würde ſonſt wohl nicht ermangelt haben, wenigſtens einige Religion in ein von Africa ſo wenig entferntes Land zu bringen; und es würden doch einige Spuren davon übrig geblieben ſeyn.

Cabral

Cabral ließ eine Säule mit dem Portugieſiſchen Wappen aufrichten; gleichſam, als ob an den Gerechtſamen dieſer Krone nun nichts mehr auszuſetzen geweſen wäre. Er ſchickte hernach eines ſeiner Schiffe nach Liſſabon ab; er ſelbſt aber gieng mit ſeiner Flotte nach den Ort ihrer Beſtimmung unter Segel.

Der Eifer der Portugieſen, Colonien in Braſilien zu errichten, war nicht ſonderlich groß: man begnügte ſich, Farbeholz, Affen, und Papegeyen, daher kommen zu laſſen; Waaren, welche nichts koſteten, als die Mühe, ſie zu nehmen, und die man in Europa ſehr theuer verkaufete.

Der Portugieſiſche Hof ſchickte nichts dahin, als eine gewiſſe Anzahl Miſſethäter, und etliche lüderliche Weibsperſonen, von welchen er ſein Land zu reinigen ſuchte. Er ließ ſich daher nicht ſehr bitten, um weitläufige Freyheiten denjenigen zu verwilligen, die ſich von ſich ſelbſt anboten, ſich dort niederzulaſſen. Er wies verſchiedenen vornehmen Herren ganze Provinzen an, in Hoffnung, ſie würden Einwohner dahin bringen. Grund und Boden wegzugeben, koſtete um ſo viel weniger, da der Staat keine Unkoſten darauf verwenden durfte. Endlich wurde Braſilien gegen ein

ſehr

ſehr måſiges Einkommen verpachtet; und der Monarch, zufrieden mit der Erlangung eines neuen Kônigreiches, begnůgte ſich faſt an dem Titel eines Souverains alleine. In der folgenden Zeit merkte der Portugieſiſche Hof den Schaden, den er ſich gethan hatte; und Johannes III. wollte ihm abhelfen. Er fieng an, alle Gewalt, die den Håuptern der Capitaneyen waren verwilliget worden, einzuziehen, und ſendete eine zahlreiche Flotte ab, mit dem Befehle, Stådte zu erbauen, und eine neue Verwaltung einzuführen.

Dieſer Fürſt beſchåfftigte ſich nicht weniger mit der Bekehrung der Braſilianer, die er als ſeine Unterthanen anſah, und machte ſich an den heil. Ignatius, den Stifter der Jeſuiten, um einige Mißionnaire zu bekommen. Er erhielt von ihm ihrer ſechſe, welche mit dem General-Statthalter abreiſeten, und nach ihrer Ankunft anfiengen, in der Bay Allerheiligen, ſonſt auch die Bay ſchlechtweg genennet, die berůhmte Stadt San-Salvador anzulegen, welche hernach die Hauptſtadt von Braſilien, der Sitz eines Erzbiſchofes, der Aufenthalt des oberſten Gerichtshofes, und der Můnzſtåtte, ingleichen die Reſidenz des Unterkôniges, nebſt aller zur Statthalter-

halterſchaft gehörigen Beamten, geworden iſt. Sie wird durch drey Schlöſſer vertheidiget, und liegt an der Seeküſte auf einer ſteilen Anhöhe, daher es nöthig iſt, daß alle aus dem Haven in die Stadt, und aus der Stadt in den Haven gebrachte Waaren, vermittelſt eines Krahnes auf und nieder gezogen werden. Der Platz, worauf die Stadt ſteht, iſt übrigens ſo ungleich, die Gaſſen aber ſo enge und krumm, daß, an ſtatt die Laſten auf Wagen fortzubringen, man Sclaven dazu nehmen muß, derer man hier mehr als funfzehntauſend zählet. Angeſehene Leute laſſen ſich in Palankinen tragen: überhaupt aber ſind die **Einwohner** alleſamt eitel, faul, wollüſtig, betrügeriſch, verſtellt, hoffärtig, grauſam, rachgierig, und ſcheinheilig. Nach Art der meiſten mittäglichen Völker, ziehen ſie Stolz und Pracht, dem Vergnügen der Geſellſchaft, und einer wohl eingerichteten Tafel, vor.

Mit Grunde ſchreibt man einen Theil dieſer Fehler dem **Umgange** zu, den ſie mit ihren **Schwarzen** haben. Beſtändig ſind dieſe um ſie, und die meiſten ſind nur da, um ihr Gefolge zu vergrößern. Sie dienen ihnen auch zu Werkzeugen ihrer Rache, und ſie brauchen ſie wider ihre Feinde als Meuchelmörder,

oder ſich mit ſelbigen herumzuſchlagen. In Anſehung ihrer übrigen Lebensart, werden Sie Sich erinnern, was ich Ihnen von den Portugieſen in Goa geſaget habe: dieſe werden Ihnen einen ziemlich richtigen Begriff von denen in Braſilien geben. Verſchiedene Familien ſtammen von Jüdiſchen Geſchlechte her, und haben von ihren Voráltern den Handlungsgeiſt, der der Jüdiſchen Nation eigen iſt, beybehalten. Der vornehmſte Handel beſteht in Sclaven aus Guinea; und von hier werden die übrigen Provinzen von Braſilien mit Sclaven verſorget. Der Unterkönig hat den Vorſitz in den civil- und criminal-Gerichten; die Gerechtigkeit aber wird darinnen ſo wenig gehandhabet, daß mehrentheils die Tugend unterdrücket, und die Verbrechen unbeſtrafet bleiben. Ehedem war den Richtern verboten, einem Portugieſen das Leben abzuſprechen; man kan ſich alſo vorſtellen, was ein dergleichen Vorrecht für Ungleichheiten müſſe nach ſich gezogen haben.

Der Schade, und das viele Unglück, das den Einwohnern von San-Salvador durch die Franzoſen, und Holländer zugefüget worden iſt, hat ſie aufmerkſamer auf ihre Sicherheit gemachet. Sie unterhalten eine Anzahl

Europäiſcher Truppen, davon allezeit zwey Regimenter in der Hauptſtadt liegen. Sie haben auch eine Indianiſche Miliz, die ſie zum Kriegsweſen anziehen; und ihre Feſtungswerke unterhalten ſie mit Sorgfalt. Ueberhaupt iſt dieſe Stadt groß, reich, und wohl bevölkert; die Häuſer ſind hoch, auch faſt alle von gehauenen, oder von Ziegel-Steinen gebauet. Die Kirchen, beſonders aber die Cathedralkirche, ſind überflüßig mit Silberwerk, und anderen Zierrathen verſehen. Der Erzbiſchof hat ſechs Suffraganen, davon dreye von des itzt regirenden Papſtes Ernennung ſind. Was die Mönche anlangt, ſo ſind es immer noch, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Benedictiner, Capuciner, Jeſuiten. Doch giebt es auch Mönche, und Nonnen, von anderen Orten. Die Capuciner nimt man aus Frankreich, und Italien: die Einwohner haben ſie lieber, als die von andern Ländern.

Spanien wollte anfänglich den Beſitz von Braſilien den Portugieſen ſtreitig machen; aber nach vielen Zanken wurde endlich ausgemachet, daß letztere alles, was zwiſchen den Flüſſen la Plata, und der Amazonen liegt, behalten ſollten. Da auf dieſe Weiſe das Recht der Könige von Portugal eingeſtanden

ſtanden wurde, ſie auch ſchon mit Reichthümern in Aſien überhäuft waren, empfiengen ſie von zweyen Welttheilen zu gleicher Zeit Tribut. Braſilien lieferte ihnen, was Mexico, und Peru den Spaniern gab, nämlich Gold, Silber, und koſtbare Waaren. Im ganzen Lande iſt keine Provinz reicher, und mehr bevölkert, als die Provinz der Bay Allerheiligen, von welcher ich hier rede. Der Acker trägt Mais, Zucker, Tabak, Reiß, Baumwolle, Manioc; und die Weyden nähren eine ſo große Menge Rindvieh, daß das Fleiſch um den niedrigſten Preis verkauft wird. Das Land wird von einer Menge Flüſſe beſtrömet, davon einige ziemlich anſehnlich ſind. An den Ufern ſieht man eine Menge Wohnungen, wo man reine und gemäſigte Luft ſchöpfet, ob gleich der Aequator nicht weit entfernet iſt.

Nach gelegtem Grunde zur Hauptſtadt, vermehreten ſich auch die übrigen Städte in Braſilien. Im Anfange waren ſie alle nur leicht befeſtiget; und mehr erforderte es nicht, um vor den Ueberfällen der Wilden geſichert zu ſeyn. Als aber hernach verſchiedene Europäiſche Nationen ſich auf dieſem Meere furchtbar machten, mußte man ſich wider ihre Anfälle zu vertheidigen ſuchen. Die

Fran-

Franzoſen waren die erſten, welche einbrachen. Sie haben geſehen, was dieſes für einen Erfolg gehabt hat: ohnfehlbar aber würden die Portugieſen in dem ruhigen Beſitze dieſer reichen Länder geblieben ſeyn, wenn ſich nicht eine derer Begebenheiten ereignet hätte, welche das Schickſal der Reiche bey bedenklichen Umſtänden allezeit entſcheidet. Ihr König, **Don Sebaſtian**, wurde in einem Feldzuge wider die Mohren getödet; und ſie verloren mit ihrem Fürſten, Freyheit, und Land, und wurden Unterthanen von **Spanien**. Wenige Zeit nach dieſem Unglücke entriſſen ſich die **Niederländer** des Spaniſchen Joches, erkläreten ſich als Feinde ihrer vorigen Herren, und ſuchten ſich auf dieſer ihre Unkoſten zu bereichern. Zuerſt, und ſo bald ſie nur ſahen, daß die Portugieſiſchen Beſitzungen unter Spaniſcher Herrſchaft ſtunden, fielen ſie ſolche an. Sie werden ſich erinnern, wie ſie die vornehmſten Plätze in Oſtindien weggenommen haben. Sie drangen auch in **Braſilien** ein, das ſie ohne Vertheidigung fanden, und bemächtigten ſich deſſen durch die Feigheit des Statthalters. Das ganze Land wäre ohne Ausnahme verloren gegangen, wenn der Erzbiſchof, Michel Texei-

ra, aus einer der vornehmſten Familien in Portugal, und von noch größerem Geiſte als ſeine Geburt, ſich nicht zur Pflicht gerechnet hätte, ſeine Würde der Gefahr des Vaterlandes nachzuſetzen. Er ſtellte ſich an die Spitze der unter ſich habenden Geiſtlichen, brachte in der Eile etliche kleine Haufen Truppen zuſammen, und that den Eroberungen der Holländer Einhalt. Durch ſeine Gegenwehr rettete er ſieben Provinzen, die den Spaniern treu verblieben. Die übrigen fielen unter Holländiſche Botmäſigkeit; und es iſt dem Prinzen Moriz von Naſſau zuzuſchreiben, daß die Holländer in dieſem Lande Errichtungen gemacht, auch einen ſo vortheilhaften Frieden geſchloſſen haben, daß ſie ihnen darinnen beſtätiget worden ſind. Bald aber hernach ließ ſich die Republik durch geitzige Geſinnungen verleiten, daß ſie dem Prinzen Moritz zur Laſt legte, als unterhielt er zu viele Truppen, legte mehr Feſtungen an, als zu Vertheidigung ihrer Beſitzungen nöthig wäre, lebte prächtiger, als es einem Manne in ihren Dienſten zukäme, und nöthigte ihn, ſeine Stellen niederzulegen. Sie dankte alsdenn einen Theil der Miliz ab, vernachläßigte die Befeſtigung der Städte, und entfernete durch ſchändliche Spar-

ſamkeit die Herzen ihrer Unterthanen in Braſilien. Der Feind war vor den Thoren, ihre Gränzen unbeſchützet, und die Portugieſen, die das Spaniſche Joch abgeſchüttelt hatten, bemächtigten ſich ihrer alten Beſitzungen, und blieben endlich Herren von einem Lande, welches, wie ich geſagt habe, als ein Peru heut zu Tage für dieſe Nation anzuſehen iſt. Jedoch ich kehre wieder zu der Folge meiner Reiſe.

Aus der Capitaney von Porto-Securo, kamen wir in die von Jlheos, oder der Jnſeln. Das Merkwürdigſte, was man darinnen ſieht, iſt ein See, mit ſüßem Waſſer, von neun Stunden im Umfange, worinnen Lamentins, Caymans, und Requins, Seefiſche von einer ungeheueren Größe, ſind. Jn eben dieſer Provinz findet man Bäume, welche bey dem geringſten gethanenen Einſchnitte einen Balſam fließen laſſen, dem man wundernswürdige Tugenden wider vielerley Arten von Krankheiten zuſchreibt. Es würde dieſes Land eines der beſten in Braſilien ſeyn, wenn man es wegen der Nachbarſchaft gewiſſer grauſamer, und barbariſcher Völker genugſam anbauen könnte. Man ſagt, dieſe Völker trieben die Unmenſchlichkeit ſo weit, daß ſie ihre eigenen Kinder fräßen.

In dem Innerſten des Landes, zwiſchen Porto-Securo, und der Bay Allerheiligen, findet man, der Ausſage nach, an trockenen Oertern einen großen, ſehr dicken **Baum**, an welchem alle Aeſte mit tiefen Löchern durchbohret ſind, worinnen ſich eine wäſſerige Feuchtigkeit ſammelt, die niemals überläuft, und niemals abnimt, man mag auch noch ſo viel davon nehmen. Da der Baum bis auf fünfhundert Perſonen unter dem Umfange ſeiner Aeſte faſſen kann, iſt er ein vortrefflicher Schutzort wider die Hitze, und man findet allezeit Waſſer, zum Trinken, oder ſich zu waſchen.

Die Capitaney **Olinda**, oder **Fernambuc**, hatte zu ihrem erſten Herrn, Eduard von **Albukerke**; ſie wurde aber, als man das Land den Holländern wieder abnahm, der Krone einverleibet. Man zählet darinnen mehr als hundert **Zuckermühlen**, welche den Portugieſen alle Jahre zwanzigtauſend Kiſten Zucker liefern. Aus eben dieſer Provinz bekommt man auch das beſte **Färberholz**: es gehöret dem Könige, oder denen, welche das Recht, es zu ſchlagen, erkaufen. Jedes Transportſchiff iſt verbunden, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe, eine gewiſſe Anzahl

davon

davon für Se. Majeſtät mit zu nehmen. Dieſes ganze Land iſt von ausnehmender Annehmlichkeit wegen ſeines ſchönen Grünen, und der Fruchtbarkeit der Felder. Die Hauptſtadt wird wie die Provinz, Olinda, oder Fernambuc, genennet. Ehe ſie die Holländer weggenommen, und verwüſtet hatten, war ſie ſo ſchön, und groß, als Orleans. Das Jeſuiter-Collegium, das noch ſteht, hat mehr als zwölfmal hunderttauſend Livres zu bauen gekoſtet, und wird für eines der ſchönſten Gebäude in Braſilien gehalten. Es iſt von dem Könige, Don Sebaſtian, auf der Anhöhe eines luſtigen Hügels angeleget worden, und iſt das erſte, was denen, welche von der See kommen, in die Augen fällt. Man unterweiſet darinnen die jungen Leute in den Wiſſenſchaften; und den Kindern lehret man, leſen und ſchreiben. Dieſem prächtigen Gebäude gegen über, ſteht ein armſeliges Kloſter der Capuciner, als welche allezeit bereit ſind, ſich dahin zu begeben, wo den Jeſuiten gefällig iſt, ſie hin zu ſchicken. Die Benedictiner haben in dem obern Theile der Stadt ein Kloſter, das von Natur ſo befeſtiget iſt, daß es die vornehmſte Vertheidigung der Stadt ausmachet. Ich übergehe die Kirchen, und übrigen

Männer- und Weiber-Klöſter, derer es eine ſehr groſze Menge giebt, mit Stillſchweigen. In der Stadt Olinda rechnet man zweytauſend Einwohner, die Sclaven, und Mönche, ungerechnet.

Ich bin, u. ſ. w.

Fernambuc, den 2. Februar. 1752.

Der 155 Brief.

Fortſetzung von Braſilien.

Die übrigen Provinzen von Braſilien ſind Tamaraca, Seregippé, Paraiba, Rio-grande, Ciara, Para, und Maragnan. Die erſte hält man für eine der älteſten Europäiſchen Colonien; die Nachbarſchaft aber von Olinda hat ſie in Vergeſſenheit gebracht. Man behauptet, die Franzoſen wären zuerſt Beſitzer davon geweſen; und ſie wäre ihnen hernach von den Portugieſen entriſſen worden. Man findet auch wirklich noch einen Haven daſelbſt, der ihren Namen führet, Porto-dos-Franceſes. Die zweyte Provinz hat nichts merkwürdiges. Die dritte hat ihren

Urſprung ebenfalls den Franzoſen, ihren Namen aber einem Fluſſe, der ſie durchſtrömet, zu danken. Ein anderer ihrer Flüſſe hat das Beſondere, daß er an ſeiner Quelle breiter iſt, als an ſeinem Ausfluſſe. Man erzählet auch von einem Baume, der dieſer Küſte gegen über, auf der Inſel Fernand de Noronha, wächſt, daß er eine ſolche beißende Eigenſchaft habe, daß wenn man die Hand, nachdem man ihn angerühret hat, an die Augen bringt, man auf etliche Stunden blind wird; es giebt aber einen andern Baum daſelbſt, deſſen Blätter zum Gegenmittel dienen. Gewiſſe Völker, Molopaques genennt, bewohnen eine weitläufige Gegend in dieſer Provinz, jenſeit des Fluſſes Paraiba. Die Franzoſen verglichen dieſe Nation, in Anſehung ihrer Geſtalt, mit den Deutſchen. Sie gehöret unter die wenigen, die ihren Leib bedecken, und den Bart wachſen laſſen. In ihren Sitten iſt nichts, daß die natürliche Ehrbarkeit beleidigte. Ihre Städte ſind mit Mauern von Balken umgeben, die in ihren Zwiſchenräumen mit Erde ausgefüllet ſind. Ihre Weiber ſind ſchön, tugendhaft, voller Verſtand, und verſtatten niemals unanſtändige Scherze, welches unſern Franzoſen

ſehr mißfällig war. Sie tragen ihre Haare ſehr lang, und haben ſie eben ſo ſchön, als die auf dergleichen Putz lüſternſte Europäerinn. Die ganze Nation hat geſetzte Stunden zum Eſſen; ſie liebt die Reinlichkeit; ihre Sitten und Gebräuche haben nichts barbariſches, ausgenommen die abſcheuliche Neigung zum Menſchenfleiſche, die ſie noch nicht gänzlich abgeleget haben. In der Nachbarſchaft eben dieſes Fluſſes wohnet noch ein anderes Volk, das allezeit viele Liebe für die Franzoſen bezeiget hat, mit welchen es auch ehedem Bündniſſe, und Heurathen eingegangen iſt. Die Erinnerung ihrer alten Freunde macht, daß ſie ihre itzigen Herren verabſcheuen, und allezeit bereit ſind, die Parthey wider die Portugieſen zu ergreifen.

Die Capitaneyen Ciara, und Rio-grande, verdienen nicht Ihre Aufmerkſamkeit. Unter der Capitaney von Para begreift man die längſt dem Amazonen-Fluß gelegenen Länder, wo die Portugieſen verſchiedene Mißionen, zu Bekehrung der Indianer, angeleget haben. Die Stadt Para, welches die Hauptſtadt darinnen iſt, iſt groß, und wohl gebauet: ihre Gaſſen ſind nach der Schnure gezogen, und die ſeit einigen Jahren von Steinen

nen erbaueten Häuſer ſind artig, die Kirchen aber prächtig. Benedictus XIV. hat ein Bisthum daſelbſt errichtet; und die Stadt wird durch eine gute Citadelle vertheidiget. Sie ſteht mit Liſſabon unmittelbar in Handlung, welches ihr große Bequemlichkeiten verſchafft. Der Cacao, welcher die gangbare Münze im Lande abgiebt, machet den vornehmſten Reichthum der Einwohner aus: ſie ſammeln auch viel Zucker, und Tabak ein. Die Portugieſen haben verſchiedene Schanzen auf der rechten Seite des Amazonenfluſſes angeleget, welche zu der Capitaney Para gehören. Ein Neugieriger, der dieſen Fluß, von dem Orte, wo er ſchiffbar wird, bis zu ſeinem Ausfluſſe, unterſuchet hat, hat mir eine Beſchreibung davon gemachet, welche mir die Reiſe dahin wohl erſparen dürfte.

„Dieſer Fluß, ſagt er, durchſtrömet gröſſere Reiche, verbreitet mehreren Reichthum, ernähret mehrere Völker, führet ſein ſüßes Waſſer weiter in das Meer, und nimt eine größere Anzahl von Flüſſen auf, als der Nil, Euphrat, und Ganges. Wenn letzterer ſeine Ufer mit Goldſande bereichert, ſo erfüllet der Amazonenfluß die ſeinigen mit gediegenem Golde. Wenn der Nil die Länder, die er

überſchwemmet, jährlich fruchtbar machet, ſo werden die Felder durch das Austreten des Amazonenfluſſes auf viele Jahre ergiebig, und ſie bedürfen keiner anderer Zurichtung. Ein immerwährender Frühling herrſchet in dieſer glücklichen Landſchaft: die Hitze des Clima wird durch tauſend friſche, kaum aus ihren Quellen hervorgedrungene Bäche, und durch das dicke Buſchwerk, welches ihre Ufer beſchattet, gemäſiget. Eine erſtaunende Menge außerordentlicher Kräuter, und unbekannter Blumen, verſchafft einen beſtändig veränderten, und allezeit neuen Anblick. Zum Geleuchte bedienet man ſich wohlriechender Hölzer, und Harze; man geht auf Gewürzeduftenden Kräutern; und tritt Gold und Edelſteine mit Füßen: die Erde trägt zu jeder Jahreszeit, und erfordert keinen Fleiß. Ach! wenn die Völker wollten der Natur zu Hülfe kommen, ſo würden die weitläufigen Länder von Maragnan, welche an ſich vortrefflicher ſind als die Gärten von Eden, und beglückter als die Ufer des Euphrats, gar bald in unermeßliche Gärten verwandelt werden, wo Freude, Geſundheit, und Ueberfluß zugleich herrſcheten. Alle, in andern Ländern zerſtreuete Erzeugungen, findet man in dieſem beyſammen;

ſammen; eine unzählige Menge Fiſche in den Flüſſen; tauſenderley Thiere auf den Bergen; unendliche Arten Vögel in den Wäldern; Bäume, die beſtändig voller Obſt hängen; Felder, die beſtändig Aernden darbieten. Das Wild kommt dem Jäger von ſich ſelbſt entgegen; die Edelſteine, und koſtbaren Metalle warten nur auf Hände, die ſie brechen ſollen. Ja, unter den Einwohnern ſelbſt ſieht man nichts, als wohlgewachſene Leute, die geſchickt, und voller Fähigkeit, wenigſtens in denen ihnen nützlichen Dingen, ſind. Sie haben alle Künſte, die zur wirklichen Nothdurft gehören; ſie haben alles Nothdürftige, was ihre Glückſeligkeit befördert. Solches vervielfältigen ſie nicht; ſie entziehen ſich aber auch nicht das, was ſie wirklich genießen. Die Liebe, die dringendeſte Nothwendigkeit, koſtet ihnen eben ſo wenig, zu vergnügen; ſie glauben, die Natur ſey nicht eher befriediget, als bis ſie nichts mehr fordert. Die Weiber verbergen die Schönheit nicht, womit ſie die Natur geſchmücket hat; ſie dächten, ſie zu beleidigen, wenn ſie ſich ihrer Gaben ſchämeten. Dem füget die Freyheit noch jene leichten Annehmlichkeiten bey, welche ein ſchüchternes Zurückhalten gezwungen und gekünſtelt machen

chen würde. Kein Geſetz widerſpricht ihren Neigungen: wenn ſie ſich dieſen aber heimlich überlaſſen, geſchieht es nur, die Wolluſt reizender, die Süßigkeit des Geheimniſſes vollkommener zu machen; und keine Plauderhaftigkeit eines Liebhabers zieht den Schleier weg, womit ſie ſolche bedecken. Ihre **Ergötzlichkeiten** ſind lebhaft, aber gemäſiget; ihre **Speiſen** einfach, ſo wie ihre **Arzeneymittel**; oder vielmehr, das Ungekünſtelte ihrer Speiſen macht den Gebrauch der Arzeneyen weniger nothwendig; und dieſe Völker, die wir von ſo eingeſchränktem Verſtande zu ſeyn glauben, haben den kürzeſten Weg zu wählen gewußt, um **glücklich** zu werden. Sie verlangen auch nichts, weil ihnen unbekannt iſt, daß es noch andere Güter giebt, als die, welche ſie beſitzen. Ich erholete mich bey ihnen, daß ich bisher unter Menſchen gelebet hatte; und wenn ich es ſagen darf, ich bedauerte der letztern Umgang nicht. Nach einer beſtändigen Unruhe von vielen Jahren, genoß ich zum erſtenmale einer ſüßen Gelaſſenheit. Die Erinnerung meiner beſchwerlichen Reiſen, Verdrüßlichkeiten, und ausgeſtandenen Gefahr, ſchien mir ein Traum zu ſeyn. Ich theilte mit meinen Indianern ihre **unſchuldigen**

Ergötz=

Ergötzlichkeiten: ich badete mich mit ihnen; ich bewunderte ihre Geſchicklichkeit auf der Jagd, und bey der Fiſcherey. Sie boten mir ihre auserleſenſten Fiſche, und Wildpret an. Alle waren zu meinen Dienſten; der Cacique, unter dem ſie ſtunden, war am begierigſten, mich zu bedienen.„

„Es iſt eine bey dieſen Völkern allgemein angenommene Sage, daß es wahre Amazonen unter ihnen gegeben, auch der Fluß ſeinen erſten Namen davon erhalten habe. Sie glauben gewiß, daß eine der benachbarten Provinzen dieſes großen Fluſſes mit kriegeriſchen Weibern beſetzt geweſen ſey, welche ohne Mannsperſonen gelebet, und ſich ſelbſt beherrſchet hätten: zu einer gewiſſen Jahreszeit hätten ſie Mannsperſonen bey ſich aufgenommen, wären aber ſonſt in ihren Dörfern alleine geblieben, wo ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit alles zum Unterhalte des Lebens Benöthigte verſchaffet hätten. Wenn die Mannsperſonen, der verliebten Beſuche wegen, zu ihnen gekommen wären, hätten ſie ſie allezeit, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, erwartet, um zu ſehen, ob ſie aus keiner andern Urſache zu ihnen kämen, als nur den jährlichen Tribut der Liebe zu bezahlen. Wie ſie davon

über=

überzeuget geweſen wären, hätten ſie ſich hauſenweiſe auf die Kähne dieſer flüchtigen Anbeter begeben. Jede Amazone hätte das erſte Hängebette, (hamac,) das ſie angetroffen hätte, mit nach ihrem Hauſe genommen, um die Liebkoſungen des Beſitzers darinnen zu erwarten. Nach etlichen vertraulich zugebrachten Tagen, wären dieſe neuen Gäſte nach ihrer Heimath zurück gekehret. Alle Jahre hätten ſelbige dergleichen Reiſe, um eben dieſe Zeit, und in eben dieſer Abſicht angeſtellet. Die daher erzeugten Mägdgen wären von ihren Müttern erzogen, und zur Arbeit, und mit Waffen umzugehen, angehalten worden. Was aber die Knaben anbelanget, ſo hätten ſie die Mütter, wie einige ſagen, das folgende Jahr den Vätern mitgegeben; andere behaupten, man hätte ſie in dem Augenblicke ihrer Geburt getödet. Dieſe Erzählung iſt mir ſo oft, und auf eine ſo einhellige Weiſe, wiederholet worden, daß wenn die Geſchichte nicht gegründet iſt, die größte Unwahrheit, als die gewiſſeſte und unzweifelhafteſte Begebenheit in der neuen Welt angeſehen wird.„

„Verſchiedene **Gelehrte** behaupten, die **alten Amazonen** wären in dem Gehirne der Dichter entſtanden, und alles, was Philoſtra-

loſtratus, Diodor von Sicilien, und Juſtinus davon geſchrieben haben, beruhe auf bloſen, nichtigen Traditionen. Die Weiber, die in Cappadocien mit ihren Männern in den Krieg gegangen ſind, haben Anlaß gegeben, eine Völkerſchaft von Heldinnen zu erdichten, die keine Männer unter ſich haben leiden, oder wenigſtens ihnen keine Gewalt zugeſtehen wollen. Um leichter mit dem Bogen zu ſchießen, hat man erdacht, daß ihnen in der erſten Kindheit die rechte Bruſt wäre weggebrennet, und der Name, **Amazonen**, das heißt, die keine Brüſte haben, gegeben worden. Sie säugeten ihre Töchter, ſagt man, mit Stuttenmilch, ihre männliche Kinder aber machten ſie lahm, damit ſie, nach einiger Meynung, zu den Kriegsdienſten unfähig, nach anderer aber, zu den Liebesübungen geſchickter wären. Man erzählet, daß eine **Königinn** der Amazonen, die ſchwach genug, oder zu lüſtern geweſen war, dem dringenden Verlangen eines Monarchen nachzugeben, den andern Morgen zu ihm geſagt habe: Ach! Sie kommen einem Lahmen nicht bey.„

„Die Nothwendigkeit, ihre Republik zu erhalten, war der einzige Bewegungsgrund, der dieſe Heldinnen vermochte, Mannsperſonen zu

ſehen:

ſehen: auch waren es nur Unbekannte, Fremde, ſo wie der Zufall ſie ihnen an abgelegene Oerter hinbrachte; daher behielten ſie weder Zuneigung, noch Andenken für ſie. Diejenigen, welche behaupten, daß es dergleichen Weiber gegeben habe, und daß ſie eine weibliche Nation an dem Ufer des Thermodoon ausgemachet hätten, gründen ſich auf einige griechiſche Münzen, wo man ſie vorgeſtellet ſieht. Allein, dieſe Münzen beweiſen nur, daß es kriegeriſche Weiber, ſo wie die in Cappadocien, gegeben habe; und daran zweifelt niemand. Mehreren Grund finde ich in dem, was man von denen neueren Amazonen, davon der größte Fluß in der Welt den Namen führet, ſaget. Wenn jemals ſolche Weiber in der Welt geweſen ſind, ſo muß man ſie vornehmlich in America ſuchen, wo die herumſchweiſende Lebensart der Indianerinnen, die mit ihren Männern in Krieg ziehen, und daher in ihrem Hausweſen kein großes Glück machen, häufigere Gelegenheit dargeboten hat, ſich dem Joche ihrer Tyrannen zu entziehen, und eine Art von Republik unter ſich zu errichten. Allein, geſetzt, dieſe Americaniſche Heldinnen wären jemals auch vorhanden geweſen, ſo zweifele ich doch, daß es ihrer noch heutiges

ges Tages gebe. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie mit der Zeit ihre alten Gebräuche verändert haben; es ſey nun, daß ſie durch andere Nationen unter das Joch gebracht worden ſind, oder daß die Töchter, weniger wild, und vernünftiger, als die Mütter, der Einſamkeit ſind überdrüßig geworden, und den Entſchluß gefaſſet haben, ſich mit ſo werthen Feinden, als die Mannsperſonen ſind, auszuſöhnen.„

„Diejenigen, welche den **Amazonen-Fluß** am genaueſten unterſuchet, und ausgemeſſen haben, ſagen, er nehme ſeinen Urſprung an dem Fuße der Gebirge von Quito, durchſtröme einen Strich Landes, von Abend nach Morgen, beynahe auf vierzehnhundert Stunden, und ergieße ſich in das Nord-Meer durch eine Mündung, von nicht weniger als dreyßig Stunden in der Breite. Das weitläufige Land, wo er durchfließt, hat mehr als viertauſend Stunden im Umkreiſe; und dieſer Umfang war zur Zeit ſeiner Entdeckung mit mehr als hundert und funfzig Nationen beſetzet, unter welchen man nicht eine einzige geſittete Regierungsform angetroffen hat. Ihre Wohnungen ſtießen ſo nah an einander, daß man in dem einen Flecken hören konnte, wenn ſie in dem andern Holz hackten. Dieſe große Nähe

holf aber nicht, daß ſie friedlich zuſammen lebten; ſie waren in beſtändige Kriege mit einander verwickelt, wo ſie einander umbrachten, oder zu Sclaven machten. Ob ſie nun gleich unter ſich tapfer genug ſeyn mochten, ſo konnten ſie doch den Europäern nicht widerſtehen. Die meiſten ergriffen die Flucht, begaben ſich in ihre Kähne, waren in einem Augenblicke an das Land geſetzet, und flüchteten nach einen derer Seen, welche der Fluß in großer Menge hervorbringt.„

„Die **Religion** iſt bey allen dieſen Völkern faſt einerley. Sie haben **Götzen**, die ſie ſelbſt ſchnitzen, und denen ſie allerhand Verrichtungen zueignen. Einige ſind über das Waſſer geſetzet; andere ſtehen der Aernde vor, andere den Früchten. Sie bilden ſich ein, dieſe Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu bleiben, und ihnen Gutes zu thun: ſie erweiſen ihnen aber keine Verehrung. Man verwahret ſie in einem beſondern Orte, oder thut ſie in ein Futteral, um ſie, wenn man ihrer nöthig hat, heraus zu nehmen. So geſchieht es, daß wenn dieſe Völker zu Felde gehen, ſie den Götzen, der ihnen zum Siege behülflich ſeyn ſoll, auf das Vordertheil ihrer Kähne ſetzen; gehen ſie auf

die Fiſcherey, ſo nehmen ſie den, der über die Flüſſe und Seen geſetzet iſt. Einer dieſer Barbarn, der aber ſo gar barbariſch in ſeinem Umgange nicht war, bewunderte, daß wir die Schwierigkeiten, über den großen Fluß zu kommen, mit ſo vielem Glücke überſtiegen hätten, und nachdem er uns Lebensmittel herbey gebracht hatte, bat er uns, wir ſollten ihm zur Erkenntlichkeit einen von unſern Göttern geben, der ihm mit eben ſolcher Gütigkeit und Macht in allen ſeinen Unternehmungen dienen möchte. Wir fragten ihn, warum ſeine Gefährten bey dem Anblicke unſerer Flotte die Flucht ergriffen hätten, da er doch ſo willig auf uns zugekommen wäre? Er antwortete, daß Leute, die im Stande wären, unerachtet der großen Schwierigkeiten, den Fluß ohne Verluſt herauf zu kommen, einsmals Ueberwinder ſeyn müßten; er habe nicht wollen beſtändig in Furcht leben, und in ſeinem Hauſe zittern; er hätte ſich alſo lieber bey Zeiten unterwerfen, und diejenigen als Freunde anſehen wollen, welchen die andern als ihren Herren würden dienen müſſen.„

„Unter allen Nationen, welche an dem Amazonen-Fluſſe wohnen, ſind die Omaguas die vernünftigſten und geſitteſten. Sie haben in

Gewohnheit, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzen, jedem Gaſte eine Spritze anzubieten, ſo wie man an vielen Oertern in Europa Waſſer herum geben läßt, um ſich nach der Mahlzeit die Hände zu waſchen, oder wie man alsdenn den Caffé trinkt. Dieſe Spritzen ſind wie eine hohle Birne geformet, und haben an der Spitze ein Loch, wo eine Röhre angemachet iſt. Selbige füllen ſie voll Waſſer, und drücken ſie, da ſie denn eben die Wirkung thun, wie die ordentlichen Spritzen. Dieſes Werkzeug iſt bey den Indianern ſehr eingeführet, und zeiget an, daß man gut zu eſſen und zu trinken bekommen werde, dem man alſo Platz verſchaffen müſſe.„

„Die Portugieſen haben ausgeſprenget, als ob die Omaguas ihre Sclaven mäſteten, und ſie äßen. Dieß iſt aber eine Verläumdung, die ſie erſonnen haben, um ihre eigene Grauſamkeit wider dieſe unſchuldige Nation zu bemänteln. Es iſt wahr, daß wenn die Omaguas unter ihren Feinden Gefangene von beſonderer Tapferkeit machen, ſie ſolche bey ihren Feſten töden, um einen Gegenſtand der Furcht los zu werden; wenn ſie ihnen aber den Kopf abgeſchnitten haben, den ſie in ihren Hütten als ein Siegeszeichen aufhängen, ſo

werfen

werfen ſie den Körper in den Fluß. Niemals iſt auf ihren Fleiſchmärkten Menſchenfleiſch verkauft worden, wie es die Portugieſen vorgeben, welche, unter dem Vorwande dieſe Barbarey zu rächen, eine viel größere begehen, da ſie frey gebohrne, und unabhängige Völker zu Sclaven machen. Daher auch dieſe armen Leute, ſeit der Eroberung von Braſilien ihr Land verlaſſen, und ſich von ihren grauſamen Ueberwindern entfernet haben.„

„Heut zu Tage giebt es an den Ufern des Maragnan keine **Menſchenfreſſer**; aber beſſer in das Land hinein, und inſonderheit gegen Norden, findet man ihrer noch. Die Portugieſen haben ſich in den Beſitz faſt des ganzen mittäglichen Landes geſetzet, und verſchiedene Mißionen daſelbſt errichtet. In der Nähe der Mißion von St. Paul fangen die groſſen **Inſeln** an, die ehedem von den Omaguas bewohnet wurden. Der **Fluß** wird daſelbſt ungemein **breit**, ſo daß ein einziger ſeiner Aerme an manchen Oertern acht bis neunhundert Toiſen hat. Dieſe große Breite machet, daß der Wind ſich ſehr ausbreiten kann, und wahre Stürme veranlaſſet. Wir hatten einen dergleichen auszuſtehen, und fanden keinen andern Schutz, als in der Mün-

dung eines kleinen Fluſſes. Dieß iſt in dergleichen Fällen die einzige Zuflucht: daher man ſich auch nicht weit von dem Ufer entfernet. Doch iſt es auch gefährlich, ſolchem zu nahe zu kommen; denn eine der größten Beſchwerlichkeiten bey dieſer Schiffahrt iſt, daß man auf die Stämme der ausgewurzelten Bäume trifft, die zunächſt am Ufer in dem Sande, oder Schlamme, vergraben liegen, und von dem Waſſer bedecket werden. Ferner, wenn man dem Ufer zu nahe kommt, hat man auch den unvermutheten Fall derer Bäume zu befürchten, welche entweder vor Alter, oder weil das lange unterwaſchene Erdreich ſich jähling losgiebt, auf einmal herabſtürzen.„

„In der Mißion von St. Paul fängt man an, ſtatt rohrner Häuſer und Kirchen, Kapellen und Pfarrhäuſer von Steinen gebauet zu ſehen. Auch muß man ſich wundern, daß mitten in dieſen Wüſteneyen alle Indianiſche Weiber Hemden von Leinwand aus Bretagne tragen, in ihrer Haushaltung Kuffer mit eiſern Schlöſſern und Schlüſſeln, Nähnadeln, kleine Spiegel, Meſſer, Scheren, Kämme, und verſchiedenen andern kleinen Hausrath aus Europa, haben. Dieſe Völker verſchaffen ſich ſolchen alle Jahre zu Para, auf

denen

denen Reiſen, die ſie dahin thun, um den an den Ufern des Fluſſes eingeſammelten wilden Cacao zu verkaufen.„

„Die **Entdeckung** des **Maragnan**, die Kenntniß derer Oerter, welche er bewäſſert, das Verlangen Errichtungen daſelbſt anzulegen, nebſt den auszufindenden Mitteln einige Schiffahrt dabey zu unterhalten, haben den Spaniſchen Hof lange Zeit beſchäfftiget; und ſeine politiſchen Abſichten waren folgende. Die Franzoſen, Holländer, und Engländer, giengen auf Capereyen in America aus, die ihm beſchwerlich waren, und ſie kamen allezeit, mit Ruhme und Reichthümern überhäufet, zurück. Unter der Regirung Carl V. war es nicht wohl möglich geweſen, ſich dieſem Unfuge zu widerſetzen, weil dazumal die Küſten noch nicht genugſam bekannt waren, daß dieſer Fürſt den ordentlichen Weg ſeiner Galionen hätte verändern können. Unter denen Mitteln, welche ſeinen Nachfolgern vorgeſchlagen wurden, dieſen Seeräubern Einhalt zu thun, fanden ſie kein ſchicklicheres, als die Schiffahrt auf dem Amazonen-Fluſſe, von ſeinem Urſprunge an bis zu ſeinem Ausfluſſe, zu öffnen. In der That, da die gröſten Schiffe unter der Feſtung von Para vor Anker lie-

gen konnten, hätte man alle Schätze von Peru, von Neu=Granada, von Terra firma, ja von Chili ſelbſt, können dahin kommen laſſen. Quito hätte zur Niederlage gedienet, und Para wäre der Sammelplatz für die Braſilianiſche Flotte geweſen, welche ſich, zur Rückreiſe nach Europa, mit den Galionen vereiniget, und wegen ihrer Anzahl und Stärke die Corſaren in Furcht geſetzet hätte. Die Schwierigkeit beſtund nur darinnen, die eigentliche Mündung des Fluſſes zu finden, und bis nach Peru hinauf zu ſegeln.„

„Orellana war der erſte, der dieſe Entdeckung unternahm. Er verfolgte den Lauf eines großen Fluſſes, dem er den Namen des Amazonen=Fluſſes gab, weil man ihm ſagte, daß ſeine Ufer von kriegeriſchen Weibern bewohnet würden, vor welchen er ſich in Acht nehmen möchte. Es war eben derſelbe Fluß, deſſen Mündung ſchon von etlichen Spaniern war bemerket worden, und der dazumal den Namen Maragnan führte. Orellana kam nach Europa, und erhielt von Sr. Catholiſchen Majeſtät die Statthalterſchaft des Landes, welches er entdecket hatte, mit der Erlaubniß, ſolches zu erobern. Mehr als fünfhundert Perſonen, faſt alle von edeler Geburt,

ſchiff=

ſchifften ſich unter ſeinem Commando ein; ihre Reiſe war aber ſo unglücklich, daß die meiſten, nachdem ſie ſchon bey den Canariſchen Inſeln angefangen hatten, verdrüßlich zu werden, ihren Chef verließen, und ſich auf dieſen Inſeln zerſtreueten. Er ſelbſt ſturb während der Reiſe an einer Krankheit, und vor Kummer, ohne einigen Nutzen von ſeinen Bemühungen davon getragen zu haben, als einen ziemlich zweydeutigen Ruhm.„

„Dieſer ſchlechte Erfolg hatte den Eifer der Caſtilianer für die Entdeckung des Maragnan ſehr gemindert, als in dem Mittel des ſechzehnten Jahrhundertes ein Edelmann, mit Namen Orſua, ſeine Dienſte dem Unterkönige von Peru zu dieſer wichtigen Unternehmung anbot. Die gute Meynung, die man von ſeinen Verdienſten hatte, machte, daß eine große Anzahl Officiere, und Soldaten, unter ihm dienen wollten. Bey erſteren fand ſich ein junger Menſch, Guſman genennt, und ein anderer, Aguirre, beyde von unordentlicher Lebensart, aber voller Muth, und wegen der Aehnlichkeit ihrer Neigungen ſehr gute Freunde. Dieſe beyden Herumſchweifer hatten eine verbotene Neigung zu der Frau ihres Generals bekommen, welche ſich entſchloſſen

 hatte,

hatte, ihren Mann auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Der Ehrgeitz, nebſt der Liebe, hatten ihnen Mittel angegeben, die Truppen des Orſua zu einem Aufſtande wider ihn zu vermögen. Nach dieſer ſo ſchändlichen Handlung, welche von einigen Verräthern unterſtützet worden war, erwählten dieſe den Guſman zu ihrem Anführer, und legten ihm den Titel eines Königes bey. Seine Eitelkeit verblendete ihn, daß er ſolchen annahm; er genoß ihn aber nicht lange; denn diejenigen, die ihn dazu gemacht hatten, tödeten ihn faſt eben ſo bald. Aguirre wurde ſein Nachfolger, und nahm den Titel, und die Vorzüge eines Königes an, wie jener. Seine Regirung war ſo blutgierig, daß ſie noch itzt als ein Sprüchwort bey den Spaniern eingeführet iſt, wenn ſie eine grauſame, und tyranniſche Herrſchaft ausdrücken wollen. Er fuhr den Amazonen-Fluß herunter; aber von dem Strome fortgeriſſen, wurde er in den großen Canal gezogen, der nach dem Cap von Nord gehet. Als er in die offene See kam, richtete er ſeinen Weg nach Margerite, und ſtieg an einem Orte aus, der noch heutiges Tages den Namen, des Havens des Tyrannen, führet. Er bemächtigte ſich der Inſel, nachdem er den Statthal-

ter

ter umgebracht hatte, und plünderte ſie mit unerhörter Grauſamkeit: von da gieng er nach Cumana, und übte daſelbſt ſeine Wuth ebenfalls aus. Er beängſtigte die Küſten von Caracas, und drang in Neu-Granada ein, um nach Quito vorzurücken, mit dem Vorſatze, den Krieg bis in das Innerſte von Peru zu ſpielen. Man hatte aber die ſicherſten Maasregeln vorgekehret, um ihm den Weg zu verſperren; und als er auf einige Truppen geſtoßen war, mit denen er unvermeidlich ſchlagen mußte, wurde er überwunden, und genöthiget, die Flucht zu ergreifen. Er glaubte, er könnte ſeinem Untergange nicht entgehen; und in dieſer Verzweifelung begieng er eine Barbarey, die ihres gleichen nicht hat.„

„Aguirre hatte eine Tochter, die er zärtlich liebte, und die ihn auf allen ſeinen Reiſen begleitete. Meine liebe Tochter, ſagte er zu ihr, meine Hoffnung war, dich auf den Thron zu ſetzen; weil das Glück aber ſich darwiderſetzet, ſo will ich nicht, daß du leben bleibeſt, um eine Sclavinn deiner Feinde, und die Tochter eines Verräthers und Tyrannen genennet zu werden. Stirb durch die Hand deines Vaters, wenn du nicht Muth genug haſt, durch die deinige zu ſterben. Sie bat ihn um einige

ge Stunden, ſich dazu zu bereiten; ihr Bitten aber wurde ihm zu lange; er verſetzte ihr einen Schuß mit der Flinte durch den Leib, und da ſie nicht auf einmal tod geblieben war, ergriff er ſeinen Dolch, und ſtieß ihn ihr in das Herz. Indem ſie hinſank, ſagte ſie zu ihm: Ach! mein Vater, es iſt genug. Einige Tage hernach wurde er eingezogen, und als Gefangener nach der Inſel de la Trinité gebracht. Man machte ihm einen förmlichen Proceß; und das Urthel, welches pünctlich vollzogen wurde, beſagte, daß er geviertheilet, ſein Haus bis auf den Grund geſchleifet, und Salz darauf geſtreuet werden ſollte, damit der Platz auf immer unfruchtbar bliebe.„

„Dieſe unglücklichen Begebenheiten veranlaſſeten, daß man die Luſt verlor, die Entdeckung des Maragnan weiter zu treiben: mehr als vierzig Jahre giengen hin, daß man nicht wieder daran dachte. Man machte hernach neue, aber allezeit fruchtloſe Verſuche, bis endlich im Jahre 1636, **Franciſcaner-Mönche** von Quito abreiſeten, und den Weg dieſes Fluſſes nahmen. In der That hatten die meiſten die Beſchwerlichkeit der Reiſe nicht aushalten können, und kehrten wieder zurück. Nur zweye blieben übrig, **Andreas** von Toledo,

ledo, und Dominicus von Brieda, welche ſtandhafter, oder neugieriger als die anderen waren, und dieſe giengen immer tiefer in das Land hinein, ohne die dabey zu beſorgende Gefahr zu ſcheuen. Als ſie endlich das Ufer, das ſie ſuchten, erreichet hatten, ſetzten ſie ſich in eine Art von Pirogue, überließen ſich dem Strome, und kamen bis nach Para. Die Portugieſiſche Krone war dazumal mit der Spaniſchen vereiniget, und ſie wurden mit aller möglichen Höflichkeit aufgenommen. Norona, der in dieſer Provinz Befehlshaber war, nutzete ihre Einſichten, und rüſtete unter der Anführung des Capitains Texeira eine kleine Flotte aus, auf welcher die beyden Mönche und einige Soldaten ſich einſchifften, um den Maragnan hinauf zu fahren. Dieſer Fluß iſt einem großen, mächtigen Baume gleich, der von einer unzählichen Menge Wurzeln Nahrung zieht, ohne daß man eigentlich diejenige unterſcheiden könnte, wovon er ſeinen Urſprung nimt. Seine Quellen ſind ſo zahlreich, daß man ihrer ſo viele rechnen kann, als Flüſſe von den Cordilleras, von der Statthalterſchaft von Popayan an, bis in die Gegend von Lima, herabkommen. Die Schiffahrt des Texeira war lang, und beſchwerlich; endlich aber

aber langte er in der Provinz von Quito mit allen benöthigten Erläuterungen an, um von dieſer Reiſe denjenigen Vortheil zu haben, den man ſich davon verſprochen hatte. Die Ordenshäuſer ſtelleten öffentliche Feyerlichkeiten an, um dem Himmel zu danken, daß er ihnen einen Weinberg aufgeſchloſſen hatte, der bis hieher noch nicht gebauet worden war, und ſie erboten ſich alle mit gleichem Eifer, ihre Dienſte zur Predigt des Evangelii anzuwenden. Die Sache wurde in Berathſchlagung genommen; und in der Rathsverſammelung entſchloß man ſich, den Texeira, mit allen ſeinen Leuten, auf eben dieſem Wege wieder zurück zu ſenden, und ihm zwey Perſonen von bekannter Fähigkeit mitzugeben, welche einen treulichen Bericht von dem Wege machen, und den Spaniſchen Hof von allem, was ſie beobachtet hatten, benachrichtigen ſollten. Zwey Jeſuiten, die Väter d'Acunha, und d'Artieda, wurden zu Ausführung dieſes großen Werkes auserſehen. Sie reiſeten von Quito im Jahre 1639 ab; und nachdem ſie ſich auf dem Fluſſe eingeſchiffet hatten, landeten ſie zu Para an, von da aber giengen ſie nach Europa, ihren Auftrag bekannt zu machen."

Es

Es iſt mir noch übrig, Madame, etwas von der Capitaney von Maragnan zu erwähnen, um Ihnen das Königreich Braſilien vollends völlig kennen zu lernen. Maragnan iſt der Name einer Inſel, welche eine beſondere Statthalterſchaft ausmacht, und von den Topinambours bewohnet wird. Dieſe Völker ſind urſprünglich aus der Provinz Fernambuc. Nach der Eroberung von Braſilien wollten ſie lieber ihren Beſitzungen entſagen, als ſich den Portugieſen unterwerfen, und verbanneten ſich freywillig aus ihrem Vaterlande. Sie giengen vorwärts bis an die Gränzen von Peru; weil ſie aber von den Spaniern übel behandelt wurden, begaben ſie ſich den Amazonen-Fluß hinunter, auf die große Inſel, die ſie gegenwärtig beſitzen. Sie brachten einen Theil der Einwohner um, und die anderen zwangen ſie, in entferneten Gegenden ihre Zuflucht zu ſuchen.

Man rühmet die Topinambours, als eine tapfere, witzige, kriegeriſche Nation, welche den Franzoſen ſehr geneigt iſt, und mit ihnen in gutem Vernehmen ſteht. Es ſind ihrer ſo gar nach Paris gekommen, die ſich unter der vorletzteren Regirung in der Kirche zu unſerer lieben Frauen öffentlich haben taufen laſſen.

Auf ihr Begehren, ſind wir im Ernſte bedacht geweſen, eine Colonie auf ihrer Inſel zu errichten; wir hatten ſchon ſo gar ein Fort, unter dem Namen von St. Louis, daſelbſt angeleget. Heut zu Tage iſt es eine kleine Stadt, St. Philipp genennet, die unter dem Metropolitan von San-Salvador zu einem Biſthume erhoben worden iſt. Sie wird durch ein Schloß vertheidiget, das auf einem Felſen nahe an der Küſte liegt, wo ein guter Haven iſt, der die Handlung der Stadt ſehr befördert. Auf der Inſel rechnet man acht und zwanzig, oder dreyßig Indianiſche Dörfer, und ſieben bis achthundert Einwohner. Aus Frankreich geſendete Mißionnaire predigten darinnen das Evangelium; und verſchiedene dieſer Wilden bekenneten ſich zum Chriſtenthume. Wir blieben aber nicht lange Herren von dieſer Beſitzung; die Portugieſen nöthigten uns, ſie zu verlaſſen. Derjenige, der den meiſten Theil an dieſer Errichtung hatte, hieß Raſilly. Als er auf der Inſel St. Anna, die nächſte bey der Inſel Maragnan, angekommen war, ließ er das Oberhaupt der Topinambours fragen, ob es ihm nicht zuwider ſeyn würde, Franzoſen aufzunehmen. Die Antwort war erwünſcht; und dieſe Wil-

den empfiengen ihn auf das höflichſte. Sie machten ihm, und ſeinen Leuten, kleine Hütten, und holfen ihm ſo gar bey der Erbauung des Fort, das er St. Louis nennete.

Raſilly wurde hernach zu einer der Generalverſammelungen der Nation eingeladen, wo der Chef, der das Wort führte, ihn alſo anredete: „Tapferer Capitain, die Reiſe, welche du unternommen haſt, bringt uns ſo viel Nutzen, als Ehre. Du wirſt uns wider die unbillige Gewalt der Portugieſen ſchützen. Die Furcht, du möchteſt uns nicht geſchwind genug zu Hülfe kommen, hatte uns zu dem Entſchluſſe gebracht, dieſe Inſel zu verlaſſen, und ſo weit in das Land hinein zu flüchten, daß wir ihren Anfällen nicht mehr ausgeſetzet wären. Wenn wir aber an den Verdruß dachten, den wir empfinden würden, keine Franzoſen mehr zu ſehen, die mit uns zu handeln pflegen, die uns Meſſer, Sicheln, und Aexte bringen; wenn wir überlegen, daß wir, gleich den alten Topinambours, wieder dahin kommen würden, nichts als harte Steine zu haben, um unſere Bäume umzuhauen, und zu fällen; ſo haben wir für beſſer gehalten, dieſe Oerter nicht zu verlaſſen. Der Himmel ſegne Deine Rückkunft zu uns! Du haſt nicht allein tapfere

Soldaten mitgebracht, uns zu ſchützen, ſondern auch große Propheten, die uns das göttliche Geſetz lehren. Du haſt dein Vaterland und deine Familie verlaſſen, und biſt gekommen, unter uns zu wohnen. Was für Erkenntlichkeit ſind wir dir nicht ſchuldig? Unerachtet dieſes Land nicht mit ſo ſchönen Gebäuden gezieret iſt, wie Frankreich, ſo kannſt du doch einen angenehmen Aufenthalt darinnen haben. Unſere Inſel bringt Obſt, Wildpret, Fiſche, und alle Arten von Thieren, die gut zu eſſen ſind, in Ueberfluſſe hervor. Unſere treue Nation wird ihr Leben, wenn es nöthig iſt, aufopfern, um dich über deine Feinde ſiegen zu laſſen. Ich zweifele auch nicht, daß du, und die Deinigen, euch werdet mit unſerm Brode begnügen. Es giebt dem eurigen, davon ich zuweilen gegeſſen habe, nicht viel nach. Endlich hoffen wir, daß unſere Kinder, wenn ſie in euerer Religion, in eueren Künſten und Wiſſenſchaften, unterrichtet ſeyn, auch in Zukunft nur ein Volk mit euch ausmachen werden, und man uns alle für Franzoſen halten wird.„

„Die böſen Portugieſen, die mit uns ſo grauſam umgegangen ſind, werfen uns unaufhörlich vor, wir hätten keinen Gott; dieß iſt

aber

aber falſch: wir erkennen allerdings einen Gott, der alle Dinge geſchaffen, der unſere Seelen unſterblich gemachet hat, und der im höchſten Grade gut iſt. Ihr, und wir, waren anfänglich nur eine Nation: dieſer ſchickte Gott ſeine Propheten, um ſich ihr zu erkennen zu geben. Sie boten unſerem erſten Vater zwey Degen an, einen von Holze, den andern von Eiſen: er nahm den von Holze, und that übel: aber der Stammvater, wovon ihr entſprungen ſeyd, nahm den von Eiſen, und that wohl. Seit der Zeit ſind wir beſtändig unglücklich geweſen; und die wider unſere Väter erzürnten Propheten ſind, weil ſie nicht gehöret wurden, wieder in den Himmel gegangen. Die Verwirrung der Sprachen unter uns kam noch dazu, und vermehrete unſer Unglück. Der Teufel hat uns auch mitgeſpielet; er hat gemacht, daß unſere Mitbrüder umgebracht, und gegeſſen worden ſind. Zum Uebermaaſe unſers Kummers ſind die Portugieſen in unſer Land gekommen; ſie haben uns vertrieben, ſie haben unſere anſehnliche Nation verheeret, und in den entſetzlichen Zuſtand, worinnen du uns auf dieſer Inſel ſiehſt, verſetzet. Jedoch deine Ankunft bey uns zerſtreuet unſere Furcht, und machet unſere verlorne Hoffnung, daß

wir unter andern Völkern wieder ein Anſehen bekommen werden, vom neuen rege. Deine Güte, deine Sanftmuth, und deine guten Arten, ſagen uns voraus, daß wir glücklich ſeyn werden, dich zu unſerm Herrn zu haben. Die Topinambours haben nie aus Zwange gehorchet: ſeitdem ich ihnen befehle, habe ich ihnen allezeit mit Leutſeligkeit begegnet, und habe mich wohl dabey befunden; ich hoffe, du wirſt ein gleiches thun. Wir haben eine neue Verſicherung davon in dem angenehmen Handel, den wir ſeit einigen Jahren mit den Franzoſen unterhalten. Die Portugieſen ſind mit uns recht grauſam umgegangen: ſie wollten nicht, daß wir unſere Lippen durchlöcherten, und ließen uns ſchimpflicher Weiſe unſere langen Haare abſcheren. Sage uns Deine Willensmeynung über dieſe Gebräuche, ſo wie über die Gewohnheit, daß wir unſere Sclaven töden, und eſſen. Ueberzeuget von deiner Klugheit, wollen wir deinem Befehle ohne Widerwillen folgen. „

Als der Cacique von Maragnan ſeine Rede geendiget hatte, gab ihm Raſilly folgende Antwort: „Großer Freund der Franzoſen, wir ſehen gern, daß unſere Ankunft auf dieſer Inſel dir Vergnügen macht. Deine angewendete

Klugheit,

Klugheit, die Topinambours, dieſe ehedem ſo kriegeriſche Nation, zu vermögen, daß ſie auf der Inſel geblieben ſind, verdienet die größten Lobſprüche. Wenn ſie ſich von hieſigem Orte entfernet hätten, wären ſie in doppelten Schaden gerathen. Ihre Seelen, der Kenntniß des wahren Gottes beraubet, wären dem Teufel zu Theile geworden; und es würde zwiſchen euch, und den Franzoſen, weiter kein Verkehr ſtatt gefunden haben. Mein König, der euer Unglück erfahren hat, hat uns euch zu Hülfe geſchickt. Sein Verlangen, euer Seelenheyl ſo wohl, als euere Erhaltung zu befördern, iſt der einzige Bewegungsgrund unſerer Reiſe. Wir ſollen euch zu gleicher Zeit dem Reiche des Teufels, und der Tyranney der Portugieſen, entziehen. Freylich übertrifft Frankreich alle Länder, die unter dem Himmel ſind, an Schönheit. Unterdeſſen habe ich mich daraus entfernet, und, wie du geſaget haſt, meine Familie, nebſt tauſend andern Vortheilen, verlaſſen; aber meine Tapferkeit liebet, den Unglücklichen zu dienen; und ich werde bey euch bleiben ſo lange ihr geneigt ſeyn werdet, Gott zu dienen, und meinem Könige zu gehorchen. Die Bemühung, die ihr mit uns zugleich anwenden werdet, Feſtungen auf dieſer Inſel

anzulegen, wird ſo wohl zu euerer, als unſerer Sicherheit, beytragen; euere Kinder werden auf ſolche Art im Stande ſeyn, Künſte und Wiſſenſchaften, welche Ehre erwerben, von uns zu lernen. Fürchtet euch ferner nicht mehr vor der Grauſamkeit der Portugieſen; ich werde, wenn es nöthig iſt, mein Leben daran ſetzen, um euch davor zu ſchützen. Was euere Gebräuche anbelanget, ſo iſt der, daß ihr euere Sclaven tödet, und eßt, unmenſchlich; und wenn ihr dieſem nicht gänzlich entſaget, ſo kann ich nicht bey euch bleiben. Ich billige ſehr, daß ihr lange Haare traget; und ich bitte euch, dieſe Gewohnheit nicht abzuſchaffen. Ich laſſe euch auch euere Freyheit, euere Lippen zu durchſtechen; allein ich muß euch ſagen, daß ich diejenigen, die ſie nicht durchſtochen haben, viel lieber haben werde.„

Ich habe nun, Madame, von allen denen Provinzen gehandelt, welche die weitläufigen Staaten von Braſilien ausmachen; es würde mir aber nicht ſo leicht fallen, alle Nationen, welche darinnen wohnen, Ihnen kennen zu lernen; ſo ſehr unterſcheiden ſie ſich in den Namen, Gebräuchen, und in der Gemüthsbeſchaffenheit. Doch es giebt gewiſſe allgemeine Züge, worunter man ſie ab-

ſchildern kann. Sie reden nicht alle einerley Sprache; aber es giebt eine allgemeinere, welche auch ſo gar die meiſten Portugieſen verſtehen, und deren die Jeſuiten ſich bey ihren Mißionen bedienen. Ich habe ſchon bemerket, daß die Braſilianer wenige Begriffe von Religion, wenigſtens vor Ankunft der Portugieſen, gehabt haben. Sie kenneten keine Art von Gottheit; ja ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort, ſolche auszudrücken. In ihren Fabeln findet man nichts, das einige Beziehung auf einen göttlichen Urſprung, oder auf die Erſchaffung der Welt hätte. Sie haben nur dunkele Nachrichten von einer großen Ueberſchwemmung, welche das ganze menſchliche Geſchlecht vernichtet habe, bis auf einen Bruder, und eine Schweſter, die das Land wieder zu bevölkern anfiengen. Sie legen dem Donner einige Macht bey, und glauben, daß die Wiſſenſchaft des Ackerbaues daher komme. Sie können nicht begreifen, daß es ein anders Leben, oder Strafen, und Belohnungen, nach dem Tode gebe. Doch ſagen ſie, daß diejenigen, welche ſich durch wichtige und verdienſtliche Thaten hervor thun, und etwa eine große Menge Feinde getödet, und gegeſſen haben, in eine Art von

Teufel verwandelt, und ihre Zeit, in angenehmen und fruchtbaren Gegenden, mit Tanzen, Springen, und Lachen zubringen werden. Sie haben Wahrſager, wie alle unwiſſende und barbariſche Nationen; und haben Marktſchreyer zu Aerzten, wie die geſitteten, und gelehrten Nationen. Dieſe Quackſalber tragen Federn auf dem Kopfe, muntern das Volk zur Schlacht auf, laſſen ihnen den neuen Mond bemerken, geben ihnen Kräuter, die keine Krankheiten heilen, u. w. d. m. Bey geſitteten Völkern ſchlägt die Religion in das politiſche Syſtem der Regirung mit ein, und erhält die verſchiedenen Zweige des Staates; aber bey wilden Völkern iſt weder Staat, noch Regirungsform, denn ſie ſind ohne Bedürfniſſe, und Polizey.

Uebrigens haben die Braſilianer viele **Weiber**, welche ſie eben ſo leicht verlaſſen, als ſie ſie nehmen. Doch können die Mannsperſonen nicht heurathen, ohne einen Feind der Nation getödet, oder ein wildes Thier erleget zu haben. Eine Geliebte ſchätzt ihren Liebhaber, wenn er ein großer Jäger iſt, wenigſtens eben ſo ſehr, als wenn er ein tapferer Krieger iſt. Dieſer giebt zwar ſeiner Geliebten, wenn er ſie heurathet, mehreres Anſehen;

der

der andere aber verſchaffet der ſeinigen mehrere Lebensmittel; und bey den Wilden geht Ueberfluß vor Ehre. Die jungen Leute, ſo lange ſie nicht verheurathet ſind, dürfen keine ſtarken Getränke trinken. Bis dahin überlaſſen ſich auch die Mägdgen allen freyen Mannsperſonen ohne Bedenken; und ihre Aeltern bieten ſie dem erſten, dem liebſten, an. Es iſt vielleicht nicht eine einzige, die ihre Jungferſchaft ihrem Manne mitbringt; aber kein Mann achtet ſolche auch. Sind ſie aber zuſammen verſprochen, ſo hören alle vorige Liebesverſtändniſſe auf; und die Braut ſelbſt giebt den Zudringungen kein Gehör mehr.

Die Braſilianer **bemalen** ſich den ganzen Leib, ausgenommen das Geſicht, mit einer ſchwarzen Farbe; tragen Halsbänder von Knochen; durchbohren ſich die unterſte Lippe, und hängen einen Stein, eines Fingers lang, hinein, welchen ſie ſo künſtlich zu befeſtigen wiſſen, daß ſie keine Art von Bande dazu nöthig haben. Sie ſehen ferner als eine Schönheit an, eine **platte Naſe** zu haben; und die erſte Sorgfalt der Väter iſt, ihren Kindern dieſen wichtigen Dienſt zu leiſten. Sie können kein **Haar** an ihrem ganzen Leibe, als nur auf dem Kopfe, leiden. Die Scheren

und Zangen, derer ſie ſich bedienen, um ſie los zu werden, iſt eines der vornehmſten Gegenſtände der Handlung, die ſie mit den Europäern treiben. Es hat viele Mühe gekoſtet, die **Weiber** dahin zu bringen, daß ſie ſich **bekleidet** haben. Zum Vorwande führten ſie ihren Gebrauch an, daß ſie ſich in allen Waſſern, die ſie antreffen, baden; und es wäre zu beſchwerlich, ſich ſo oft auszuziehen. Wenn man ſie zwang, ein Hemde anzuziehen, ſo nahmen ſie es, aus Furcht es ſchmuzig zu machen, bis über die Achſeln herauf, und lieſſen eben dasjenige ſehen, was man wollte, das ſie bedecken ſollten. Diejenigen, welche von den Europäern zu Gefangenen gemachet, oder gekaufet wurden, in den Feſtungen zu arbeiten, ermangelten nie, ſo bald es Nacht war, ſich auszuziehen, um das Vergnügen zu haben, ehe ſie ſich ſchlafen legten, nackend herum zu gehen. Wenn man ſie nicht mit Peitſchenſchlägen gezwungen hätte, ſich zu bekleiden, ſo hätten ſie ſich eher Aerme und Achſeln zerreiſſen laſſen, um die ſchweren Laſten zu tragen, als die leichteſte Bekleidung an ſich zu leiden. Unterdeſſen gaben dieſe Weiber den Europäiſchen an Schönheit nichts nach; und es geſchah vielmals aus verfeinerter Wolluſt, daß man ſie zwang, ſich zu bedecken.

Es giebt ganze Landſchaften ſo **wilder** Völker, daß die Portugieſen niemals haben eine ordentlich eingerichtete Handlung mit ihnen anfangen können. Man **handelt** mit ihnen nur vom weiten, und allezeit mit Gewehre verſehen, um durch die Furcht eine unordentliche Luſt bey ihnen zu unterdrücken, welche rege wird, wenn ſie das weiße Fleiſch der Europäer ſehen. Das **Vertauſchen** geſchieht in einer Weite von hundert Schritten; das heißt, man bringt von beyden Theilen die Waaren, welche den Handel ausmachen, an einen gleich weit entfernten Ort. Man zeigt ſolche vom weiten, ohne ein einziges Wort zu ſagen; und ein jeder nimt, oder läßt, was ihm gefällt. Dieſe Weiſe wird mit ziemlicher Treue und Glauben ausgeübet; doch ſcheint ein gegenſeitiges Mißtranen dabey ſtatt zu finden, und wenn die Portugieſen befürchten, gefreſſen zu werden, ſo ſcheuen ſich dieſe Barbarn nicht weniger vor der Sclaverey.

Die Art, wie ſie mit ihren **Gefangenen** umgehen, unterſcheidet ſich von der Wilden in Canada ihrer wenig. Wie dieſe, **mäſten** ſie ſie, damit das Fleiſch einen beſſern Geſchmack bekomme. Wie dieſe, geben ſie ihnen auch, ſo lange ſie am Leben bleiben, Weibsperſonen;

perſonen; und der Herr des Gefangenen trägt kein Bedenken, ihm ſeine Schweſter, oder ſeine Tochter zu überlaſſen. Dieſe Gefährtinn leiſtet ihm alle erſinnliche Dienſte, bis an den Tag, da er ſoll geſchlachtet, und gegeſſen werden. Dieſer Tag iſt niemals ausgemacht; es kommt darauf an, ob der Gefangene fett genug iſt.

Ich übergehe die Umſtände derer barbariſchen Ceremonien, welche man bey ſeinem Tode beobachtet: ſie ſind eben ſo, wie bey den Irokoern. So bald er den tödlichen Streich empfangen hat, läuft die Weibsperſon, die mit ihm gelebet hat, herzu, und wirft ſich auf ſeinen Körper, um einen Augenblick zu weinen. Dieſes iſt aber eine bloſe Verſtellung, denn ſie läßt ſich nicht abhalten, ihren Theil von dieſem Unglücklichen auch zu verzehren. Hernach bringen andere Weiber warmes Waſſer, womit ſie den Körper abwaſchen; ſie ſchneiden ihn in Stücken, und beſtreichen die Kinder mit ſeinem Blute, um ſie bey Zeiten an die Grauſamkeit zu gewöhnen. Alle dieſe Stücken bratet man, ſo wie das Eingeweide, welches ſorgfältig gereiniget wird. Es iſt dieſes die Verrichtung der alten Weiber. Die Pflicht der alten Männer iſt, wenn ſie dieſes abſcheu-

liche Gerichte eſſen, die jungen Leute zu ermahnen, daß ſie gute Krieger werden, um ſich dergleichen Feſt öfters zu verſchaffen. Trifft es ſich, daß der Gefangene mit derjenigen, welche ihn gemäſtet hat, ein Kind zeuget, ſo werden dieſe kleinen, unglücklichen Geſchöpfe entweder gleich nach der Geburt, oder wenn ſie ein wenig ſtärker werden, gefreſſen. Die alten Weiber lieben dieſe Arten von Ragouts ſo ſehr, daß ſie das Fett, welches von dem Roſte herabläuft, begierig ſammeln, und alle Finger ablecken, damit nichts verloren gehe. Eine Frau, die zu zeitig niedergekommen iſt, verzehret ihre Leibesfrucht, und ſagt, ſelbige könnte kein beſſeres Grab finden, als den Schoos, der ſie getragen habe. Die Braſilianer üben dieſe Grauſamkeit auch an den Körpern ihrer verſtorbenen Freunde aus: ſie zerreißen ſie in Stücken, und eſſen ſie mit größter Begierde. Uebrigens ſchildere ich dieſe Indianer in dem Stande ab, den man die bloſe Natur nennen kann, das iſt, ſo wie ſie beſchaffen waren, ehe ihr Land durch die geſchehenen Verbeſſerungen ein anderes Anſehen gewonn, und ihr Character durch unſere eingeführten Gebräuche geändert wurde. Diejenigen, welche mit den Europäern in einiger

Verbindung ſtehen, kommen nach und nach von ihrer Wildheit zurück. Wenn man ihnen Verweiſe giebt, so ſchlagen ſie die Augen mit einer Art von Schamhaftigkeit nieder. „Jemand ſagte, es wären Völker, die die Jagd liebten, folglich keinen beſtändigen Unterhalt hätten; daher wären ſie nothwendig wilde, und bekriegten einander um etliche Stücken Wildpret, mit Pfeilen, und Keulen, ſo wie die geſitteten Barbarn des alten feſten Landes ſich um etliche Dörfer zankten. Der Zorn, die Rachbegierde bey Beleidigungen, machten oft, daß ſie die Waffen ergriffen, ſo wie man ſolches von den erſten Griechen, und Aſiatiſchen Völkern erzählet. Sie opferten keine Menſchen, weil ſie keinen Gottesdienſt, und keine Opfer zu bringen hätten, wie die Mexicaner; ſie äßen aber ihre Gefangenen. Der natürliche Trieb regirte ſie allein; dieſer trieb ſie an, auf die Jagd zu gehen, wenn ſie hungerte; Weibsperſonen zu ſehen, wenn ſie ein Verlangen darnach hätten; oder dieſem flüchtigen Vergnügen ein Gnüge zu leiſten mit jungen Leuten, wenn ſie keine Weibsperſonen haben könnten.„

Bey aller Barbarey nehmen dieſe Völker die **Fremden** ſehr leutſelig auf. Einen Reiſenden,

ſenden, wenn er ankommt, nöthiget man, in einem Hamac auszuruhen; und man läßt ihn einige Augenblicke alleine, ohne mit ihm zu reden. Dieß geſchieht, um Zeit zu gewinnen, und die Weiber zu verſammeln, welche kommen, und, mit den Händen auf den Augen, ſich um ihn herum auf die Erde kauern. Dieſe laſſen gar bald Freudenthränen fließen; und unter beſtändigen Weinen ſagen ſie ihrem Gaſte tauſend ſchmeichelhafte Dinge. „Wie gut biſt du, daß du dir die Mühe gegeben haſt, zu uns zu kommen! Wie ſchön biſt du, wie beherzt! Wie verbunden ſind wir dir, wie großes Vergnügen machſt du uns„! Wenn der Fremde einen vortheilhaften Begriff von ſeiner Perſon geben will, muß er durch Merkmale einer zärtlichen Rührung antworten. Man hat Franzoſen geſehen, die heftiger geweinet haben, als die Weiber; und diejenigen, die nicht haben weinen können, haben wenigſtens Seufzer von ſich gegeben. Nach dieſer erſten Bewillkommung, läßt der Wirth vom Hauſe Waſſer bringen; und die Weiber waſchen dem Reiſenden Füße und Beine. Man bringt ihm hernach zu eſſen und zu trinken; und will er die Nacht an eben dieſem Orte zubringen, ſo macht man ihm ein neues Bette,

ent=

entfernet auch alles, was ihn in ſeiner Ruhe ſtören könnte.

Einiger Braſilianer gewöhnliche Koſt iſt der Manioc, und ſie verfertigen eine Art von Cider, welcher berauſchet. Andere leben blos von der Fiſcherey, und Jagd; und das Waſſer aus den Flüſſen iſt ihr einziges Getränke. Ueberhaupt ſind ſie alle von geſundem Leibe, und man ſieht unter ihnen weder Buckeliche, noch Lahme, weder Verſtümmelte, noch Ausgewachſene. Wahr iſt es, man kennet nicht die lächerliche Gewohnheit, die Kinder einzuwickeln, wie bey den geſitteten Völkern. Die Kinder kommen auf die Welt, um ſich zu bewegen, und wir ſchließen ſie in ein Gefängniß ein. Unſere Indianer hingegen laſſen ſie ohne Bänder, ohne Windelſchnuren, ohne Zwang, ohne Zuſammenpreſſen; mit der Freyheit ſich zu bewegen, auf alle Seiten zu wenden, ihre Glieder auszuſtrecken, herum zu kriechen, kurz alles zu thun, was die Natur will, und ihnen anzeigt. Sie verhindern weder die Bewegung der menſchlichen Maſchine, noch die Entwickelung ihrer Kräfte. Daher geht auch das wilde Kind eher, als das Kind der geſitteten Nationen.

Die natürlichen Einwohner von Braſilien, ich rede von denen, die nicht unter das Joch der Portugieſen gekommen ſind, haben ihre Unabhängigkeit von den Europäern behalten, und haben weder Könige, noch Fürſten, die ſie beherrſchen. Sie leben in Dörfern, wo ſie keiner menſchlichen Gewalt, und keinem Geſetze, unterworfen ſind. Im Kriege, gehorchen ſie freywillig gewiſſen Oberhäuptern; zu Friedenszeit, niemanden. Unter ſich leben ſie in der größten Eintracht, und haben für andere eben die Aufmerkſamkeit, die ſie von anderen verlangen. Wer dawider handeln wollte, würde nicht ungerächet bleiben: denn die Rache iſt der natürlichſte Trieb von Menſchen, welche in unabhängiger Geſellſchaft leben; und der Wilde, der ſeines gleichen weder mit Obrigkeit, noch Geſetzen bedrohen kann, muß ſich ſelbſt ſuchen, furchtbar zu machen.

Bey Krankheiten, haben die Braſilianer ſo eine zärtliche Sorgfalt für einander, daß wenn einer eine Wunde hat, ſein Nachbar ſich ſogleich erbietet, ſolche auszuſaugen; und alle andere Freundſchaftspflichten werden mit gleichem Eifer erwieſen. Wenn, nach angewendeten Hülfsmitteln, die Krankheit dennoch

beſtändig fortdauert, ſo ſchlagen ſie dem Kranken den Kopf ein, weil ſie glauben, daß es beſſer ſey, auf einmal zu ſterben, als die Schmerzen auszuſtehen, die ſich bey ſeinem Zuſtande äußern. Uebrigens ſind die Krankheiten hier ſelten, inſonderheit in dem mittäglichen Theile, wo die Luft ungemein geſund iſt. Eine Menge Europäiſcher Greiſe begeben ſich aus Portugal hierher, um ihre Geſundheit herzuſtellen, und verlängern auch ihre Lebenstage mehr, als es in ihrem Vaterlande würde geſchehen ſeyn.

Das Land, überhaupt genommen, iſt ſehr fruchtbar; hat auch alle zum Leben benöthigte Dinge hervorgebracht, bis zu der Zeit, da man die Gold- und Diamanten-Gruben entdeckete. Dieſe Reichthümer haben die Portugieſen arm gemachet. Schon ihre Colonien in Aſien hatten viele Einwohner weggenommen; und die Braſilianiſchen, da ſie auf neue Schätze rechneten, haben nachgelaſſen, die wahren Goldgruben zu bauen, welche ſind der Ackerbau, und die Manufacturen. Das Gold, und die Diamanten, ſind kaum hinlänglich das zu bezahlen, was die Engländer ihnen zuführen; und das Land hängt heutiges Tages wegen deſſen, was es zu ſeinem

täglichen Unterhalte benöthigt iſt, gänzlich von Europa ab. Die **Waaren**, welche es den Fremden liefert, ſind, Zucker, Tabak, Häute, Indigo, Ipecacuana, Balſam von Capaů, und inſonderheit Braſilien-Holz. Dieſer **Handel** iſt anſehnlich, und nimt täglich zu, wegen des Vortheiles, den die Portugieſen haben, die Schwarzen wohlfeiler zu bekommen, als andere Nationen. Die Nachbarſchaft mit Africa verſchaffet ihnen dieſe für die Colonien ſo wichtige Bequemlichkeit, ohne welche ſie ihre Errichtungen weder erhalten, noch ihre Pflanzörter erweitern, noch neue Bergwerke eröffnen könnten. Vermittelſt beſagter Waaren, bringen ſie alle Jahre vierzig bis funfzigtauſend **Schwarze** nach Braſilien, welche dieſe ihre Beſitzung zu einer der blühendeſten in America machen. Ihre **Bergwerke** haben faſt eben ſo viel **Gold** nach Portugal geſchickt, als Silber aus denen von Mexico gezogen worden iſt. Einige ihrer **Diamante** geben den Oſtindiſchen weder an Gewichte, noch an Feuer, und Reinigkeit, etwas nach. Wahr iſt es, daß die meiſten ein etwas gelbiches Waſſer haben; aber es giebt ihrer von einer erſtaunenden **Größe**. Man hat mir verſichert, daß vor etlichen Jahren dem Könige

von Portugal ein Diamant überſchicket worden ſey, der mehr als hundert und ſechzig Karate gewogen, und den man auf viele Millionen unſers Geldes geſchätzet hat.

Der Zufall alleine hat alle dieſe Schätze entdecket; die Holländer wußten nichts davon. Die Portugieſen waren die erſten, welche gewahr wurden, daß die Indianer goldene Angelhaken hatten; und da ſie ſie darum befragten, erfuhren ſie, daß alle Jahre eine Menge dieſes Metalles von den Bergen käme, welche das Waſſer in die Thäler herunter ſchwemmet. Es ſind noch nicht hundert Jahre, daß man angefangen hat, es nach Europa zu bringen; und ſeit dieſer Zeit hat der Ertrag ungemein zugenommen. Die Mühe es einzuſammeln, macht das vornehmſte Geſchäffte der Sclaven, welche die Portugieſen zu dieſer Arbeit unterhalten. Jeder Schwarze iſt verbunden, ſeinem Herrn täglich ein Quentgen zu liefern; ſammelt er mehr ein, ſo iſt der Ueberreſt ſein; er kann damit machen, was er will. Die Entdeckung der Diamanten iſt noch neuer, als des Goldes. Es ſind kaum funfzig Jahre, da der erſte nach Europa kam. Man findet ſie in den Flüſſen, und in ausgewaſchenen Gräben, unter dem Sande.

Der Handel der Portugieſen iſt eben ſo eingerichtet, wie der von anderen Europäiſchen Nationen, und inſonderheit von den Spaniern. Alle Jahre gehen drey Flotten von Liſſabon ab, welche in eben ſo viele Häven einlaufen; nämlich zu Fernambuc, zu Rio-Janeiro, und in der Bay Allerheiligen. Die Schiffsladung, welche dieſe Flotten zurück bringen, übertrifft der Spaniſchen Gallionen ihre. Das Gold alleine beträgt auf vierzig Millionen unſers Geldes. Ich rede nur von dem, das aus America kommt; denn, da die Portugieſen unmittelbar mit Africa handeln, ſo ziehen ſie auch vieles Gold von der weſtlichen Küſte dieſes Landes. Diejenigen Provinzen in Braſilien, welche das meiſte liefern, ſind Rio-Janeiro, und Allerheiligen. Die vornehmſte Schiffsladung der Flotte von Fernambuc iſt Zucker: man behauptet, daß er ſchöner, und feiner ſey, als der, welchen die Franzoſen, Engländer, und Spanier, aus ihren Colonien bekommen. In Anſehung der Diamanten, hat der Portugieſiſche Hof die Zahl derer zu ihrer Ausforſchung angeſtellten Perſonen eingeſchränket, und es kommen an Diamanten nicht leicht über drey Millionen jährlich nach Europa Portugal ſchickt von ſeinen eigenen Erzeugun

gen nicht den funfzigſten Theil an Waaren ab, welche Braſilien für ſeine Reichthümer eintauſchet. Die Tücher, die Leinwande, die ſeidenen Zeuge, die Spitzen, die Eiſen- Kupfer- Zinn-Waaren, u. d. m. kommen aus England, Frankreich, Holland, Italien, und Deutſchland. Die Spanier liefern Oel; die Engländer, Käſe, Butter, Mehl, Fiſche, eingeſalzenes Fleiſch. Portugal giebt nichts, als Wein, und etwas Früchte. Alſo, obgleich dieſer Handel ſehr einträglich iſt, ſo iſt er es doch weniger für die Portugieſen, als für die Fremden, und inſonderheit für die Engländer, als derer Factore ſie, ſo zu reden, nur ſind. Es iſt wahr, ein ſcharfes Geſetz verbietet den anderen Nationen die Einfahrt in die Braſilianiſchen Häven, und den mindeſten Antheil an der Handlung; aber Braſilien ſelbſt, und die Portugieſen beſtehen nicht, als bey beſtändiger Verletzung dieſes Geſetzes. Der Handel geſchieht unter ihrem Namen. Allezeit ihren Correſpondenten getreu, allezeit betrügeriſch gegen ihren König, der betrogen werden muß, geben ſie den fremden Kaufleuten nie Empfangſcheine: Treue, und Glaube, ohne welche keine Handlung in der Welt beſtanden hätte, macht die einzige Sicherheit aus. Sie haben

dieſen

dieſen Gebrauch von den Spaniern angenommen, und dieſer beyden Nationen ſo rühmliche Ehrlichkeit beweiſet, daß die Menſchen den Geſetzen nicht gern gutwillig folgen, als in ſo fern ſie zu ihrem, oder zu der bürgerlichen Geſellſchaft Nutzen abzwecken. Diejenigen, welche blos den Willen des Souverains zum Grunde haben, finden allemal widerſetzliche Gemüther.

Aber, wieder auf die Braſilianiſchen Colonien zu kommen, ſo ſage ich nochmals, Madame, daß, da ſelbige blos auf die Ausfündigmachung des **Goldes** bedacht ſind, die Hauptſtadt dabey verarmet. Es giebt eigentlich keine wahren Reichthümer, als nur diejenigen, welche durch das Gewerbe einer Nation, durch die Menge ihrer Einwohner, und durch den Anbau ihres Grundes und Bodens, entſtehen. Die Schätze der Portugieſen helfen zu weiter nichts, als daß ſie aus ihren Händen, in die Hände der Fremden gehen. Dieſes Volk vernachläßiget ſeine natürlichen Reichthümer für eingebildete, welche am Werthe abnehmen, ſo bald ſie ſich vervielfältigen; die Waaren aber, als welche dadurch vorgeſtellet werden, werden ſeltener, und theuer. Belieben Sie Sich jenes unvernünftigen Kö-

niges zu erinnern, welcher wünſchte, daß alles, was er anrührete, in Gold verwandelt würde, und der endlich Hungers ſterben mußte. Dieß iſt das Ebenbild der Portugieſen.

Ich bin, u. ſ. w.

San-Salvador, den 12. März, 1752.

Der 156 Brief.

Die Africaniſchen Inſeln.

Ich habe, Madame, von America auf ewig Abſchied genommen: ich habe die weitläufigen Beſitzungen der Spanier, und Portugieſen, auf immer verlaſſen, wo ſo viele tauſend Völker in ihren Gebräuchen, und Sitten, in ihrer Geſtalt, Gemüthsart, und Sprache, von einander abweichen, in dem einzigen Puncte aber mit einander übereinkommen, daß ſie alle, Barbarn, und grauſam, ſind. Doch der geſittete Menſch giebt dem Wilden, der Chriſt dem Götzendiener, der Spanier dem Americaner, der Portugieſe dem Indianer, der Schwarze dem Mülater, in dieſem Stücke nichts nach: ja die geſitteteſten ſind die ämſigſten,

ſten, ihres gleichen zu verfolgen. Ich muß es zur Schande der Europäer ſagen, daß ſie weniger geſuchet haben, die Freundſchaft der Völker in der neuen Welt zu erwerben, als ihr Blut zu vergießen. Die Grauſamkeit iſt immer die erſte Frucht ihrer Siege geweſen; und ihre Wuth erſtreckte ſich über das ganze Geſchlecht der Ueberwundenen. Kurz, ſie haben dieſes Land nicht anders, als durch Ausrottung ſeiner Einwohner, bezwungen; und wenn ſie auch heutiges Tages nachlaſſen, ſie zu vertilgen, ſo geſchieht es doch nur, um ſie entweder zu Vaſſallen, oder zu Sclaven zu machen.

Ein nach Oſtindien gehendes Schiff hat mich auf der Inſel **Bourbon**, welche ohngefähr dreyhundert Stunden von der oſtlichen Küſte von Africa liegt, abgeſetzet. Zuerſt ließen wir in einem Haven der Inſel **St. Helena**, und hernach in **Madagaſcar**, ein. **Erſtere** Inſel war wüſte, als ſie im Jahre 1502 von den Portugieſen an dem Tage der Heiligen, deren Namen ſie führet, entdecket wurde. Die Holländer wollten ſich daſelbſt niederlaſſen; allein die **Engländer** nahmen ſie ihnen weg, und haben ſie ſeitdem beſtändig behalten.

Wir waren noch eine halbe Stunde vom Lande, als wir eine kleine Bay, und in derſelben ein Fort anſichtig wurden, welches die Engliſche Flagge aufgeſtecket hatte. Wir begrüßten es mit drey Canonenſchüſſen; und man antwortete uns durch einen. Hierauf kam eine Schaluppe eines Piſtolenſchuſſes weit an uns, und fragte auf Engliſch, wo unſer Schiff her wäre? Wir antworteten, aus Braſilien. „Aus welchem Theile von Braſilien? von San-Salvador. Wo kommt es her? aus Portugal. Wie heißt der Capitain? Almeida. Er ſoll ausſteigen, und dem Statthalter ſeine Päſſe zeigen. — — Wo iſt ein guter Ort, uns vor Anker zu legen?„ Hierauf ſagte man uns, daß an dem Orte ſelbſt, wo wir wären, wir ſicher die Anker werfen könnten; und wir thaten es in einer Tiefe von vier und zwanzig Lachtern.

Als der Capitain ſich fertig machte, auszuſteigen, kam ein Officier aus der Feſtung auf das Schiff, fand, daß alles richtig war, und verſorgte uns mit Erfriſchungen. Wir erhielten auch die Erlaubniß, friſches Waſſer zu laden. Endlich giengen wir, dem Statthalter unſern Beſuch zu machen, und bey dieſer Gelegenheit ſahen wir ſeine Gemahlinn, und

und zwey Töchter. In Erwartung des Mittagsmahles, ließ man uns allerhand ſüße Getränke reichen. Der Statthalter ſelbſt führte uns hernach an einen Fluß, der auf der Seite der Feſtung zwiſchen zweyen Felſen einen Waſſerfall machet, und gab ſich die Mühe, einen Theil des Stromes, der in bequeme Röhren konnte aufgefangen werden, abzuleiten, damit unſere Fäſſer gefüllet wurden. Das Mittagseſſen war halb auf Engliſch, halb nach Portugieſiſcher Art zugerichtet, und wir wurden mit vieler Anſtändigkeit bedienet. Wir hatten die Damen mit bey Tiſche, und ein ungezwungenes Weſen herrſchte überall ſo gut, wie in Frankreich. Nur befremdete mich, daß da man an die Geſundheiten kam, wir alle aus einem Glaſe tranken. Man gab dem Capitaine, und mir, das beſte Zimmer im Schloſſe ein. Der Weg dahin gieng über einen Balcon von ſechs Stuffen, der auf einen großen, wohl unterhaltenen Gewehrſaal führte. Von allen vier Ecken dieſes Saales kam man in vier Abtheilungen, derer jede aus dreyen Zimmern beſtund, welche mit Indianiſchen Stoffen, Perſiſchen Tapeten, Betten, und Stühlen von Ebenholze, ausgezieret waren. Man findet darinnen die Bildniſſe der Könige von

England,

England, von Carl I an, bis auf den itzt regirenden König, der an dem ſichtbarſten Platze aufgemachet iſt. Das Bild des Cromwell ſteht hinten, zur Seite des Bettes, das Geſicht nach der Tapete gekehrt; denn die Politic läßt ſich auch in den entfernteſten, und verlaſſenſten Gegenden ſpüren.

Das **Fort** iſt mit fürchterlich hohen Felſen umringet, ausgenommen auf der Seite nach dem Meere. Seine Geſtalt iſt dreyeckig; zweye der Baſtionen ſind mit eiſernen, großen, auf das Waſſer gerichteten Kanonen beſetzet, und die dritte könnte an ſtatt eines zweyten Fort dienen, im Falle das erſte überwältiget würde. Zwanzig in einer Reihe erbauete Hütten geben die Caſernen für die Beſatzung ab. Die mehreſten Soldaten ſind auf der Inſel anſäßig, und kommen, und thun ihre Wachdienſte in der Feſtung nach der Reihe. Zu den beſchwerlichen Dienſten nimt man Schwarze. Der Statthalter übergiebt ſeinen Sclaven die Aufſicht von hundert und funfzig Kühen, und acht Weiber müſſen die Milch, und Butter beſorgen. Ich bewunderte die Menge Erbſen, Bohnen, große und kleine Rüben, Ananas, Bananes, Citronen, Orangen, Granaten, Melonen, welche den Einwohnern

zur

zur Nahrung dienen, Rind- und Federvieh ungerechnet. Man hat auch Pferde auf die Inſel gebracht; ſie ſind aber ſo wild geworden, daß, wenn man ſie bis an die äußerſten Enden der Inſel verfolget, ſie ſich eher von den höchſten Gipfeln der Felſen in das Meer ſtürzen, als fangen laſſen. Rebhüner, und Perlhüner, machen das Vergnügen der Jagd aus.

So iſt, Madame, dieſe berühmte Inſel **St. Helena** beſchaffen, welche etwa zwölf Stunden im Umfange haben wird, und ein ſo reizendes Zwiſchenſtück in dem **Romane** von **Cleveland** abgiebt. „Daſelbſt iſt es, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich mich der Küſte näherte, wo Cromwells natürlicher Sohn ſich in das Meer ſtürzete, und während der Nacht in die Schaluppe der Frau Eliot aufgenommen wurde.„ Das Schickſal dieſes unglücklichen Flüchtlinges erinnerte mich an das von Leandern, nur mit dem Unterſchiede, daß letzterer ſein Leben und eine Geliebte verlor, da hingegen Cleveland an dieſem entzückenden Orte ſo viel liebenswürdige Maitreſſen fand, als ſchöne Mägdgen daſelbſt waren. Ich ſah mich überall nach dem Orte um, wo er mit ſeiner Führerinn an das Land geſtiegen war: ich ſuchte wenigſtens die Felſen zu entdecken, wel-

che

che den Weg verbergen, wo man nach der ſchönen Ebene kommt, davon der Verfaſſer eine ſo reizende Beſchreibung machet. In meinen Gedanken ſtellte ich mir die unüberſehlichen Alleen von Bäumen vor, die kleinen Buſchhölzer, die ſo ſchön geordnete Mannichfaltigkeit der Wieſen und Aecker, die nach den Regeln der Gleichförmigkeit eingetheilten Häuſer, welche ſo wohl zum Vergnügen der Augen, als zur Bequemlichkeit der Bewohner ſchienen auf dieſe Art errichtet zu ſeyn. Mir deuchte, ich hörete die Frau Eliot zu Clevelanden ſagen: „Mein Sohn, Ihr ſehet unſere, und Euere Wohnung: dieſes iſt der glückſelige Winkel auf der Erde, den der gütige Himmel Euch, ſo wie uns, zum Zufluchtsorte einräumet. Urtheilet von unſerer Liebe zu dieſer Einſamkeit, aus der Sorgfalt, die wir angewendet haben, ſie zu verſchönern. Die Natur kömmt uns zu Hülfe; denn nirgends iſt ſie freygebiger, und ergiebiger. Hier kennet man keine andere Jahreszeit, als einen immerwährenden Frühling, der von den Reichthümern des Herbſtes beſtändig begleitet wird. Allein dieſe von dem Himmel ſo begünſtigete Flur hat dennoch etwas fehlerhaftes, das der Fortpflanzung der Colonie zuwider iſt. Ich will

nicht

nicht ſagen, daß die Weiber unfruchtbar wären; nein, ſie ſind vielmehr glücklich im Kinderzeugen; allein, ſie bringen nichts als Mägdgen zur Welt. Es iſt wahr, dieſe ſind ſo unvergleichliche Geſchöpfe, daß man glauben ſollte, die Natur hätte bey ihrer Zeugung alles das auf die Reize verwendet, was ſie hätte anwenden ſollen, um Knaben hervorzubringen. Ihr werdet leicht begreifen, daß, da die meiſten dieſer Mägdgen ohne Männer ſind, ſie ihr Leben in einer Sehnſucht hinbringen, die unſer Mitleiden erwecket. Dieſe armen Kinder thun nichts, als Tag und Nacht ſeufzen; und man ſieht es ihnen an, daß ihnen etwas fehlet. „— — — Allein, wo führet mich meine Einbildungskraft hin! Vergeben Sie mir, Madame, meine Ausſchweifung. Der Anblick von St. Helena erinnert mich an den bekannten Roman, der uns, als wir ihn in unſerer Jugend mit einander laſen, ſo viele Thränen gekoſtet hat.

Madagaſcar, die größte unter allen Inſeln, die man kennet, iſt von allen Nationen beſuchet worden. Ihre Einwohner nenneten ſie Madecaſſe; die Griechen, Menuthias; die Römer, Cirné; die Araber, Sarandip; die Portugieſen, St. Laurent; die Franzoſen, Isle Dau-

Dauphine. Blos ein Reiſender hat ihr den Namen Madagaſcar gegeben, welcher Name über die Benennung der Franzoſen, Portugieſen, Araber, Lateiner, Griechen, und der eigenen Einwohner, die Oberhand behalten hat. Ich würde Ihnen von dieſem Lande faſt nichts zu erzählen wiſſen, wenn ich blos nach meiner Kenntniß reden ſollte. Wir blieben nicht länger als drey Tage daſelbſt, um friſches Waſſer, und einige Lebensmittel, einzunehmen. Ich ſah ſehr hohe, und ſteile Berge, weitläufige und angenehme Flächen, große, immergrünende Hölzer, derer Bäume ſo feſt ſind, daß eine Axt durch den erſten Schlag ſtumpf wird. Citronen = Pomeranzen = Granaten = Bäume, wachſen daſelbſt wie Buſchholz; und da ſie unter anderen Bäumen vermenget ſtehen, machen ſie natürliche bedeckte Bogengänge, die alle Kunſt übertreffen. Dieſe ſchönen Oerter werden von einer unzählichen Menge Bäche, und Quelle, gewäſſert, welche die Luft vortrefflich kühle machen, unerachtet das Clima brennend iſt. Dieſes iſt es, was ich bey einem Spatzirgange von etlichen Stunden, von der Inſel Madagaſcar habe kennen gelernet; das übrige, was ich nicht ſelbſt habe ſehen können, ſoll die Erzählung eines Franzoſen, deſſen Familie ſeit mehr

mehr als hundert Jahren daſelbſt wohnhaft iſt, erſetzen.

„Mein Vater, ſagte er zu uns, war der Enkel von Peter Baudon, Procurator von Mantes. Die Luſt zu reiſen machte, daß er um einen Platz bey der im Jahre 1642, unter des Cardinal von Richelieu Schutze, errichteten Geſellſchaft von Madagaſcar Anſuchung that. Er wurde als Schreiber auf dem Schiffe angenommen; und aus einer von ihm verfertigten, und in unſerer Familie aufbehaltenen Handſchrift habe ich einen Theil deſſen, was ich ſagen werde, ausgezogen.„

„Die Hauptabſicht der Franzöſiſchen Compagnie, da ſie ſich auf dieſer Inſel niederließ, war, ſich einer bequemen Gelegenheit zu verſichern, um in Indien feſten Fuß zu faſſen. Anfänglich hatte ſie ziemlichen Fortgang; ihr Capital aber war ſo mittelmäſig, daß ſie nach dem Tode ihres Beſchützers durch ihre eigene Schwäche in Verfall gerieth. Der Marſchall von Meilleraye nahm ſich vor, dieſer übel unterſtützten Errichtung zu ſeinem eigenen Vortheile wieder aufzuhelfen, und ſchickte einige auf ſeine Koſten ausgerüſtete Schiffe dahin ab. Sie kamen zu Fort-Dauphin an, welches die Compagnie auf

einer kleinen Erdzunge hatte erbauen laſſen, um dem Statthalter eine Wohnung daſelbſt zu verſchaffen. Das Fort lag zwiſchen zweyen Spitzen, in einer Bucht von ſieben Stunden im Umfange. Man hatte ein Haus für den Statthalter, eine Kapelle zum Gottesdienſte, eine Wohnung für die Mißionnaire, einige Vorrathshäuſer, ein Caſernengebäude, und etliche Barraken, aufgeführet. Der Herr von **Charmagou** commandirte daſelbſt, und hatte die benachbarten Nationen ſich unterwürfig gemachet, die ihm Tribut bezahlten. Durch neue Hülfe verſtärket, unternahm er neue Eroberungen. Er ſchickte dreyßig Mann aus, die in einer Zeit von zweyen Monaten ſich eines Stückes Landes von mehr als achtzig Stunden bemächtigten. Ein anderer Trupp, unter Anführung des berühmten la Caſe, deſſen Tapferkeit noch itzt in großem Rufe auf der Inſel iſt, drang in den nordlichen Theil ein. Die bezwungenen Völker kamen von allen Seiten, ſich unter den Gehorſam der Franzoſen zu begeben; und zweymal hunderttauſend Menſchen erkenneten als eine große Gnade, daß hundert und ſechzig Herumläufer ihnen, auf ihrer Inſel ſelbſt, nicht das Leben genommen hatten. „

„Dieſer

„Dieſer berühmte la Caſe, deſſen außerordentliche Herzhaftigkeit zu der Errichtung von Madagaſcar ſo vieles beygetragen hat, hatte ſich auf einem der Schiffe des Herrn von Meilleraye eingeſchiffet, aus keiner andern Urſache, als um die Welt zu ſehen. Da er, bey ſeiner Ankunft, die Franzoſen den Beleidigungen ihrer Nachbarn ausgeſetzet fand, war ſein erſtes Probeſtück, daß er den Fürſten Ramael mit eigener Hand erlegte; und nicht lange hernach bewältigte er den Fürſten Dalax in einem einzeln Treffen. Er bezwang ferner die Souveraine von Anoſſy, Mahaphale, und Caramboule, entführte ihre Familien, nebſt einer großen Menge ihrer Unterthanen, und ſchickte ſie nach Fort-Dauphin, wo ſie auf eine unmenſchliche Art umkamen. Niemand blieb verſchonet, als etliche Fürſtenkinder, die man nach Frankreich an den Marſchall von Meilleraye ſchickte. Einer dieſer jungen Prinzen iſt hernach in Paris, unter dem Namen Panola, verheurathet worden, und bey dem Herzoge von Mazarin, als Cavalier, in Dienſte gekommen.„

„So oft wiederholete, fortdauernde, und ausnehmende Siege, erweckten die Mißgunſt des Statthalters wider den la Caſe. Er

konnte den Vorzug, den ein bloſer Herumſchweifer von den Eiländern genoß, nicht ohne Verdruß anſehen. Er empfieng ihn daher ſehr kaltſinnig, und weigerte ſich beſtändig, ihn zu brauchen. Dieſes Bezeigen bewog la Caſe, das Fort zu verlaſſen, und er entſchloß ſich, zu dem Fürſten von Amboule, der ihn an ſeinen Hof gerufen hatte, über zu gehen. Inſonderheit hatten ihn die Reize der Prinzeßinn dazu vermocht, welche in eben ſolche Liebesflammen gegen ihn entbrennet war, als ſie dergleichen bey ihm erwecket hatte. Der Fürſt, ihr Vater, der dieſe Liebe begünſtigte, willigte in ihre Verbindung; und la Caſe wurde durch die Heurath mit der Prinzeßinn, der Nachfolger in der Regirung. Dieſe Begebenheit verdoppelte den Haß des Chamargou, welcher ſichere Leute abſchickte, ihn zu ermorden. La Caſe war glücklicher Weiſe auf ſeiner Huth; und durch Klugheit wußte er ſich vor der Bosheit ſeines Feindes zu ſchützen. Ohne Hoffnung, ſich ausſöhnen zu können, ſchloß er ſich in ſeine Staaten von Amboule ein, und erwartete geruhig beſſere Zeiten.„

„Der glückliche Erfolg der Franzoſen hatte die Ruhe in dem Fort Dauphin wieder hergeſtellet, und die Mißionnaire, überzeugt,

daß die Zeit des Friedens die Zeit des Evangelium ſey, hielten für nöthig, an die Pflichten ihres Amtes zu denken; allein die Hitze eines übel angebrachten Eifers lief ſo wohl für die Franzöſiſche Errichtung, als für die Religion, traurig ab. Ein Fürſt auf dieſer Inſel, Namens **Dian-Manangue**, war wegen ſeines Verſtandes, ſeiner Tapferkeit, und Kriegskenntniß, bey den Eiländern in größter Achtung. Dieſer durchgängig bekannte Ruf, brachte die Mißionnaire auf die Gedanken, daß die **Bekehrung** eines Mannes von ſolchem Anſehen ein Beyſpiel abgeben könnte, welches die Bekehrung aller ſeiner Unterthanen nach ſich ziehen würde. Er war unſer Freund, und Bundesgenoſſe, und verſtund unſere Sprache vollkommen. Sie glaubten alſo, daß es weder ſchwer ſeyn würde, ihn zu unterrichten, noch unmöglich, ihn zu ihrem Zwecke zu bringen. Der Statthalter billigte das Vorhaben, und dem zu Folge lud er den Fürſten ein, in das Fort zu kommen, wo der Herr Etienne, Prieſter von St. Lazare zu Paris, ihm die erſte Eröffnung davon thun ſollte. Dian-Manangue eilete, ſich einzufinden; und weil er glaubte, es ſey die Rede von einer Kriegsausführung, bot er alle ſeine Kräfte, zum Dienſte

unſerer Nation, mit Vergnügen an. „Heute iſt weder die Frage vom Kriege, noch von Schlachten, ſagte der Mißionnaire zu ihm, ſondern die Anzahl der Jünger Jeſu Chriſti zu vermehren. Wir ſind Ihre Freunde, Sie, der unſere. Wir wollen Ihre Glückſeligkeit zu befördern ſuchen, ſo wie wir für Ihren Ruhm ſind bemühet geweſen; und indem wir Sie in unſere Religion aufzunehmen gedenken, wollen wir Sie der Wohlfahrt theilhaftig machen, welche ſelbige uns verſpricht. Verlaſſen Sie Ihre Götter, und Weiber: der Gott der Chriſten wird Ihnen dergleichen Opfer reichlich belohnen.„

„Der Antrag ſetzte den Fürſten in Verwunderung, doch gab er mit Glimpfe zur Antwort, daß er ſeinen Unterthanen, ja ſeinen Kindern ſelbſt, frey ſtellen wollte, das Chriſtenthum anzunehmen; er aber, für ſeine Perſon, wäre zu jung, um ſeine Weiber zu verlaſſen, und zu alt, um ſeine Lebensart zu ändern. Der Mißionnair deutete ihm an, daß die Chriſten keine gröſſeren Feinde hätten, als die Feinde ihres Gottes, und würde er ſich weigern, dieſen Gott zu erkennen, ſo würden die Franzoſen nicht allein ihr Bündniß mit ihm aufheben, ſondern auch ſeine Staaten,

und

und Weiber, wegnehmen. Dian-Manangue, durch dieſe Drohungen aufmerkſam gemachet, bat ſich vierzehn Tage Bedenkzeit aus, und kam nach derer Verlaufe in die Feſtung zurück. Der Mißionnair, und der Statthalter, wiederholeten ihre Vorſtellungen, er aber antwortete als ein unerſchrockener Mann, der ſich in ſeiner Widerſetzlichkeit mehr und mehr befeſtiget hatte. Der Statthalter, voller Wuth über dieſe Halsſtarrigkeit, zog den Prieſter auf die Seite, und ſagte ihm ganz heimlich, daß er ein Piſtol bey ſich hätte, womit er dieſem Trotzkopfe, der nicht an das Evangelium glauben wollte, das Gehirn zerſchmettern würde. Der Mißionnair lobte ſeinen Eifer, lenkte ihn aber von dieſem Vorhaben ab. Der Fürſt merkte die Gefahr, änderte unvermerkt ſeine Sprache, und ſchien ſich der vorgeſchlagenen Parthey ohne Verſtellung zu nähern. Dem Mißionnair wurde nicht ſauer, dieſe Veränderung als ein Wunderwerk der Gnade anzuſehen; der Statthalter aber hielt es für eine Wirkung ſeiner Mäſigung.„

„Man beurlaubte ſich, auf beyden Seiten, mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Freundſchaft, und ſetzte den Tag an, da der Fürſt ſollte getaufet werden. Es wurde ausgema-

chet, daß die Ceremonie vor ſeinem Palaſte, und in Gegenwart des ganzen Volkes, geſchehen ſollte. Der Mißionnair fand ſich zu beſtimmter Zeit ein; ſein Eifer aber war gröſſer, als ſeine Klugheit, und er ließ ſich nur von einem Kirchendiener, und von ſechs Schwarzen begleiten, die das Kirchengeräthe trugen. Der Fürſt empfieng ihn höflich; gab ihm aber zu verſtehen, daß er ſich einer vergebenen Hoffnung überlaſſen hätte. Der Prieſter wendete, etliche Tage lang, Bitten und Ermahnen an; und als er ſah, daß alles umſonſt war, trieb ihn ein unzeitiger Eifer ſo weit, daß er demjenigen, welchen er bekehren wollte, den Krieg ankündigte. Der mehr gelaſſene Fürſt ſchonete ſeinen Feind, nahm eine Mine von Reſpecte und Furcht an, und ſchien, als ob er ihm immer noch etwas Hoffnung übrig ließ. Herr Etienne, eben ſo unvorſichtig in ſeinem Zutrauen, als in ſeinen Drohungen, hielt ſeine Mahlzeiten an des Fürſten Tafel, und dachte nicht an den Unwillen, den ſeine letzte Unterredung bey dem Fürſten erreget hatte. Es währete nicht lang, ſo empfand er die Wirkungen davon. Die Speiſen, die er bey dem letzten Mittagseſſen genoſſen hatte, waren ſo ſtark vergiftet, daß ſein Clerc drey

Stun=

Stunden hernach ſturb; und weil der Fürſt ungeduldig wurde, daß der Mißionnair noch das Leben hatte, ließ er ihn mit Stöcken vollends todſchlagen.„

„Dieſe barbariſche That benahm ihm alle Hoffnung, ſich jemals mit den Franzoſen wieder auszuſöhnen; er dachte daher an nichts, als dieſem Trauerſpiele, durch ihre gänzliche Vertilgung, ein Ende zu machen. Er ließ einen Trupp von vierzig Mann niedermachen, ehe man noch von ſeiner Untreue Nachricht bekam; und mit einem Corps von viertauſend ſtreitbaren Männern erwartete er die Annäherung des Feindes ſtandhaft. Der Statthalter ſah ein, daß mit denen wenigen Leuten, die ihm übrig blieben, er den Anfall von viertauſend Mann nicht aushalten würde, die durch die Anweiſung der Franzoſen ſelbſt, unter welchen ſie lange Zeit gefochten hatten, geübet worden waren; und in der That ſah er ſich genöthiget, vor ſeinem Ueberwinder zu fliehen, der die Beſatzung des Fort auf das äuſſerſte brachte. In dieſer allgemeinen Beſtürzung, waren einige ſo verwegen, ſich wider den verſtorbenen Mißionnair zu entrüſten, und ihm die Schuld alles ihres Unglücks beyzumeſſen. Der Herr Manier, ſein Mitgehülfe, und

Prieſter von St. Lazare, wie er, glaubte berechtiget zu ſeyn, ſeinen Gefährten zu vertheidigen, behauptete öffentlich, daß die übrig gebliebenen Franzosen ihre Erhaltung dem Gebethe dieſes heiligen Märtrers zu verdanken hätten. Er bedrohete diejenigen mit dem Banne, die ſeinem Namen nicht den gehörigen Reſpect geben würden; und Chamargou fügte den geiſtlichen Verweiſen die Bedrohung der ſchärfſten Strafe bey.„

„In der Verlegenheit, darinnen die Colonie ſich befand, fühlte man, wie nützlich der Beyſtand des la Caſe ſeyn könnte; und man vermittelte ſeine Ausſöhnung mit dem Statthalter. Dieſer tapfere Krieger, der ſeinem Vaterlande noch immer gewogen war, und den Nachtheil bedauerte, den die Franzoſen durch ihre Uneinigkeit ſich ſelbſt zuzogen, begab ſich nach den Fort Dauphin, und bot dem Commendanten ſeine Dienſte an. Er wurde von Seiten der Truppen mit der größten Freude aufgenommen; ſeine Gegenwart ermunterte ihren Muth; und Dian-Manangue ſpürte gar bald, was für einen furchtbaren Feind er an ihm haben würde.„

„In dieſer Verfaſſung ſtunden die Sachen, als man erfuhr, daß der Marſchall von Meil-

leraye

leraye geſtorben, und eine neue Compagnie, unter dem Schutze des Herrn Colbert, entſtanden ſey. Dieſer Miniſter hatte durch das Beyſpiel der benachbarten Staaten erkennen gelernet, wie viel der auswärtige Handel zu der Wohlfahrt einer Nation beytrage, und er erhielt von dem Könige einen Freyheitsbrief, zu Errichtung einer Franzöſiſchen Compagnie in Oſtindien. Es war dieſes der Anfang zu der berühmten Oſtindiſchen Geſellſchaft, welche hernach ſo viele Veränderungen erlitten hat. Sie ſchickte vier Schiffe ab, davon eines nach Madagaſcar kam, wo der Herr von Bauſſe, unter dem Titel eines Präſidenten des Franzöſiſchen Rathes im Oriente, das Commando führen ſollte. Der Herzog von Mazarin, ein Sohn und Erbe des Herrn von Meilleraye, hatte ſein Recht an dieſer Inſel aufgegeben, und der Herr Chamargou, der ſeine Stelle nur von dem Marſchalle hatte, ſah ſich verbunden, das Anſehen des Präſidenten zu erkennen. Die Compagnie trug ihm die Beſtallung an, als Commendant über das Zeughaus, und als zweyter Beyſitzer in dem ſouverainen Rathe, den Se. Majeſtät in Madagaſcar errichten wollte. Er verweilete eine Zeit, ſich zu entſchließen; endlich aber

nahm

nahm er dieſe Aemter an, die ihm dauerhaft ſchienen, und die er eingebüßet haben würde, wenn er ſich länger beſonnen hätte. Die Statthalterſchaft wurde auf ſolche Art zwiſchen ihm, und den Präſidenten von Bauſſe getheilet. Letzterer übernahm die Beſorgniß der Magazine, und der Handlung, der andere, die vom Kriege, und der Miliz. Es wurde ausgemachet, ein Verzeichniß von allem, was dem Herzoge von Mazarin gehörete, zu machen, und die Compagnie ſollte Rechnung davon ablegen; die alten Franzoſen von Madagaſcar aber wollte man in Dienſte nehmen, und ſie ſollten einen Tribut für die ihnen zugehörigen Länder bezahlen; oder, wenn ſie es lieber ſähen, ſollten ſie nach Frankreich zurück geſchicket werden.„

„Die Ankunft eines Schiffes, dem im kurzen drey andere folgen ſollten, brachte verſchiedene kleine Fürſten zum Gehorſame, welche ſeit der Empörung des Dian-Manangue das Franzöſiſche Joch abgeſchüttelt hatten. Die **Fürſtinn von Amboule**, die Gemahlinn des la Caſe, kam in die Feſtung mit einem zahlreichen Gefolge, theils um ihre Schönheit zu zeigen, theils dem neuen Statthalter ihren Beſuch abzuſtatten. Sie ließ ſich in einer Art

von Palankin tragen, den etliche Männer auf den Achſeln hielten, und wurde von zwölf Frauensperſonen, und von vierhundert Schwarzen, begleitet. Fünfhundert Schritte von dem Fort ſtieg ſie ab, ließ ihr Corps von Truppen daſelbſt campiren, und begab ſich mit ihren Hofdamen auf den Weg, vorher aber giengen zwanzig Mann von der Leibwache, welche la Caſe anführte, und zugleich den Dolmetſcher abgab. Sie verſicherte dem Präſidenten, wie viele Verbindlichkeit ſie den Franzoſen zu haben glaubte, und bat um die Fortſetzung ihrer Freundſchaft. Ihre zwölf Hofdamen überreichten ihm zwölf kleine Körbe von Rohre geflochten, mit Orangenblüthen, Jaſmin, und Granaten angefüllet, nebſt ſechs Beuteln mit Golde, und auf jedem Korbe lag ein koſtbarer Edelſtein. Sie werden leicht vermuthen, daß la Caſe dieſe Galanterie ausgedacht hatte. Dieſem fügte man noch funfzig Körbe mit den ſchönſten Früchten des Landes bey; und die Fürſtinn, bey ihrem Abſchiede, ließ zwanzig Ochſen vor dem Hauſe des Statthalters. Dieſe mit ſo vieler Artigkeit überreichten Geſchenke wurden von Seiten der Franzoſen mit ſchlechter Freygebigkeit erwiedert. Man ſchickte die Fürſtinn mit etlichen Kugeln

von Glaſe, derer geringen Werth la Caſe ihr hatte kennen gelernet, zurück. Sie war darüber ſehr mißvergnügt, und ließ ſich öffentlich verlauten, daß Leute, die ſich gegen Fürſten, derer Freundſchaft ihnen nöthig wäre, ſo wenig auf Freygebigkeit verſtünden, ſich ſchlechten Erfolg von ihren Unternehmungen zu verſprechen hätten.„

„Eben die Handſchrift, worinnen beſagte Umſtände befindlich ſind, **ſchildert** uns dieſe **Fürſtinn** in folgenden Worten ab. **Dian-Nong**, dieß iſt der Name, unter welchem ſie in dieſer Geſchichte vorkommt, war von mehr als mittelmäſiger Geſtalt. Ihre Haut war von ſehr ſchöner ſchwarzer Farbe, wie aller Einwohner auf der Inſel; und ſie hatte noch eine wohlgemachte Bruſt, unerachtet ſie mit dem la Caſe drey Kinder gezeuget hatte. Ihre Zähne waren vortrefflich; der Grund ihrer Augen blendend weiß, und die Augäpfel braun. Ihre Kleidung beſtund in einem Corſet ohne Aermel, mit einem Umhange von Seide, Graſe, und Baumwolle, künſtlich gewirket, und ſchattiret, der nur bis auf die Kniee gieng. Den Kopfputz machten kleine von ihren eigenen Haaren geflochtene Zöpfe, die auf beyden Seiten bis auf die Hälfte des Corſets

herunter

herunter hiengen, und hinten in einer Rundung zuſammen giengen. Die Damen ihres Gefolges waren auf eben dieſe Art geputzet, und hatten Löcher in den Ohren, wodurch ein Holz gieng, das mit goldenen Platten verzieret war. La Caſe hatte die hübſcheſten ausgeleſen; und dieſer Aufzug machte einen ſehr ſchönen Anblick.„

„Dian=Manangue, der aus einem treuen Bundsgenoſſen, der gröſte Feind der Franzoſen geworden war, empfieng die Nachricht, von der Ankunft des erſten Schiffes ihrer Flotte, nicht ohne Entſetzen. Sein Schrecken vermehrte ſich bey der Ausſchiffung der ganzen Flotte, und hauptſächlich bey den ruhmvollen Thaten des tapfern la Caſe, welcher jeden Tag, mit neuen Lorbern bekrönet, nach Hauſe kam. Seine geliebte Dian=Nong nahm an ſeiner Mühe, und an ſeinem Ruhme Antheil; denn ſie begleitete ihren Mann in allen Schlachten; und ſchon, als Maitreſſe, hatte ſie ihm mehr als einmal das Leben gerettet. Chamargou, der, wie Sie geſehen haben, ſeinen Tod zu befördern ſuchte, hatte einige Schwarze beſtochen, die ihn ermorden ſollten. Dieſe überfielen ihn in ſeinem eigenen Hauſe, da er ſchlief, und ohne Wache war. Sie

würden

würden bis zu ihm eingedrungen ſeyn, wenn ſeine Geliebte, mit der Lanze in der Hand, ſie nicht aufgehalten, und ihm Zeit gelaſſen hätte, ſich zu beſinnen. Sie hatte ihn bey einer andern Gelegenheit ebenfalls gerettet, wo ſie verwundet wurde, indem ſie für ihn focht.„

„Der Ruhm des la Caſe machte, daß man bey der Rathsverſammlung einſah, von was für Wichtigkeit es für die Compagnie ſeyn würde, wenn man einen Mann, von dem man ſo große Dienſte hoffen konnte, an ſich zu ziehen ſuchte. Man ſchickte ihm daher die Beſtallung als Unterbefehlshaber, und zwey Tage hernach machte man ihm ein Geſchenk von einem ſehr ſchönen Degen, mit vielen Glückwünſchen über den vortheilhaften Erfolg ſeiner Waffen. Dieſer Kriegsheld, der ſeit neun Jahren nichts als übele Begegnungen für ſeine ſo herrlichen Thaten bekommen hatte, ſchien wegen dieſer Ehre ungemein gerühret zu ſeyn. Er erbot ſich, die Bezwingung der Inſel zu unternehmen, und verſicherte, daß er, vermittelſt eines mäſigen Beyſtandes, das, was er verſpräche, ausführen wollte. Er hatte aber beſtändig noch heimliche Feinde, welche ſeine Anſchläge aus Mißgunſt zu vereiteln ſuchten.„

„Einige

„Einige Zeit vor dieſem Zeitpuncte ſturb der Präſident von Bauſſe; und der Hof ſchickte den Marquis von **Mondevergue**, als Commendant, nach Madagaſcar. Er langte mit einer Flotte von zehn Schiffen, die ohngefähr zweytauſend Perſonen führten, daſelbſt an. Ihre Verwunderung war nicht geringe, als ſie das berühmte **Fort**, das ihre Nation ſeit fünf und zwanzig Jahren beſeſſen hatte, in dem **elendeſten** Zuſtande ſahen. Kaum traf man darinnen etliche Hütten an, wo die vornehmſten Officiere wohnen konnten, und auf der Seeſeite ſah man nichts, als zwey kleine ruinirte Baſtionen, mit neun eiſernen Kanonen, die keine Lavetten hatten. Von den erſteren Agenten der Compagnie waren einige geſtorben, andere wieder nach Frankreich zurück gekehret; die übrigen hatten ihr Glück anderwärts geſuchet. Mondevergue fand in den Magazinen keine Vorräthe, weil ihre Aufſeher den Gewinn der Compagnie in ihren eigenen Nutzen verwendet hatten. Alle Unterbediente verlangten Recht wider den, der über die Beſorgniß der Lebensmittel, und Vorräthe geſetzt war, und ſie vor Hunger, und Elende verderben ließ. „

„Mondevergue ſuchte die Ordnung in der Feſtung wieder herzuſtellen, und einen Ueberfluß an Vorräthen zu verſchaffen: allein der Geiſt der **Uneinigkeit**, der das Wachsthum der Colonie zu allen Zeiten verhindert hatte, erweckte unter den Oberen neue Verdrüßlichkeiten. Verſchiedene entſchloſſen ſich, die Inſel zu verlaſſen; und nach ihrer Abreiſe ſpürete man in dem Fort Dauphin nichts, als eine traurige Unthätigkeit. Die Lebensmittel mangelten immerfort, weil ſie entweder unwirthſchaftlich ausgetheilet, oder von Leuten geplündert wurden, welche der Hunger zu dieſer Verzweifelung verleitete. La Caſe, deſſen Eifer ſo wenig, als ſein Muth, ermüdet wurde, brachte zu verſchiedenen malen viele tauſend Stücken Vieh herbey, welche aber nicht beſſer eingetheilet wurden. Dieſer Held von Madagaſcar, beſtändig beſchäfftiget, beſtändig unter Weges, bewies ſeine Tapferkeit durch unaufhörliche Siege. Allein, alle dieſe Vortheile, ja ſelbſt die Ausſöhnung, welche mit dem Dian-Manangue erfolgte, dem man nicht mehr vorſchlug, ſeine Religion, und ſeine Weiber zu verlaſſen, holfen nicht, die Colonie in beſſere Umſtände zu bringen. Die Vorſteher der Compagnie wurden endlich überzeuget, daß

man

man Madagaſcar nicht ſo wohl als einen Gegenſtand der Handlung, ſondern eher als einen Ruheplatz, und Erfriſchungsort, anzuſehen habe; und die Compagnie müſſe weiter ſuchen, Bequemlichkeiten ausfündig zu machen, welche dieſe Inſel ihr zu verſagen ſchien.„

„Durch ein neu angekommenes Schiff empfieng Mondevergue Briefe vom Hofe, worinnen ihm frey geſtellet wurde, ob er wollte die Statthalterſchaft behalten, oder wieder zurück nach Hofe kommen. Er wählte das letzte, und der Herr de la Haye wurde ſein Nachfolger. Dieſer, nach übernommenem Commando, machte kund, daß der König den Chamargou zum General-Lieutenant, la Caſe aber zum Major der Inſel, ernennet habe. Doch der neue Statthalter wurde ſeiner Stelle bald überdrüßig, wie ſein Vorgänger; er überließ daher die Herrſchaft denen, die ſelbige zuerſt gehabt hatten, und gieng mit allen denen Officieren, welche er aus Frankreich mitgebracht hatte, nach Oſtindien. Auf ſolche Art wurde die Inſel Dauphine, wegen welcher man ſo rühmliche Anſchläge gefaſſet hatte, faſt gänzlich aufgegeben. Es blieb niemand da, als die, welche zu des Marſchalls von

Meilleraye Zeiten commandiret hatten, nebſt einigen alten Franzoſen, und verſchiedene Miſſionnaire, welche aus Eifer für die Religion daſelbſt zurück gehalten wurden. „

„Es währete einige Zeit, daß man in Europa von Madagaſcar nicht hatte reden gehöret, als ein Franzöſiſches nach der Inſel Bourbon beſtimmtes Schiff, bey dem Fort Dauphin anlandete. Der Schiffscapitain erfuhr, daß Chamargou, und la Caſe, geſtorben waren, ein abgedankter Lieutenant, la Breteche, die älteſte Tochter dieſes tapfern Kriegsmannes geheurathet, und ſeine Stelle als Major auf der Inſel erhalten, die Prinzeßinn Dian-Nong aber ſich heimlich mit einem Franzoſen, Namens Thomaſſin, wieder verheurathet hatte, und viele Leute mit dieſer Heurath ſehr übel zufrieden waren; daß la Breteche, mit verſchiedenen Großen im Reiche, wider den Dian-Manangue, der vom neuen Krieg angefangen hatte, in ein Bündniß getreten, von ihnen aber verlaſſen worden war; und daß die Schwarzen alle Franzoſen, die ſie hatten finden können, ermordet hatten. Es waren nichts, als etliche Familien übrig geblieben, unter welchen auch die meinige iſt, ſagte Herr Baudon; und der Vortheil meines Großvaters, ein Verwandter,

wandter, und Freund, des la Caſe zu ſeyn, deſſen Name in dem Lande noch itzt in Ehren iſt, hat uns Vorzüge, und Anſehen zuwege gebracht, derer wir uns nun ſchon ſeit hundert Jahren zu erfreuen haben. „

Hier werden Sie erlauben, Madame, meine Erzählung abzubrechen, und das Folgende einem andern Briefe zu überlaſſen. Da ich nichts gethan habe, als das Erzählte von Wort zu Wort niederzuſchreiben, iſt ſolches mit Aemſigkeit geſchehen, und meine ermüdete Hand verlanget auszuruhen.

Ich bin, u. ſ. w.

Auf der Inſel Bourbon, den 28. April, 1752.

Der 157 Brief.

Fortſetzung von den Africaniſchen Inſeln.

Hier folget, Madame, das Uebrige von der Erzählung unſers Franzoſen aus Madagaſcar.

„Ich habe immer noch, ſagte er zu mir, die Wohnung meiner Väter in der Provinz

Annoſſy, wo das Fort Dauphin liegt. Die Spitze, worauf dieſe Feſtung gebauet iſt, wird für die geſundeſte Gegend auf der ganzen Inſel gehalten. Es giebt aber wenig Vieh daſelbſt; und daher ſind die Verdrüßlichkeiten der Franzoſen entſtanden, welche beſtändig Partheyen ausſchicken mußten, um ſolches aus anderen Provinzen herbey zu holen. Der lange Weg, und das beſchwerliche Fortkommen in den engen Päſſen, benahm den Eiländern die Luſt, es ihnen zuzutreiben. Der Haven konnte fünf oder ſechs Schiffe einnehmen; aber um ſicher zu ſeyn, mußte man ſich unter der Feſtung vor Anker legen; denn die Winde, in der Bay, ſind allezeit mit Gefahr verknüpfet. Außer dem vornehmſten Platze hatten die Franzoſen noch andere Wohnungen; ſie dieneten ihnen aber faſt zu nichts, als das weggenommene Vieh daſelbſt zu füttern. Sie erbaueten zwar auch etwas Tabak, niemals aber genug, um ihn zu verkaufen. Die anderen Waaren, welche ſie ſich durch ihren Fleiß verſchafften, brauchten ſie zu ihrem Unterhalte: die, welche ihnen den meiſten Vortheil brachten, war der Meth, (hydromel.) In Anſehung der Bündniſſe, die ſie mit den Fürſten auf der Inſel machten, ſo haben ſie

nichts

nichts als vergebliche Hoffnung davon gehabt. Kurz, wenn man die geſunde Luft ausnimt, ſo war der von ihnen gewählte Ort zu ihrer Niederlaſſung am wenigſten ſchicklich.„

„Die Bay von Antongil ſcheint einen Vorzug zu haben, weil die Schiffe ſicher darinnen liegen können. Ihre Oeffnung hat fünf oder ſechs Stunden in der Breite, und ſie nimt nach und nach mehr zu. Zum Unglücke ſind die daſelbſt fallenden Regen gefährlich, und machen die Gegend ſehr ungeſund. Wir hatten eine Wohnung daſelbſt errichtet, auch den Grund zu dem Fort St. Louis geleget, wir haben ſie aber dieſer Urſache wegen verlaſſen müſſen. Antongil wäre im Stande geweſen, dem Fort Dauphin viel Reiß zu liefern, wenn die Einwohner ſich eines ordentlich eingerichteten Handels hätten verſichern können; da ſie aber ſahen, daß nicht alle Jahre Schiffe genug zu ihnen kamen, haben ſie nicht ſo viel ausgeſäet, als ſie gekonnt hätten. Die Holländer laden alle Jahre daſelbſt für zwey Schiffe, welche ſie von dem Cap der guten Hoffnung abſchicken. Hier iſt der beſte Reiß, nicht allein auf der Inſel, ſondern vielleicht auch in der ganzen Welt. Die Holländer geben dagegen allerhand Arten von Ei-

ſen- und Klipper-Waaren, worauf dieſe Völker ſehr begierig ſind.„

„Die Bay St. Auguſtin, ob ſie ſchon keinen ſonderlichen Sicherheitsort für die Schiffe abgiebt, iſt doch lange Zeit die Niederlage der Engliſchen Schiffe auf ihren Reiſen nach Indien geweſen. Es iſt wahr, ſie mußten ihre Zuflucht zu einer zwey Stunden weit entlegenen Inſel nehmen, wo ſie ein kleines Fort von Erde, auf einer ſehr dürren Ebene, angeleget hatten: weil aber die Leute, die ſie daſelbſt zurück ließen, alle an Krankheiten ſturben, haben ſie die ganze Errichtung eingehen laſſen. Man bedient ſich dieſer Bay, um friſches Waſſer, und Holz, zu laden, weil die Schaluppen die Bequemlichkeit haben, in zwey Flüſſe einzulaufen, wo die Schwarzen auch Rindvieh gegen Salz herbey bringen, welches letztere ungemein ſelten daſelbſt iſt. Inſonderheit lieben dieſe Wilden das Schießpulver, ob man gleich kein Feuergewehr bey ihnen ſieht. Sie haben auch Schalen von Schildkröten, allerhand Muſchelwerk, und eine Art von Gummi, dem Drachenblute ähnlich, das ſie an ſtatt des Pechs brauchen, um ihre Kähne damit auszubeſſern.„

„Die

„Die nordliche Spitze von Madagaſcar iſt noch wenig bekannt, weil viele kleine Inſeln, Klippen, und Sandbänke, da herum liegen, welche die Schiffahrt gefährlich machen. Dieſer Theil der Inſel krümmet ſich nach dem Indianiſchen Meere zu, und iſt ſchmaler, als der ſüdliche, welcher ſich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung erweitert. An den Küſten, ja auch in dem Innerſten der Inſel ſieht man Städte, Flecken, und Dörfer. Es giebt einige von dieſen Städten, welche zum wenigſten tauſend Häuſer haben, und mit Gräben und Paliſſaden umgeben ſind. Dieſe Häuſer aber ſind eigentlich nichts als hölzerne Barraken, mit Blättern gedecket, und ſo niedrig, daß man kaum darinnen ſtehen kann. In der Mitten raget des Herrn Haus hervor, welches höher und größer, aber von eben den Materialien gebauet iſt, das heißt, mit Holze, Bretern, und Baumblättern.„

„Die Anzahl der Einwohner kommt keinesweges mit der Größe dieſer Inſel überein. Kaum zählet man ſechszehnmal hunderttauſend Menſchen darauf. Was ihrer Vermehrung hauptſächlich hinderlich wird, iſt der eingeführte Gebrauch, bey der Geburt eines Kindes die glücklichen oder unglücklichen Tage

zu unterſcheiden, und diejenigen Kinder, die unter einem unglücklichen Geſtirne gebohren werden, ohne Barmherzigkeit zu verlaſſen. Die Farbe dieſer Eiländer iſt ſo ſchwarz, wie Kohle; doch muß man die Großen im Lande ausnehmen, welche urſprünglich aus Arabien herſtammen, und noch immer etwas von ihrer Farbe behalten: doch wird dieſe nach und nach auch ſchwarz, und bey jeder Fortpflanzung bemerket man einen Unterſchied. Das Volk, das in Edele, und Sclaven, eingetheilet wird, lebt unter der Herrſchaft dieſer Großen, welche ihre Gewalt auf ihre Nachkommen bringen, und ſich unter einander, wegen alter oder neuer Zänkereyen, mit Kriege überziehen. Die Madagaſcarer, überhaupt genommen, ſind groß, wohl geſtaltet, munter, und haben ein kühnes, ſtolzes Anſehen; ihre Sprache klingt ſanft, und angenehm. Sie wiſſen ſich mit ſo vieler Kunſt zu verſtellen, wie die feineſten Betrüger in Europa. Es iſt kein Handwerk, davon ſie nicht einige Kenntniß hätten, und es zu ihrem Vortheile zu gebrauchen ſuchten. Ihre Waffen beſtehen in Wurfſpießen, mit Eiſen beſchlagen, die ſie allezeit ſehr glänzend unterhalten, und mit ungemeiner Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen.„

„Die

„Die Weibsperſonen ſind wohl gemachet, von ſehr ſchöner ſchwarzer Farbe, verliebter Neigung, und gegen ihre Liebhaber der größten Zärtlichkeit, Ergebenheit, und Treue, fähig. Ein Franzöſiſcher Officier hatte eine dergleichen Frau geheurathet, die er mit einem Schwarzen antraf. Er bediente ſich ſeines doppelten Rechtes, als beleidigter Ehemann, und als erzürneter Herr, ließ den Sclaven an einen Baum binden, und mit vier Lanzenſtichen durchbohren. Die noch immer verliebte Dame ſchickte, und ließ ſich erkundigen, ob ihr Liebhaber tod wäre; und als man noch einige Bewegung bey ihm ſpürete, verband ſie ſelbſt ſeine Wunden, und rettete ihm das Leben. Die Männer haben, ihrerſeits, ſo viele Höflichkeit für ihre Weiber, daß ſie in ihrer Gegenwart niemals den geringſten Unwillen, oder Traurigkeit, ſpüren laſſen. Die Töchter verheurathet man im achten oder neunten Jahre; und im zehnten ſieht man viele, welche Mütter ſind, und ihre Kinder ſtillen. Diejenigen, welche die Brüſte lang genug haben, geben dem Kinde über die Achſel zu trinken: dergleichen Brüſte werden in Madagaſcar für keinen Uebelſtand gehalten, wo man ſich mit der Kunſt zu beſchäfftigen noch nicht gelernet

hat, eine Bruſt in Ordnung zu legen, und ſie behörig aufzubauen. Man verheurathet ſich auch ohne Ceremonie; und die Religion hat an der ehelichen Vereinigung keinen Antheil.„

„Dieſe Völker haben Geſetze, davon ſie weder den Urſprung, noch die wahre Bedeutung wiſſen, die ſie aber ziemlich genau beobachten. Den Dieben durchſticht man die Hände: den Mördern ſchlägt man den Kopf ab: beym Ehebruch hat man mehrere Nachſicht; und dieß iſt einer derer Puncte, wo ſie den geſitteten Nationen am näheſten kommen. Die Großen entſcheiden die Proceſſe, ſo wohl in civil= als peinlichen Sachen. Die Hinrichtung der Verbrecher verurſachet keine Gerichtskoſten: man glaubt genug belohnt zu ſeyn, wenn man einen Böſewicht weniger in der Nation hat. Der Vaſſall zieht mit ſeinem Herrn in den Krieg, und ficht tapfer, wenn er durch ſein Beyſpiel aufgemuntert wird; oder weicht zaghaft, wenn der Herr flieht, oder umkommt. Zu Friedenszeiten verſammeln ſich dieſe Leute alle Abende um das Haus ihres Souverains, und preiſen ſeine Güte, und Tapferkeit, durch Freudengeſchreye, und Loblieder. Wenn einer dieſer Fürſten einen

andern

andern beſuchet, ſo wird letzterer nie unterlaſſen, jenem eine ſeiner Weiber anzubieten, er würde auch als die größte Beleidigung anſehen, wenn jener ſich ihrer nicht bedienen wollte.„

„Die ordentlichen im gemeinen Leben vorfallenden Beſchäfftigungen ſind unter beyderley Geſchlechte vertheilet. Die Männer hüten ihre Heerden; die Weiber bauen das Feld. Die Verfertigung der baumwollenen Mäntel, und Decken, iſt eine Arbeit, womit ſich jedermann zu thun machet. Milch, Reiß, Wurzeln, ſind die ordentlichen Speiſen. Nur an Feſttagen, und bey großen Feyerlichkeiten, ißt man Fleiſch. Man bratet es mit der Haut, und man reiniget ſie, wie beym Schweinefleiſche. Das beliebteſte Getränke iſt der Meth. Der koſtbareſte Anzug beſteht in einem Stücke Leinwand, das über die Schultern hängt, und in einem andern, das die Mitten des Leibes bedeckt. Das gemeine Volk iſt allezeit wenig bedecket.„

„Unſere Eiländer üben bey denen Pflichten, die ſie den Verſtorbenen erweiſen, keinen Religionsdienſt aus; haben auch ſonſt keine bekannte Gottheit, als eine Art von Grille, welche ſie in ihrer Hütte füttern. Sie nennen ſie,

ſie, ihren Oly, und tanzen auf eine ſo ausgelaſſene Weiſe um ſie herum, daß es einer Raſerey ähnlich wird.„

„Die Gewohnheit der **Beſchneidung**, welche auf dieſer Inſel durchgängig eingeführet iſt, läßt keinen Zweifel übrig, daß nicht Juden, oder Mahometaner, einige Religion ſollten dahin gebracht haben: es müßte denn dieſer Gebrauch durch phyſicaliſche Nothwendigkeiten entſtanden, und alſo natürlicher Weiſe, als ein ſich ſelbſt darbietendes Mittel, eingeführet worden ſeyn, wider eine Krankheit, die in den warmen Ländern ſehr gemein iſt. Es entſtehet nämlich in gewiſſen faltigen Theilen eine Menge kleiner Würmer, welche man nicht anders wegbringen kann, als durch Aufſchneidung desjenigen Theils ſelbſt, der ſie erzeuget. Vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum die Beſchneidung, ſo wie das öftere Waſchen, bey den orientaliſchen Völkern nicht allein zur Gewohnheit, ſondern zum Geſetze, geworden iſt. Aus eben dieſer Urſache haben ſelbſt die Chriſten, in Abyßinien, ſich genöthiget geſehen, die Beſchneidung beyzubehalten, und mit der Taufe zu verbinden. Es iſt nur ein Mißbrauch, daß ſie bey den Juden, und Mahometanern, in den gemäſigten Ländern,

dern, wo es keine phyſicaliſche Nothwendigkeit erfordert, noch eingeführet iſt. Was dieſe Meynung zu beſtätigen ſcheint, iſt die Beſchneidung, welche auch bey den Weibern, unter verſchiedenen Aſiatiſchen, und Africaniſchen Völkern, vorgenommen wird, um ſie vor dieſer Krankheit zu verwahren.„

„Die **Ceremonie der Beſchneidung** geſchieht hier aller drey Jahre. In jeder Stadt wird eine auf hölzernen Säulen erhabene, und mit Palliſaden umgebene Halle erbauet. Einer der Großen im Lande tödet einen Stier, und ſprenget das mit Methe vermiſchte Blut um dieſen Platz. Hierauf macht er in die Palliſſaden eine Oeffnung, und pflanzet einen Bananasbaum, voller Blätter und Früchte, dahin. Dieſer Ort wird alsdenn für heilig gehalten; und niemanden iſt erlaubet, ſich ihm zu nähern, noch weniger dahin zu gehen. Die Kinder, welche beſchnitten werden ſollen, werden von ihren Vätern, nachdem dieſe neun Tage lang haben faſten müſſen, auf den Achſeln durch die Stadt getragen. Die jungen Leute, welche ſchon beſchnitten ſind, folgen der Proceßion, ſind mit ihren Lanzen bewaffnet, und machen tauſenderley fürchterliche Gebärden, als ob ſie in die Schlacht giengen.

Vor

Vor der Oeffnung der Paliſſaden halten ſie inne, theilen ſich in zwey Haufen, und ſcharmuziren unter allerhand verſtellten Angriffen, bis ſie vor Můdigkeit auf Matten, die man beſonders dazu hingeleget hat, hinfallen. Eine Art von Prieſter, deſſen Amt iſt, die böſen Geiſter zu vertreiben, lȧuft wie ein Raſender in jede Hůtte, bedrohet die böſen Geiſter, zwingt ſie, zu weichen, und verbannet ſie in ein Hun, das er an der Thůre zerquetſchet. Die Vȧter, und Můtter, zeigen ſich alsdenn mit ſo viel Rindern, und ſchwarzen Hůnern, als Kinder ſind. Die Beſchneidung geſchieht mit einem Steine; und jeder Vater tödet ſogleich ſein Hun, davon er das Blut auf die Wunde laufen lȧßt. Die Mutter tunket Baumwolle hinein, und verbindet damit den Schaden. „

„Die **Fabeln**, welche die Einwohner von Madagaſcar, in Anſehung des **erſten Menſchen**, und ſeines Sůndenfalles, erzȧhlen, ſind thöricht, poſſenhaft, und lȧcherlich. Nach ihrer Meynung war Adam in das Paradis geſetzet, ohne einigen körperlichen Bedůrfniſſen, oder Nothwendigkeiten der Natur, unterworfen zu ſeyn. Er hatte weder Hunger, noch Durſt, wurde folglich nicht gereizet, etwas

von

von allem dem zu eſſen, was in dieſem köſtlichen Orte anzutreffen war. Es ſchien alſo ziemlich überflüßig, ihm zu verbieten, Früchte in dieſem Garten zu ſammlen. Unterdeſſen verliert der Teufel nicht alle Hoffnung, ihn zu gewinnen. Er geht zu ihm, und erkundigt ſich, warum er dieſe vortrefflichen Früchte nicht koſtet; warum er die unvergleichlichen Weine nicht trinket, welche wie Waſſer in dieſem angenehmen Orte fließen? Adam entſchuldiget ſich mit dem Verbote des Allerhöchſten, beſonders aber, daß er keiner Nahrung bedürfe. Der Teufel kommt wieder, und verſichert, daß Gott ihn abſchicke, um ihm die Aufhebung des Verbotes zu hinterbringen, und daß ihm erlaubet ſey, zu eſſen und zu trinken, was er wolle. Adam nimt ſich nicht die Zeit, die Sendung des Verſuchers zu unterſuchen, und ißt, und trinkt, auf ſein Wort. Bald darauf fühlet ſich die von dieſer Mahlzeit überladene Natur genöthiget, ſich auszuleeren. Adam thut dieſer Bedürfniß ein Genüge, und verunreiniget den göttlichen Ort, den er bewohnet. Der triumphirende Teufel eilet, ihn bey dem Unendlichen zu verklagen, und der erſte Menſch wird aus dem Paradiſe verſtoßen. Einige Zeit nach ſeinem Falle, bekommt er

eine Geſchwulſt an dem Beine, welche nach ſechs Monaten aufgeht; und da kommt ein junges Mågdgen heraus. Der über dieſe Neuigkeit verwunderte Adam låßt Gott durch einen Engel fragen, was er mit dieſem neuen Geſchöpfe machen ſoll? Er bekommt zur Antwort, er ſolle ſie ſorgfåltig aufziehen, und, nach erwachſenen Jahren, zu ſeiner Frau machen.„

„Es iſt kein Land, wo es ſo viel **Ochſen** und **Kůhe** giebt, als in Madagaſcar. Dieſe Thiere gehören dem erſten, der ſie nehmen will. Denn, da die Einwohner wenig Fleiſch eſſen, ſo geben ſie ſich nicht die Můhe, ſie aufzuziehen: ſie ſind daher faſt alle wild; und man ſieht Heerden von drey und vierhundert Stůcken auf einmal. Sie haben auf dem Halſe einen großen Klumpen von Fette; überhaupt aber iſt ihr Fleiſch weder ſo ſchmackhaft, noch ſo geſund, wie in Europa. Die **Schaafe** bekommen zwey, drey, bis vier Låmmer auf einmal. Ihr **Schwanz**, der einen halben Fuß breit, und ſo lang iſt, daß er auf der Erde ſchleppet, wiegt zuweilen bis acht und zwanzig Pfunde. Als die Portugieſen das erſtemal auf dieſer Inſel landeten, hinterließen ſie Heerden **Schweine**, die ſich außerordentlich

dentlich vermehret haben. Der **Affen** giebt es eine groſze Menge, und vielerleye Gattungen. **Hüner**, Rebhüner, Faſane, Enten, Kriech-Enten, Perlhüner, Turteltauben, ſind nicht weniger ſehr gemein. Man trifft auch viele **Cameleons** an, **Eidexen** von ungeheuerer Gröſze, **Fledermäuſe**, ſo groſz wie die Raben. Die Flüſſe ſind voller **Fiſche**, werden aber von **Crocodillen** heimgeſuchet. Die **Bienen**, und **Seidenwürmer**, arbeiten faſt auf allen Bäumen; erſtere in einer Art von Bienenſtöcken, die ſie auf ſtarke Aeſte bauen; die anderen, in ihren Bälgen, wovon eben dieſe Aeſte voll ſind. Die Inſel hat einen Ueberfluſz an unzählich anderen Thieren, auf der Erde und im Waſſer, zahmen und wilden, nützlichen und ſchädlichen, vierfüſzigen, kriechenden, Vögeln, Fiſchen, Ungezieſer, u. ſ. f. Die **Muſchelſchalen** ſind hier von ausnehmender Schönheit, ſo wohl wegen ihrer lebhaften Farben, als wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Geſtalt. Man findet auch **Edelſteine**, als Rubine, Aiguemarinen, Topaſe, Opale, und Amethiſte. Ich ſage nichts von einer Menge ſeltener **Pflanzen**, welche tauſenderley Sorten angenehmer, und nützlicher Balſame von ſich geben. „

„Die Sprache, welche man in Madagaſcar redet, iſt ſehr reich, und ſcheint viel übereinſtimmendes mit den orientaliſchen Sprachen zu haben. Unerachtet ſie in allen Gegenden der Inſel geredet wird, ſo leidet ſie doch, wegen der Verſchiedenheit der Ausſprache, einige Veränderung. In vielen Provinzen wird ſie kurz, in andern lang, in einigen gezwungen, in manchen natürlich ausgeſprochen. Man bedienet ſich der Arabiſchen Buchſtaben; und ſchreibet von der rechten gegen die linke Hand, wie die Hebräer. Das Papier wird aus Baumrinde gemachet, faſt auf eben die Art, wie in Europa, nur mit weniger Umſtänden, und Werkzeuge. Man ſtampfet die Rinde in einem hölzern Mörſel, bis ein Brey daraus wird, und dieſen feuchtet man mit reinem Waſſer an. Ein Gitterrahm, von ſauberm Rohre geflochten, dienet, dieſen Brey darauf zu ſchütten, und ablaufen zu laſſen; hernach wird er auf ein mit Oele beſtrichenes Blatt vom Baliſier-Baume gebracht, und an der Sonne getrocknet. Die Farbe dieſes Papieres fällt in das gelbe; das Papier aber ſchlägt niemals durch, wenn man nur die Sorgfalt braucht, es durch Reißwaſſer zu ziehen, und es glättet, ſo bald als es trocken

trocken iſt. Die Dinte wird aus einem gewiſſen Holze geſotten, deſſen Saft bis auf einen beſtimmten Grad einkochen muß. Anſtatt der Federn bedient man ſich eines Stückes Rohr, das man an dem einen Ende ſpaltet, und ſchneidet.„

Mit dergleichen Federn, Dinte, und Papiere, iſt es, Madame, daß ich Ihnen alle dieſe Umſtände ſchreibe, denen ich noch einige Anmerkungen über die Inſel Bourbon beyfügen will. Dieſe wurde im ſechzehnten Jahrhunderte von den Portugieſen entdecket, und von ihnen Maſcaragnas genennet; ſie haben ſich aber daſelbſt nicht niedergelaſſen. Die Franzoſen kamen im Jahre 1672 dahin, und veränderten den erſten Namen in den, welchen ſie itzt führet. Sie erbaueten etliche Flecken, davon die vornehmſten ſind, St. Denis, St. Paul, und Ste. Suſanne. Jeder Flecken hat ſeine Kirche, welche von einem Lazariſten beſorget wird; außerdem aber giebt es noch andere Wohnungen, wo Caffé, Indigo, Zucker, und andere Producte erbauet, und nach Europa verſendet werden. Die Inſel iſt ein Stapelort für die Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie, und erzeuget viele Baumwolle, Manioc, weißen Pfeffer, u. d. Korn, Reiß, und

alle Arten von Küchenkräutern, wachſen daſelbſt vortrefflich. Die anfänglich gepflanzten Weinſtöcke kamen nicht weniger gut fort; allein die Trauben wurden nicht reif, oder ſie wurden, ſo wie ſie reifeten, von den Vögeln gefreſſen. Papageye, Hornvieh, Ziegen, zahme und wilde Schweine, ſind ſehr gemein, und man trifft kein ſchädliches Thier auf der Inſel an. Vor dieſem war die Jagd ſo reichlich, daß das Wild, an ſtatt ſich vor den Jägern zu ſcheuen, um ſie herum traten, und ſich fangen ließen. Die Erd-Schildkröten krochen überall herum; und die aus dem Meere, ſpazirten auf dem Sande, wo man ſie ſehr leicht fieng. Einige unbeſcheidene Jäger machten der Vögel weniger, nachdem ſie ſie durch Flintenſchüſſe verſcheuchet hatten; um nun dieſen Mißbrauch abzuſchaffen, mußte man die größte Gewalt brauchen. Es waren Provinzen, wo die Jagd bey Lebensſtrafe verboten wurde. Der nämliche la Haye, den Sie als Statthalter von Madagaſcar geſehen haben, war einer der ſtrengeſten, dieſe Verordnung geltend zu machen. Drey Franzoſen, die auf der Jagd ertappet wurden, mußten looſen. Ein Edelmann, den das Loos getroffen hatte, wurde an einen Baum gebunden,

und

und ſollte arquebuſiret werden. Doch waren die Muſquetiere beordert, in die Luft zu ſchieſſen, und ihn nur in Schrecken zu ſetzen. Er war darüber aber ſo ſehr gerühret worden, daß er wenige Zeit hernach ſturb.

Die **Luft** auf der Inſel, ob gleich ſehr heiß, iſt ſehr **geſund**. Allein man hat heftige **Sturmwinde** auszuſtehen, welche die Schiffe zerſcheitern, und die größten Bäume ausreißen. Das Land wird von ſehr fiſchreichen **Flüſſen** durchſtrömet, wie nicht weniger von einer Menge Bäche, und Quelle, die ziemlich gutes Waſſer geben. Die meiſten Bäume laſſen koſtbare **Harze** fließen, und liefern gutes **Bauholz**; zum Schiffen aber iſt es zu hart, und zu ſchwer. Dieſe Inſel wird auch von ſehr hohen Gebirgen durchſchnitten, worunter ein **Volcan** iſt, der ehemals eine ganze Gegend in Brand geſtecket hat. Man ſieht noch Spuren vom Feuer, und Merkmale ſeiner Wuth. An den Ufern ſammelt man **Ambra**, **Corallen**, und prächtige **Muſcheln**.

St. Paul war der erſte Wohnplatz der Franzoſen geweſen; und der ehemalige Statthalter hatte hier ſeine Reſidenz. Es liegt neben einem Berge, zwey Stunden vom Meere;

dieſer ganze Strich aber macht eine große Fläche, welche von einem Teiche bewäſſert wird. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt wenig bewohnet; auch hat das Land überhaupt nicht leicht mehr, als drey oder viertauſend Seelen, davon mehr als die Hälfte Schwarze ſind, und als Sclaven in den Pflanzörtern gebrauchet werden. Der Statthalter, der Commendant, der hohe Rath, und der Intendant, haben ihren Sitz zu St. Denis, woſelbſt auch ein Hoſpital für vier oder fünf hundert Kranke angeleget iſt.

Als ich in dieſer Weltgegend anlangete, erſchallete die ganze Küſte von dem Namen, und den Lobſprüchen des Herrn de la Bourdonnais. Er war Statthalter daſelbſt geweſen; und jedermann erinnert ſich noch der glücklichen Zeiten ſeiner Verwaltung. Dieß erweckete die Stimme des Neides wider ihn, und zog ihm eine Menge Feinde zu. Sie wiſſen, Madame, und die ganze Welt kennet die Verdrüßlichkeiten, und Verfolgungen, die ihm ſeine Feinde erregten, und mit was für Ruhme er ſelbige endlich beſieget hat. Die Umſtände dieſes großen Proceſſes finden ſich in einem Aufſatze, welcher im vorigen Jahre zu Paris gedruckt worden iſt, und davon täglich Exemplare

plare hierher geſchicket werden. Man hat mir ſolchen bey meiner hieſigen Ankunft zu leſen gegeben, und ich habe daraus genommen das, was Isle de France betrifft, welche von Bourbon nicht weit entfernet liegt, und einen Theil der nämlichen Statthalterſchaft ausmachet. Er ſelbſt, der Herr de la Bourdonnais, ſoll Ihnen, Madame, die Umſtände anführen, welche keiner ſeiner Widerſacher verneinet hat, und davon er ſo viele Zeugen angeben könnte, als Einwohner auf beyden Inſeln ſind. Als ihm ſeine Stelle anvertrauet wurde, war die Abſicht des Hofes, daß in einem Lande, wo Frechheit, Verwirrung, und Zügelloſigkeit herrſcheten, die allgemeine Ordnung wieder hergeſtellet werden ſollte.

„Isle de France, ſagt der Herr de la Bourdonnais, hat erſt im Jahre 1720 angefangen, Einwohner zu bekommen. Es waren ihrer aber ſo wenig, daß, zehn Jahre hernach, die Oſtindiſche Compagnie unſchlüßig war, ob ſie die Inſel behalten ſollte, oder nicht. Da ihr Erdreich zum Anbaue des Caffe nicht ſo gut war, als das auf der Inſel Bourbon, ſo mußte man auf Mittel denken, eine Colonie daſelbſt anzulegen, welche im Stande wäre, die nach Indien und China abgehen-

den Schiffe mit Erfriſchungen zu verſorgen. Man glaubte, daß nichts geſchickter dazu wäre, als den Einwohnern Lebensmittel, Hausrath, und Schwarze, vorzuſchießen: allein, man blieb weit entfernet, den gehofften Nutzen davon zu ziehen. Man hatte ſo wenig Ueberlegung in der Wahl derer, die man in Dienſte nahm, beobachtet, daß es den meiſten an Fleiße, und Geſchicklichkeit, fehlete. Daher auch die Compagnie, an ſtatt den erwarteten Beyſtand von ihrer Arbeit zu ziehen, ſich beſtändig genöthiget geſehen hat, ſie ſelbſt noch zu ernähren; und bis zu meiner Ankunft, im Jahre 1735, fährt der neue Statthalter fort, iſt dieſe Inſel ihren Eigenthümern nur zur Laſt geweſen. „

„Alle Theile, ſo wohl der civil- als öconomiſchen Verwaltung waren einer **Verbeſſerung** benöthiget. Das **Juſtizweſen** wurde durch zwey Gerichtshöfe beſorget, derer einer von dem andern abhieng; der oberſte war auf der Inſel Bourbon. Ich erhielt aber von Ihrer Majeſtät einen Befehl, wodurch der Gerichtshof von Isle de Frauce ebenfalls als unabhängig erkläret wurde. Dieſe Aenderung war um ſo viel vortheilhafter, da denen Streitigkeiten, welche dieſe beyden Tribunale

nale ſo oftmals getheilet hatten, auf einmal Einhalt geſchah; und bey meiner angewendeten Bemühung, die Sachen allezeit gütlich zu vergleichen, iſt in den eilf Jahren meiner Statthalterſchaft auf der Inſel nicht mehr als ein einziger Proceß gangbar geweſen. Die **Polizey** war nicht weniger ein Betrachtungswürdiger Gegenſtand. Es hatten ſich Marronen unter den Schwarzen eingeſchlichen, die ſich wegen ihrer beſtändigen Plünderungen furchtbar machten. Es gelang mir glücklicher Weiſe, ſie zu vertilgen, indem ich Schwarze wider Schwarze bewaffnete; und von denen aus Madagaſcar, errichtete ich eine Wache zu Pferde, die das Land von den meiſten dieſer Spitzbuben endlich reinigte. Bey der **Handlung**, womit ſich niemand bey meiner Ankunft beſchäfftigte, habe ich eben dergleichen Mühwaltung angewendet. Ich bin der erſte geweſen, der Zucker-Pflanzungen angeleget, Fabriken von Baumwolle errichtet, und den Anbau des Indigo befördert hat. Die Zuckerſiederey von Isle de France trägt bereits der Compagnie, ohne die geringſten Unkoſten zu haben, jährlich ſechzigtauſend Livres ein.„

„Der **Ackerbau** war auf beyden Inſeln ebenfalls vernachläßiget: die Faulheit ſchläferte

ferte die Einwohner ein, ſo daß ſie ſich um die Eigenſchaft des Grundes und Bodens nicht bekümmerten. Sie waren daher oftmaligem Mangel ausgeſetzet; und es waren wenige Jahre, da ſie ſich nicht genöthiget ſahen, in die Hölzer zu flüchten, um von der Jagd, und von Wurzeln, zu leben. Mir hat es geglücket, ſie aus dieſer Schlafſucht zu reißen, und ihnen Liebe zur Arbeit einzuflößen. Gegenwärtig leben ſie im Ueberfluſſe, inſonderheit, ſeitdem ich ihnen den Anbau des Manioc, den ich aus Braſilien mitgebracht hatte, gelehret habe. Es geſchah nicht ohne viele Mühe, daß ſie ſich dazu gewöhneten. Ich mußte mich aller meiner Gewalt bedienen, um ſie anzuhalten, daß jeder Sclave fünfhundert Stücken von dieſer Wurzel pflanzete. Die meiſten, die ihrer alten Weiſe auf eine lächerliche Art noch anhiengen, thaten alles mögliche, dieſe Pflanze übel auszuſchreyen; ja, einige waren verwegen genug, die neuen Pflanzungen zu verderben, und ſie mit ſiedendem Waſſer zu begießen. Nachdem die Erfahrung aber ihre Vorurtheile überwunden hat, ſo erkennen ſie nunmehr den Nutzen einer Erzeugung, welche beyde Inſeln vor aller Hungersnoth auf immer ſichert. Sollten auch Sturmwinde, die man

man hier ſo oft empfindet, ihre Aernden vernichten, oder ſelbige von den Heuſchrecken aufgefreſſen werden, welches ebenfalls ſehr gewöhnlich iſt, ſo hat man an dem Manioc bey allem dieſem Verluſte ein gutes Hülfsmittel. Außer dieſer Wurzel, liefern beyde Inſelu, da ſie faſt ohne alles Getreide waren, nunmehr jährlich fünf bis ſechshundert Malter Korn, von der beſten Gattung. „

„Es war nicht genug, den Unterhalt der Einwohner durch Anbauung der Felder zu befördern, man mußte auch auf die **Sicherheit** des Landes bedacht ſeyn, welches weder Vorrathshäuſer, noch Feſtungen, weder Hoſpitäler, Handwerksleute, noch Truppen, und Schiffe, hatte. Man gab mir die Verſicherung, fährt der Herr de la Bourdonnais fort, daß ich Ingenieurs daſelbſt antreffen würde; und in der That waren ihrer dahin abgeſchicket worden. Sie hatten aber Streitigkeiten mit dem Raths-Collegio bekommen, und lebten mit ſelbigem in Uneinigkeit. Etliche waren daher nach Frankreich zurückgekehret, um ſich zu beklagen; und die übrigen hatten ſich in abgeſonderte Wohnungen begeben. Ohne Ingenieurs, ohne Baumeiſter, ſah ich mich alſo genöthiget, dieſe doppelte Arbeit ſelbſt zu ver-

verrichten. Da ich zum Glücke von der Zeichnung, Kriegsbaukunſt, und Mathematik, einige Kenntniß hatte, entwurf ich Plane, welche von der Compagnie gebilliget wurden. Um ſie aber auszuführen, mußten Werkleute abgerichtet werden. Ich nahm alles, was ich von Schwarzen habhaft werden konnte, zuſammen, und that ſie zu einigen noch vorhandenen Meiſtern in die Lehre. Ueberlegen Sie ſelbſt, was ich für Mühe hatte, dieſe dahin zu bringen, daß ſie Unterweiſung gaben, und jene, daß ſie ſolche annahmen.„

„Das Zuſammenbringen der Materialien war nicht weniger beſchwerlich. Es mußte Holz geſchlagen, Steine gebrochen, ſolche herbey geſchafft, und bearbeitet werden: gleichwohl waren weder Weg, noch Pferde, noch Wagen, vorhanden. Ich ſah mich daher genöthiget, Wege öffnen, Ochſen zahm machen, Wagen bauen zu laſſen, und dieſes durch Leute, die zu dergleichen Unternehmungen um ſo weniger Luſt bezeigten, da ſie, nebſt ihrer natürlichen Trägheit, das Wohl des Landes wenig zu Herzen nahmen. Dennoch habe ich es unter ſo ſchwachem Beyſtande dahin gebracht, daß anſehnliche Gebäude aufgeführet worden ſind. Als ich nach Isle de France kam, er-

ſtreckten

ſtreckten ſich die Gebäude höchſtens auf drey-hundert gemeine Toiſen an Mauerwerke. Auf der Inſel Bourbon rechnete man ohngefähr eben ſo viel: ich hingegen habe in wenigen Jahren bis zwölftauſend Toiſen errichten laſ-ſen. Dieſe Gebäude beſtehen in Magazi-nen, Zeughäuſern, Hoſpitälern, Batterien, Feſtungswerken, Wohnungen für Officiere, Zollhäuſern, Mühlen, Waſſerleitungen, u. d. Blos der einzige Canal, der das ſüße Waſſer nach dem Haven, und in die Hoſpitäler leitet, hält dreytauſend ſechshundert Toiſen in der Länge.„

„Vor dieſem wußte man in Isle de France nicht, was ein Schiff calfatern, oder auf das Kiel legen, ſagen wollte. Die Einwoh-ner, welche Kähne zur Fiſcherey hatten, muß-ten warten, bis fremde Schiffe in ihrem Ha-ven einliefen, welche die benöthigten Ausbeſſe-rungen daran machten. Ich unternahm, die Einwohner durch Nacheifer aufzumuntern, und brauchte ſie als Gehülfen: ich ließ das zum Schiffbaue behörige Holz ſchlagen, und anführen; und nachdem die Materialien zugerichtet waren, fieng ich an, Brücken, ſo wohl zu Ausbeſſerung der Schiffe, als zu Aus-ladung der Waaren, zu verfertigen. In we-

niger

niger als achtzehn Monaten, ließ ich eine Brigantine bauen, die ſehr wohl gerieth. Das folgende Jahr ſetzte ich ein Schiff von fünfhundert Tonnen auf den Werft; und itzt beſſert man die Schiffe in Isle de France, und erbauet neue, eben ſo gut als zu Orient. Die Holländer, welche ehedem Isle de France beſaßen, hatten ihr, zu Ehren ihres Admirals, Moritz von Naſſau, Prinzen von Oranien, den Namen **Moritz** gegeben.„

Außer denen zweyen Inſeln, davon hier die Rede geweſen iſt, ſieht man noch eine Menge anderer, womit Madagaſcar, wie Jupiter von ſeinen Trabanten, umringet wird. Einige, an der Zahl ſieben, heißen **Irmas**, oder die ſieben Schweſtern. Sie gehören den Portugieſen, ſind ſehr unbedeutend, und meiſtentheils unbewohnet. Die andern fünfe, **Comores**, nach dem Namen der größten unter ihnen, alſo genennt, werden von kleinen Souverainen beherrſchet, welche beſtändig wider einander zu Felde liegen, und ſind mit Schwarzen beſetzet, die ſich kaum erhalten können. Außer ihrem allgemeinen Namen haben ſie noch beſondere, ſind auch nicht alle unfruchtbar. Die, welche **Johanna**, oder Anjuan heißt, iſt mit Bergen und Thälern ab=

abgewechſelt: jene geben ſchöne Weyde für das Vieh, dieſe herrliches Obſt, und im Ueberfluſſe. Wenn die Inſel recht angebauet wäre, würde man alle benöthigte Lebensmittel darauf erzeugen; allein, die **Einwohner** ſind außerordentlich faul, und wollen lieber hungern, als Mühe und Arbeit anwenden. Man hält ſie für Nachkommen von ſchwarzgelben Arabern, die ſich mit Aethiopiſchen Weibern vermiſchet haben. Ihre Religion, wenn ſie eine haben, iſt die Mahometaniſche. Sie reden Arabiſch; und ihr vornehmſter Reichthum beſteht in kleinen **Muſcheln**, die in verſchiedenen Theilen von Aſien an ſtatt Geldes gebraucht werden. Einige alte Ueberbleibſel von einer großen Mauer in der Stadt **Demos**, auf Portugieſiſche Art gebauet, zeugen, daß die Inſel ehedem dieſer Nation zugehöret hat. Was aber der Fremden Neugierde am meiſten erwecket, iſt ein ſonderbarer **Baum**, der von den Eiländern ſehr werth gehalten wird, und deſſen Stamm eine Verbindung vieler kleiner in einander gewachſener Bäume zu ſeyn ſcheint, die aber nur einen einzigen Schaft ausmachen. Unter dieſen Baum legt man die Körper der Miſſethäter zur Schau, um durch das Beyſpiel der Strafe einen Abſcheu an den

Verbrechen einzuflößen. Keine benachbarte Nation iſt ſo kriegeriſch, wie die Anjuaner: die Mannsperſonen lieben nichts, als Eiſen und Waffen; und die Weiber ſind ihre Sclavinnen.

Die Inſel Moſambique, den Portugieſen zugehörig, und von ihnen bewohnet, hat nicht viel über zwey oder drey Stunden im Umfange. Es fehlet daſelbſt an ſüßem Waſſer; und man muß es von dem feſten Lande holen. Auch die Luft iſt ſo ungeſund, daß die Portugieſiſchen Miſſethäter von Indien, an ſtatt am Leben geſtrafet zu werden, auf gewiſſe Jahre dahin verwieſen werden; und wenige kommen wieder zurück. Ein Aufenthalt von fünf oder ſechs Jahren in Moſambique wird für ein langes Leben gerechnet. Dennoch iſt der daſige Haven ein Erfriſchungsort für die Schiffe, welche von Liſſabon nach Goa gehen. Sie verweilen ordentlich dreyſſig Tage daſelbſt, um den kranken Soldaten und Matroſen Zeit zu laſſen, ſich zu erholen. Die ſaueren Früchte, und die Wurzeln im Lande, ſind ein unvergleichliches Mittel wider den Scorbut. Der Haven wird von einer Citadelle bedecket; und die Portugieſen ſehen ihn als den Schlüſſel ihrer Beſitzungen von

Indien

Indien an. Es iſt der beſte Platz, den ſie auf dieſem Meere haben; und ſie unterhalten daſelbſt eine ſtarke Beſatzung. Der Statthalter treibt allen Handel auf der Küſte, welcher vornehmlich in Golde, und Elephantenzähnen beſteht. Er unterhält eine gewiſſe Anzahl Mißionnaire, die unter der Begünſtigung ihres Amtes ſich bey den Schwarzen Zutrauen zu erwecken wiſſen, und ſie dahin bringen, daß ſie ihnen ihr Gold, und Helfenbein, um einen ſehr geringen Preis liefern. Es iſt eine Zeit geweſen, wo dieſe Völker, wenn man ihnen kleine Glascorallen zum Vertauſche anbot, ein Loch in die Erde machten, und dieſe Körner hinein ſchütten ließen, ſie aber fülleten es mit eben ſo viel Gold-Sande an, den ſie dagegen gaben.

Man rechnet in Moſambique zweytauſend Einwohner, worunter viele Mönche begriffen ſind. Dieſe beſtehen hauptſächlich in Dominicanern, Franciſcanern, und Carmelitern. Man zieht auch vieles Vieh auf, und beſonders Ochſen, Ziegen, und Schweine. Die Palmbäume, nebſt den Orangen- Citronen- und Feigenbäumen, ſind am gemeinſten im Lande. Die Eingebohrnen auf der Inſel, welche alle unter Portugieſiſcher Botmä-

ſigkeit ſtehen, ſind, wie die Schwarzen des feſten Landes, wohl geſtaltet, und groß, und viele haben den chriſtlichen Glauben angenommen. So bald ihre Kinder anfangen Portugieſiſch zu reden, werden ſie getaufet; und alsdenn hångt man ihnen ein kleines Crucifix um den Hals, welches ſie mit vieler Ehrfurcht tragen. Viele von ihnen widmen ſich dem Studiren, und werden zum geiſtlichen Stande auferzogen.

Im Jahre 1608 unternahmen die Hollånder die Belagerung des Fort von Moſambique, mußten ſie aber nach vergebens gewagten Stůrmen binnen vierzehn Tagen aufheben. Einer ihrer Soldaten war entlaufen, und in die Feſtung übergegangen. Sie ſchickten daher einen Trompeter ab, und ließen ihn zurůckfordern. Der Gouverneur gab zur Antwort, daß, da dieſer Menſch freywillig zu ihnen gekommen wåre, und man ihm das Verſprechen gethan håtte, ihn nicht auszuliefern, man ſolches auch erfůllen wůrde. Hierauf legten die Hollånder alle Portugieſiſche gemachte Gefangene in Ketten, führten ſie in die Laufgråben, und ſchrien dem Feinde zu, daß, wenn der Entlaufene ihnen nicht in dieſem Augenblicke ausgeantwortet wůrde, ſie dieſe Unglůck-

glücklichen alle in ihrem Angeſichte umbringen wollten. Man gab ihnen zur Antwort, ſie könnten thun, was ſie wollten; und wären es auch hundert Portugieſen an ſtatt derer vier und dreyßig, die in ihren Feſſeln lägen, ſo würde man ſolche doch eher umkommen laſſen, als ſein gegebenes Wort brechen. Auf dieſe Antwort begiengen die Holländer die unerhörte Grauſamkeit, und ließen alle dieſe Gefangenen tod ſchießen.

In dem Augenblicke, da ich dieſen Brief ſchließen, und zumachen wollte, ſagte man mir, daß ein Schiff von Liſſabon, mit einem wichtigen Auftrage für unſern Gouverneur, angelanget wäre. Es betrifft eine Geſandtſchaft des Portugieſiſchen Hofes an einige Aethiopiſche Fürſten, wegen Handlungsangelegenheiten. Don Juan von Hermes hat dieſe Unterhandlung über ſich genommen. Damit ich nun das Land der Abißinier auch kennen lerne, will ich dieſe Gelegenheit nutzen, und Se. Excellenz bitten, mich unter Ihre Hausofficiere aufzunehmen. Ich werde ſehen, wie ich es bewerkſtelligen kann, und werde meinen Brief auf der erſten Küſte, wo wir anlanden, vollends endigen. — — —

Ein Secretair, ein Capellan, ein Dolmetſcher, ein Wundarzt, ein Haushofmeiſter, zwölf Mann Leibwache, zwey Officiere, und vier und zwanzig Sclaven, machten, Madame, das Gefolge, die Begleitung, und die Bedeckung des Geſandten aus. Ich reiſete mit dieſer ganzen Geſellſchaft nach der nordlichen Küſte von Zangebar ab, und wir ließen die Inſeln Quirimba, Quiloa, Monfia, Zanzibar, Pemba, Mombaza, Melinde, Lamo, und Patta, insgeſamt auf der oſtlichen Küſte von Africa gelegen, zu unſerer Linken. Einige dieſer Inſeln gehören den Portugieſen eigenthümlich; andere ſind ihnen nur zinsbar. Da wir auf keiner anzulanden hatten, erkundigte ich mich, ob niemand von unſeren Leuten ihrer wegen mir nähere Nachricht geben könnte; und glücklicher Weiſe fand ich in unſerm Dolmetſcher einen wohl unterrichteten Mann, deſſen Erzählung uns einen großen Theil des Weges unterhielt, und die lange Weile bey unſerer Schiffahrt verkürzte.

„Es ſind nicht über fünf und zwanzig oder dreyßig hier und da herumgelegene Häuſer auf der Inſel Quirimba, ſagte er zu uns, nebſt einem Fort, und einer Kirche, die von einem Dominicaner beſorget wird, und unter der

Aufſicht

Aufſicht des Erzbiſchofes von Goa ſteht. Die Inſel hält man für ergiebig an Hülſenfrüchten, Weyden, und Wildprete. Ehedem war ſie den Arabern unterworfen; heut zu Tage aber gehöret ſie zu der Gerichtsbarkeit des Statthalters von Moſambique.„

„Die Inſel **Quiloa** führet den Titel eines Königreiches; und ihr Souverain iſt ein Vaſſall des Königes von Portugal. Die Hauptſtadt, gleiches Namens, war vor dieſem wegen ihres **Handels** mit Zofala, Arabien, und Indien, ſehr reich, und es wohneten theils Abißiniſche Chriſten, theils Mahometaner daſelbſt. Zu Anfange des ſechzehnten Jahrhundertes kam die Flotte des Admirals **Cabral**, die nach Calecut ſegelte, und legte ſich zu Quiloa vor Anker, wo dazumal **Ibrahim**, ein von ſeinen Unterthanen geliebter Fürſt, regirte. Cabral ließ ihm ſagen, er käme mit einem Schreiben vom Könige von Portugal, und mit Waaren hier an, um einen Verbindungs- und **Handlungstractat** mit ihm zu ſchließen: er bäte ſich eine Unterredung mit ihm aus, aber auf dem Waſſer, weil er gemeſſenen Befehl hätte, nicht an das Land zu ſteigen. Ibrahim ließ es ſich gefallen; und gleich den folgenden Tag ſetzte er ſich unter Trompeten-

ſchalle, und einem zahlreichen Gefolge, das ihn in Barken umringete, in eine Pinaſſe. Das Schreiben Sr. Portugieſiſchen Majeſtät wurde laut geleſen, und der König von Quiloa gieng das Bündniß ein. Er wollte das Verzeichniß der zu überſendenden Waaren, für welche er, Gold zu vertauſchen, verſprach, ſehen. Allein, des andern Tages, da die Factore dieſerhalb in den Palaſt kamen, widerrufte er ſein Verſprechen, und meynete, der Admiral wäre nur gekommen, um ſein Land einzunehmen. Cabral blieb etliche Tage da, und hoffete, dieſes Vorurtheil ſollte ſich verlieren; als er aber gewahr wurde, daß man anfieng ſich wider ihn zu rüſten, und er in kurzem einen Angriff befürchtete, faſſete er den Entſchluß, ſich weg zu begeben. „

„Vasquez de Gama kam zwey Jahre hernach dahin, mit dem Vorſatze, Ibrahim zu beſtrafen. Dieſer Fürſt, aus Furcht, machte ſich eiligſt auf, ihm einen Beſuch auf dem Schiffe abzuſtatten. So bald Vasquez ihn in ſeiner Gewalt ſah, ſchonete er ſeiner nicht mehr, ſondern bedrohete ihn mit dem Verluſte ſeiner Freyheit, wenn er ſich nicht Augenblicklich anheiſchig machen würde, an Portugal einen Tribut zu bezahlen. Der gefangene

fangene Monarch verſprach, was man wollte; und zur Verſicherung ließ er einen reichen Mohren da, dem er nicht gewogen war, und den er los zu werden, Gelegenheit ſuchte. So bald er in ſeine Reſidenz zurück gekommen war, verweigerte er auch wirklich, ſein Verſprechen zu erfüllen, nicht ſo wohl, um den Tribut zu erſparen, als vielmehr den Vasquez zu reizen, daß er den Geiſel ſollte umbringen laſſen. Als aber der Mohr die Verrätherey ſeines Herrn erfuhr, entſchloß er ſich, die Summe zu bezahlen, um ſein Leben und ſeine Freyheit zu erhalten.„

„Wichtigere Angelegenheiten ruften Don Vasquez de Gama nach Calecut, und Ibrahim regirte ungeſtört, bis zur Ankunft des **Franz von Almeida**, erſten Unterköniges von Oſtindien. Dieſer Portugieſiſche Herr, auf ſeiner Reiſe, um Beſitz von ſeiner Statthalterſchaft zu nehmen, entſchloß ſich, wenn er bey Quiloa vorbey führe, ſich an dem Mahometaniſchen Monarchen zu rächen. Er ſtieg alſo, mit fünfhundert Mann, daſelbſt aus, vertheilete ſie in zwey Haufen, und griff die Stadt von zwey Seiten an; Ibrahim aber flüchtete bey ſeiner Annäherung, mit ſeinen Weibern, und Schätzen, auf das feſte Land. Es war

dieſer Fürſt der vier und vierzigſte König der Inſel; hatte aber die Krone unrechtmäſiger Weiſe an ſich gebracht. Almeida ernennete zu deſſen Nachfolger den Mahamet-Ankoni, der den Portugieſen Dienſte geleiſtet hatte, und ließ ihn mit großem Gepränge krönen. Dieſer neue Souverain war ein Anverwandter des Ibrahim. Bey ſeiner Ankunft auf den Thron erklärete er, daß er dieſe Ehre nicht würde angenommen haben, wenn der König Alfudail, der durch den unrechtmäſigen Beſitzer war ermordet worden, noch am Leben wäre; und durch ein ſeltenes Beyſpiel von Mäſigung, ließ er den Sohn des Alfudail zu ſeinem Nachfolger ernennen, unerachtet er ſelbſt verſchiedene Kinder hatte.„

„Die Portugieſen, um die Stadt Quiloa allezeit im Zaume zu erhalten, erbaueten ein Fort daſelbſt, und legten eine Beſatzung hinein. Die Inſel iſt ergiebig, und hat Ueberfluß an Früchten, und anderen Lebensmitteln. Die Einwohner, welche faſt alle weiß ſind, beſtehen aus Mahometanern, und Götzendienern. Sie kleiden ſich in allerhand ſeidene, und wollene Zeuge. Ihre Häuſer ſind theils ſteinern, theils hölzern, und ziemlich gut gebauet: ſie ſind oben flach; und

hinten

hinten hinaus haben ſie Luſt- und Obſtgärten. Ehedem war der König von Quiloa der mächtigſte auf dieſer Küſte; allein verſchiedene benachbarte Völker haben ſeine Staaten verwüſtet.„

„Die Inſel **Monfia** enthält blos etliche Dörfer; und ihre Geſchichte hat nichts merkwürdiges. **Pemba**, und **Zanzibar**, haben jede den Titel eines Königreiches, und ſind den Portugieſen zinsbar. Alle drey Inſeln geben viel Reiß, Honig, und Zuckerrohr. Man ſieht auch ganze Wälder von Citronenbäumen daſelbſt; und die meiſten Einwohner bekennen ſich zur Mahometaniſchen Religion.„

„**Mombaza** ſcheidet ſich von dem feſten Lande, blos durch die Aerme eines Fluſſes, der ſich in doppelten Mündungen in das Meer ergießt. Das Erdreich iſt gut, und erzeuget alle Arten von Früchten und Pflanzen. Man ſieht daſelbſt eine unzähliche Menge Gärten, die mit Pomeranzen- Granaten- und Citronenbäumen beſetzet ſind. Auch iſt das Land mit Heerden Vieh überhäufet. Das Waſſer iſt unvergleichlich, das Clima gemäſiget, die Luft geſund; und die Einwohner, da ſie Geſchmack haben, wohnen in Häuſern, die auf Europäiſche Art gebauet, und mit vielerley ſchönen

Male-

Malereyen ausgezieret ſind. Die **Stadt** hat einen ziemlichen Umfang, ungeachtet ſie auf einen Felſen gebauet iſt, wo das Meer mit ſeinen Wellen beſtåndig anſpůlet. Die **Handlung** iſt fůr alle Sorten von Waaren eingerichtet, und der **Haven**, den man fůr ſehr gut hålt, iſt beſtåndig mit Schiffen angefůllet. Auch die **Eroberung** dieſer Inſel hat Portugal dem Unterkönige Almeida zu danken. Er ſchickte einige Schiffe ab, um die Sandbånke zu unterſuchen: ſie wurden aber mit Kanonenſchůſſen von einer Batterie, welche die Einfahrt des Havens beſtrich, empfangen; doch das Geſchůtz der Portugieſen war glůcklicher. Eine ihrer Kugeln fiel in das feindliche Pulver, und war Urſache, daß die Feinde ihren Poſten verließen, und die Flotte lief in den Haven ohne Widerſtand ein. Der Unterkönig ſtieg an der Spitze ſeiner Truppen an das Land, und marſchirte gerade auf die Stadt zu, unterdeſſen daß der König auf der andern Seite entfloh. Die Einwohner kamen, und wollten den Eingang in ihre Håuſer verſperren; ſie konnten aber der Gewalt der Portugieſen nicht lange widerſtehen, und dieſe bemåchtigten ſich der Inſel, und beſaßen ſie bis an das Ende des ſiebenzehnten Jahrhundertes.

Nach-

Nachher nahmen ſie die Araber ohne viele Mühe weg; aber ſeit zwanzig Jahren iſt ſie wieder unter die Botmäſigkeit des Königes von Portugal gekommen. Die Völker der benachbarten Küſte ſind Götzendiener; doch muß man diejenigen ausnehmen, welche durch die Nachbarſchaft der Europäer zum Chriſtenthume ſind bekehret worden, oder unter der Regirung der Araber Mahometaner geworden ſind. „

„Man behauptet, die Portugieſen beſäßen in der Stadt Melinde, durch Vergünſtigung des Königes der Inſel, deſſen Bundsgenoſſen ſie ſind, ſiebenzehn Kirchen. Als ſie unter Vasquez de Gama dahin kamen, konnten ſie die Schönheit der Gaſſen, und das Regelmäſige der Häuſer, welche von Steinen, mit verſchiedenen Stockwerken, Platteformen, und Terraſſen, gebauet waren, nicht genug bewundern. Der Haven ſchien ihnen vortrefflich; allein, die Einfahrt war, wegen der herumgelegenen Klippen, gefährlich. Die Stadt lag auf dem ebenſten Platze einer ſteinigten Küſte; und außen herum ſah man tragbare Bäume gepflanzet, worunter die Orangen wegen ihrer Größe ſich beſonders ausnahmen. Der Hirſe, Reiß, das Flügelwerk,

werk, und Rindvieh waren im Ueberfluſſe vorhanden, und um ſehr geringen Preis zu haben. Die Stadt war mit Arabiſchen Mohren bevölkert, welche reiche Häuſer daſelbſt ausmachten. Sie thaten ſich beſonders durch ein höfliches Bezeigen, und daß ſie alles mit guter Art machten, hervor. Ihre Bekleidung, von den Hüften bis hinunter, beſtund in einem ſeidenen oder baumwollenen Stoffe. Sie hatten eine Art von Turbane, in Golde gewirkt, auf dem Kopfe, und trugen Dolche, welche mit ſo vieler Kunſt, als Geſchmacke gearbeitet waren. Niemals giengen ſie ohne ihren Bogen und Pfeile, weil ihr ordentlicher Zeitvertreib war, ſich im Schießen zu üben. Sie rühmten ſich auch vortreffliche Reiter zu ſeyn; unerachtet man im Sprüchworte ſagt: Reiter von Mombaza, und Weiber von Melinde. In der That ſind auch die Weiber hier ſchön, und reich gekleidet, aber auf eben die Art, wie die Mannsperſonen, nur daß ſie noch einen mit Golde durchwebten Schleier tragen.„

„Die wahren Gränzen dieſes Königreiches ſind nicht bekannt; man weiß aber, daß es von einem Mahometaniſchen Fürſten beherrſchet wird, mit welchem die Portugieſen

seit

ſeit mehr als zweyhundert und ſechzig Jahren in Bündniſſe ſtehen. Sein Hofſtaat iſt glänzender, als aller anderen Souveraine auf dieſer Küſte. Wenn er ſich aus ſeinem Palaſte begiebt, wird er auf den Achſeln der größten Herren im Lande getragen. Man räuchert in denen Gaſſen, wo er durchkommt, mit wohlriechenden Sachen; und wenn er eine Stadt ſeines Reiches beſucht, wird er von den ſchönſten Mägdgen empfangen, davon einige ihm Blumen ſtreuen, andere wohlriechendes Räucherwerk anzünden, andere Lieder zu ſeinem Lobe ſingen. Die meiſten Kaufleute, welche nach Melinde Handlung treiben, ſind Indianer von Cambaya und Guzurate. Sie bringen Gewürze, Kupfer, Queckſilber, und baumwollene Tücher, die ſie gegen Gold, Helfenbein, Ambra, und Wachs, vertauſchen.„

„Gama hatte eine außerordentliche Freude, eine Stadt zu ſehen, welche den Portugieſiſchen gleichete. Er legte ſich in einer Entfernung von einer Stunde vor Anker; es gieng aber eine geraume Zeit hin, daß er niemanden am Ufer gewahr wurde. Die Furcht hielt die Melinder zurück, welche wußten, daß Gama ein Chriſt war, und glaubten, ſie würden zu Sclaven gemachet werden. Der Admiral

ließ

ließ ihnen ſein Vorhaben wiſſen, welches keinen andern Endzweck hatte, als mit ihnen ein Bündniß einzugehen. Dieſer Vorſchlag wurde ſo gut aufgenommen, daß der Africaniſche Monarch den Portugieſen Geſchenke machte, und von dieſen eben denſelben Tag dergleichen erhielt. Den andern Morgen hatte der König von Melinde eine Unterredung mit dem Gama, und beyde gaben einander die ſtärkſten Verſicherungen von Freundſchaft. Dieſes iſt der Urſprung der Verbindung, welche noch heutiges Tages zwiſchen beyden Völkern ſtatt findet. „

„ Der König von Melinde, ſeinem Bündniſſe unverbrüchlich treu, ließ nicht nach, die Portugieſen allezeit zu begünſtigen. Dieſe Treue gab ihm ein Recht, ihren Beyſtand zu verlangen; und er trug ihnen auf, ſich an der benachbarten Stadt Oja zu rächen, welche Gefallen trug, ihn auf allerhand Art zu kränken. Triſtan de Cuma zeigte ſich vor der Stadt mit ſechs Schiffen, und ließ dem Könige ſagen, er hätte eine wichtige Angelegenheit ihm mitzutheilen. Der Monarch antwortete, er könne ſich mit den Feinden ſeiner Religion nicht einlaſſen. Er erſchien hernach an dem Ufer, um ſich der Landung der Portugieſen zu wider=

widerſetzen; weil er aber ihren Angriff nicht aushalten konnte, nahm er mit vieler Unordnung die Flucht, und wurde bis in einen Palmenwald verfolget, wo er mitten unter den Seinigen umkam. Man erzählet, daß in der Verwirrung des Niedermetzelns, George **Sylveira** einen **Mohren**, der ſehr wohl ausſah, entdeckte, welcher mit einem jungen Frauenzimmer, von ausnehmender Schönheit, auf einem Fußſteige davon geſchlichen war, und denen er nachgeſetzet hatte, ſie anzuhalten. Der Mohr, für ſeine Perſon, wäre nicht erſchrocken geweſen; indem er ſich aber umgedrehet hätte, ſich zu wehren, hätte er ſeiner Gefährtinn gewinket, ſie ſollte, während daß er föchte, entfliehen. Sie hingegen hätte beharret, bey ihm zu bleiben, und ihm verſichert, lieber zu ſterben, oder ſich gefangen nehmen zu laſſen, als alleine davon zu gehen. Sylveira, von dieſem Anblicke gerührt, hätte ihnen die Freyheit gelaſſen, ſich wegzubegeben, und zu ſeinen Leuten geſaget: Nimmermehr ſoll mein Degen ſo zärtliche Bande auflöſen.„

„Bey einer andern Gelegenheit, machte ein armer **blinder** Mann ſich die Unordnung einer Schlacht zu Nutze, und verſteckte ſich in einen Brunnen. Eine Weile hernach wurde

er darinnen entdecket; und als man ihn fragete, wie er da hinein gekommen wäre, antwortete er: die Blinden ſehen keinen andern Weg, als den Weg der Freyheit. Zur Belohnung ſeiner ſinnreichen Antwort erlangte er ſolche auch.„

Eben der Sylveira, von dem die Rede iſt, hielt ein reich beladenes Schiff an, deſſen Capitain, der ein Mohr war, ihm in Geſchwindigkeit einen Brief, in Forme eines Paſſes, vorzeigte, den er von einem gefangenen Portugieſen, wegen geleiſteter Gefälligkeiten, empfangen hatte. Der Brief enthielt dieſe zwey Zeilen, in Portugieſiſcher Sprache, die der Mohr nicht verſtund: ich bitte den erſten Capitain von meiner Nation, dem dieſes Schiff begegnen wird, es wegzunehmen; denn es gehöret einem ſehr böſen Menſchen zu. Sylveira mißbilligte die Verrätherey des Portugieſen; ja er ſtellete ſich, als ob er den Brief für einen wirklichen Paß hielte, und ohne dem Capitaine zu erkennen zu geben, daß er war betrogen worden, ließ er ihm ſeinen Weg ungehindert fortſetzen.„

Die Städte Lamo, und Patta, ſind in die Hände der Mahometaniſchen Araber gekommen, und werden heutiges Tages von

kleinen

kleinen Königen beherrſchet, welche an Portugal Tribut bezahlen. Dieß iſt alles, was man von dieſen zweyen auf der nordlichen Küſte von Zanguebar gelegenen Inſeln zu merken hat. Dieſe Küſte, von Mozambique bis an das Vorgebirge von Guardefui, welches die am meiſten nach Oſten gerichtete Spitze von Africa iſt, wird von Arabern bewohnet; das Innere des Landes hat heydniſche Schwarze, welche allen Arten von Aberglauben ergeben ſind. Die meiſten dieſer Länder liegen niedrig, und werden von Ueberſchwemmungen heimgeſuchet; die undurchdringlichen Wälder aber, womit ſie bedecket ſind, können die unausſtehliche Hitze im Lande nicht abhalten. Die Viehheerden, die Früchte, und das Getreide kommen mit der übrigen Barbarey des Landes überein. Die Völker an der Küſte, und auf den Inſeln, wiſſen wenig vom Ackerbaue, und leben blos von der Jagd. Diejenigen, die beſſer in das Land hinein wohnen, nähren ſich mit Milche. Die Natur ſcheint nur um deßwillen dieſen unfruchtbaren Gegenden Gold gegeben zu haben, damit ſie möchten bewohnet werden. Dieſer einzige Bewegungsgrund führete die Araber dahin, welche verſchiedene Städte angeleget

 haben.

haben. In der Folge machten ſie ſich zu Herren von Quiloa, Mombaza, Melinde, Pemba, Zanzibar, Monſia, Comoro, u. a. Quiloa wurde die wichtigſte ihrer Colonien, und gleichſam eine Quelle, woraus viele andere entſtunden. „

An dem äußerſten Ende dieſer Küſte, in dem Haven, und unter den Mauern von Brava iſt es, Madame, wo wir an das Land geſtiegen ſind. Dieſe Stadt, welche ſtarke Handlung zu treiben ſcheint, wird unter dem Schutze von Portugal als eine Republik regiret. Ich kann nicht ſagen, wie lange wir uns hier aufhalten werden. Eine Reiſe von mehr als vierhundert Stunden, in das Innerſte des Landes, mitten durch Gegenden, wo man, ſo zu ſagen, weder Städte, noch Wohnungen, noch Lebensmittel findet, erfordert lange Anſtalten; und wir werden eben itzt anfangen, uns damit zu beſchäfftigen. Man liefert uns vier und zwanzig Maulthiere zu unſerm Gepäcke, und achtzehn Arabiſche Pferde für eben ſo viel Perſonen. Da unſer Schiff, ohne ſich zu verweilen, nach Moſambique zurück gehen ſoll, werde ich meinen Brief jemanden auf dem Schiffe einhändigen, der Ihnen ſolchen in Europa zuſtellen laſſen ſoll. Sie werden keinen

nen wieder, als nach meiner Rückkunſt von Aethiopien, von mir bekommen; unterdeſſen will ich beſorget ſeyn, jeden Tag aufzuſchreiben, was die Sitten, der Character, die Gebräuche der Völker beſonderes haben werden, und was ſich etwa ſonſt merkwürdiges auf dem Wege zeigen möchte. Meine Ruheſtunden ſollen zur Leſung der Geſchichte dieſer Nation angewendet werden; und ſo bald ſolche mit der mündlichen Ausſage des Landes wird zuſammen gehalten ſeyn, will ich Ihnen einen Auszug davon überſchicken. Auf dieſe Art werde ich, bey der erſten ruhigen Weile, meinen Brief von Abißinien anfangen, und mir die Unterſuchungen anderer, vielleicht ſelbſt ihre Ausdrücke, wenn ich es nicht beſſer werde ſagen können, zueignen.

Ich bin, u. ſ. w.

Brava, den 2. Juny, 1752.

Der 158 Brief.

Abißinien.

So wird dieſe große, weitläufige Landſchaft von Africa genennet, welche bey den Alten unter dem Namen von **Aethiopien** bekannt geweſen iſt. Ihre neuere Benennung hat ſie von den **Abißiniern** bekommen, einem Arabiſchen Volke, welches von einer Colonie der **Sabäer** abſtammen ſoll. Die Zeit dieſer Wanderung weiß man ſo genau nicht; man glaubet aber, daß ſie ſehr alt ſey. Den **Urſprung** der erſten Aethiopier läßt man hinaufſteigen bis auf Chus, den Sohn Ham, und Enkel des Noah. Einer ihrer Könige, **Arve**, wurde in dem Lande unter der Geſtalt einer Schlange angebetet. Von deſſen Nachfolgern hat man keine Nachricht, bis auf die Königinn **Maqueda**, welche Aethiopien zu der Zeit beherrſchete, da Salomon zu Jeruſalem auf dem Throne ſaß. Wie die Abißinier vorgeben, ſo war ſie die berühmte **Königinn von Saba**, welche die Reiſe nach Judäa unternahm, die Weisheit dieſes Monarchen zu bewundern, und kam als Mutter

ter eines Sohnes zurück, dem man den Namen ſeines Großvaters, David, gab. Er wurde in ſeiner Jugend nach Jeruſalem geſchicket, wo ſein Vater ihn unterrichten ließ; und kehrte nach ſeinem Vaterlande mit einem zahlreichen Gefolge von Juden zurück, welche die noch itzigen edelſten Familien in Abißinien als ihre Vorfahren anſehen. Auch die Souveraine dieſes Reiches wollen in gerader Linie von eben dem David, dem Sohne Salomons, abſtammen, indem ſeine Mutter ihm, nach erlangten zur Regirung fähigen Jahren den Thron überlaſſen haben ſoll. Diejenigen, welche dieſe Tradition annehmen, gründen ſich auf verſchiedene Jüdiſche Gebräuche, welche ſich noch bis auf den heutigen Tag in Aethiopien erhalten haben. Von undenklichen Zeiten geben die Abißinier den Söhnen ihrer Fürſten den Namen, als Iſraeliten: die Kaiſer führen in ihrem Wappen einen Löwen, mit der Ueberſchrift: vicit Leo de tribu Juda, (der Löwe von dem Stamme Juda hat überwunden.) Man glaubt auch, eine große Gleichförmigkeit in Verwaltung der politiſchen Angelegenheiten zwiſchen dieſen beyden Völkern zu bemerken.

Die Aethiopiſchen Jahrbücher haben uns weder die Namen derer **Kaiſer**, die auf den Sohn des Salomon gefolget ſind, noch einige Umſtände ihrer Regirung aufbehalten, bis zu dem vierten Jahrhunderte, welches, wie man ſagt, der Zeitpunct iſt, da die **Chriſtliche Religion** in dem Lande eingeführet worden iſt. Sie wurde durch den heiligen **Frumentius** verkündiget, deſſen **Leben** in der Kirchengeſchichte auf folgende Art erzählet wird. Ein Weltweiſer von Tyrus, **Meropes** genennt, begab ſich auf Reiſen, um die Sitten der Völker kennen zu lernen, und kam mit zweyen ſeiner Schüler, dem Edeſus, und Frumentius, nach Aethiopien. Nach ſeinem jähling daſelbſt erfolgten Tode, ſtellte man die zwey übrigen Fremden dem Könige vor, der ſie mit anſehnlichen Aemtern beehrete. Dieſe verwalteten ſie mit ſo viel Treue, daß nach dem Tode des Monarchen, die Regirung des Staates, während der Minderjährigkeit des Thronfolgers, dem Frumentius anvertrauet wurde. Frumentius bediente ſich ſeines Anſehens mit Vortheile, um denen Chriſtlichen Kaufleuten, welche der Handlung wegen in dieſes Land kamen, nützlich zu ſeyn. Er bewilligte ihnen beſondere Freyheiten, und Oerter,

wo

wo ſie ihren Gottesdienſt öffentlich abwarten konnten. Auf ſolche Art gewöhnte er die Abiſſinier nach und nach an unſere Kirchengebräuche, und erweckte bey ihnen ein Verlangen, in unſeren Religionsgeheimniſſen unterrichtet zu werden. Nichts fehlte, um die Bekehrung dieſes Volkes zu vollenden, als Mißionnaire. Nach erreichter Volljährigkeit des Königes, erhielt Frumentius Erlaubniß, eine Reiſe in ſein Vaterland zu thun, wo er dem heil. Athanaſius die Neigung der Abißinier vorſtellete, und ihn ermahnte, einen Biſchof in das Land zu ſchicken. Athanaſius voller Eifer bey dieſer Nachricht, und überzeuget, daß er zu einer ſo wichtigen Mißion keinen würdigern Lehrer wählen könnte, als den Frumentius, antwortete ihm, wie Pharao dem Joſeph: „wo könnten wir einen andern finden, in welchem der Geiſt Gottes ſey, und der ſo große Sachen ausrichte, wie Du?„ Als er ihn hernach zum Biſchofe eingeſetzet hatte, gebot er ihm, unter göttlicher Gnade wieder an den Ort zurück zu kehren, wo er hergekommen war.

Dieſe Begebenheit, ſagt man, geſchah unter der Regirung **zweyer Fürſten**, welche Brüder waren, und das Land gemeinſchaftlich beherrſcheten. Ein Abißiniſcher Dichter

hat folgenden Lobſpruch von ihnen gemachet: „Heil denen Fürſten Abraham, und Atzbeham, die auf einem Throne ſaßen, und in vollkommener Einigkeit lebten! Ihr Mund verkündigte das Evangelium von Chriſto denen alten Leuten, welche auf dem Wege des Moſaiſchen Geſetzes wandelten; und ihre Hände erbaueten ihm Tempel.„ Wenn man den Aethiopiern glaubet, ſo that Frumentius Wunder, wie die Apoſtel, und bekehrete eine unzähliche Menge Heyden. Die Lateiniſche, Griechiſche, und Abißiniſche Kirche verehren ſein Gedächtniß, feyern ſein Feſt, und rufen ihn als einen Heiligen an.

Die Reihe derer Landesherren in Aethiopien, welche von dem Sohne Salomonis abſtammeten, dauerete bis auf das Jahr 960. Die Familie des Zagé folgte ihnen, und gab Abißinien binnen dreyhundert und vierzig Jahren verſchiedene Könige. Die darauf erfolgte Veränderung war die Frucht der Bosheit einer ehebrecheriſchen Königinn, welche alle Prinzen des königlichen Hauſes umbringen ließ, um einen Sohn, den ſie mit einem Vornehmen im Lande erzeuget hatte, auf den Thron zu ſetzen. Ihrer Wuth entkam nicht mehr als ein einziger dieſer Prinzen, der in einem benachbarten

barten Königreiche ſeine Sicherheit fand, und deſſen Nachkommenſchaft ſich länger als drey Jahrhunderte erhalten hat. Nach dem Abgange der zweyten Reihe der Könige, wurde das erſte Geſchlecht durch die Großen des Reiches wieder auf den Thron gerufen. Einer dieſer Fürſten begünſtigte die Römiſche Religion, und wendete alles an, ſie im ganzen Reiche einzuführen; dieſe Neuerung aber erweckte ſo große Unruhen, daß er ſich genöthigt ſah, in die Vertreibung der Jeſuiten, als welche ihm dergleichen Gedanken beygebracht hatten, zu willigen, und er mußte den alten Religionsdienſt wieder herſtellen. Während dieſer Regirung geſchah es, daß ein Herumſchweifer, Namens Zaga-Chriſt, der vom königlichen Abißiniſchen Geblüte entſprungen zu ſeyn, vorgab, nach Frankreich kam. Er hatte gewußt, Empfehlungsſchreiben von einigen Mönchen in ſeinem Lande zu erſchleichen, welche den Cardinal von Richelieu, und den ganzen Hof betrogen. Ludwig XIII verwilligte ihm einen jährlichen, anſehnlichen Gehalt; er gerieth aber ſo tief in ein lüderliches Leben, daß er ſturb, noch ehe man den Betrug entdeckte. Man machte folgende Grabſchrift auf ihn, welche viele Leute vermuthlich werden

den gehöret haben, ohne den Grund davon zu wiſſen:

> Ci gît du roi d'Ethiopie,
> L'original, ou la copie.
>
> Vom Mohren-Könige liegt hie,
> Das Urbild, oder die Copie.

Dieſer Menſch ſtellte in Liebeshändeln einen Hercules vor; und weil er dabey von ſchöner Figur war, ſo ſagt man, er habe in Paris viele Eroberungen gemachet. Nachdem er die Frau einer Magiſtratsperſon entführet hatte, wurde er vor Gericht gefordert, und von dem Criminel-Lieutenante verhöret; er wollte dieſem aber keine Antwort geben, ſondern meynte, daß eine Perſon ſeines Standes niemanden, als Gotte, von ſeinen Handlungen Rechenſchaft zu geben habe. Man lachte über ſein Vorgeben, und er würde vielleicht ein ſtrenges Urthel zu erwarten gehabt haben, wenn ihn der Tod nicht plötzlich weggenommen hätte.

Man hält dafür, daß der den von den Aethiopiſchen Kaiſern den **Catholiken**, und Jeſuiten, gegönnete Schutz eben ſo viel politiſche Abſichten, als Religionseifer, zum Grunde gehabt habe. Abißinien, das ſeit achtzig Jahren durch die beſtändigen Einfälle der Saracenen ver-

verwüſtet worden war, ſah ſich in die äußerſte Noth verſetzet. Einer dieſer Fürſten ſchrieb an den Papſt, und an den König von Spanien, um ſie zu vermögen, ihm wider dieſe Barbarn beyzuſtehen. In eben dieſem Briefe wurb er für ſeinen Sohn, bey Philipp III, um die Infantinn Anna Maria an, die aber zu einer würdigeren Verbindung beſtimmt, hernach den König von Frankreich, Ludwig XIII, heurathete.

Als man in dem Aethiopiſchen geheimen Rathe berathſchlagete, ob man die **Catholiſche Religion** annehmen wollte, und die Meynungen getheilet waren, ſtund einer von den Großen auf, und ſagte zu dem Monarchen: „erwarten Sie nicht, daß die Stimmen ſich über eine dergleichen Materie vereinigen werden; wenn Ihnen die Sache billig ſcheint, ſo thun Sie das, was Sie thun wollen, geſchwind. Schicket Ihnen der König von Spanien die verlangte Hülfe, ſo ſtehe ich dafür, daß binnen Jahres-Zeit ganz Abißinien zu der Römiſchen Kirche übertreten wird.„ An ſtatt der Truppen aber ſchickte man nach Abißinien nur **Mißionnaire**, bey derer Ankunft das **Mißvergnügen** vermehret, die Anzahl der Neubekehrten aber nicht größer wurde. Da

der

der Kaiſer endlich ſein Reich in Feuer und Flammen ſah, gab er dem Bitten ſeiner Unterthanen nach, und ſchenkte ihnen ihre Ceremonien, und Religionsgebräuche wieder.

Kaum hatte man aufgehöret, die Aethiopier zu plagen, als ſie ihrerſeits zu verfolgen anfiengen. Man klagte die Jeſuiten vor dem Gerichtstribunale als Störer der öffentlichen Ruhe an, die in den Familien Uneinigkeit angerichtet, und einen Aufſtand im Reiche geprediget hätten. Die meiſten wurden aus Aethiopien gejaget; und die, welche ihre Heerde nicht verlaſſen wollten, mußten allerhand Todesſtrafen ausſtehen. Die Verſuche, die man ſeitdem gemachet hat, die Römiſche Religion bey den Abißiniern wieder einzuführen, ſind nicht glücklicher abgelaufen: blos der Name der Jeſuiten, oder Mißionnaire, iſt alleine hinlänglich, das allezeit fertige Volk, und inſonderheit die Mönche, aufrühriſch zu machen; es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß man ſie jemalen zur Catholiſchen Kirche, von der ſie ſich gegen die Mitte des ſechſten Jahrhundertes trenneten, um den Griechiſchen Kirchengebrauch anzunehmen, zurückbringen werde. Dieß war eine der Folgen der Ketzereyen des Eutyches; und ob

ſie ſchon dieſen Ketzer nicht als den Stifter ihrer Secte erkennen, ſo glauben ſie doch, wie er, nur eine Natur in Chriſto. Es iſt wahr, ſie ſuchen ihre Meynung durch gelindere Auslegungen, und Verbeſſerungen, zu mildern, welche die Frage in einen Wortſtreit verwandeln könnten. Sie ſehen die heilige Schrift als die vornehmſte Regel ihres Glaubens und Lebens an, und verehren beſonders das Evangelium. Die Andächtigen laſſen es auf pergamentne Streifen abſchreiben, die ſie um die Aerme gewickelt tragen. Sie eignen den dreyen erſten allgemeinen Kirchenverſammelungen eben das Anſehen zu, als der heiligen Schrift; ſie verwünſchen aber die Chalcedoniſche, welche die Lehre des Eutyches verdammete, und verabſcheuen das Andenken des Römiſchen Biſchofs Leo, des Kaiſers Marcianus, und ſeiner Gemahlinn Pulcheria, welche alle der Lehre von den beyden Naturen in Chriſto beypflichteten.

Dieſes iſt es mehrentheils, was ich beym Nachleſen, in Anſehung der Aethiopiſchen geiſtlichen und weltlichen Geſchichte, gefunden habe: ich will dieſem aber noch einige Umſtände von unſerer Reiſe beyfügen. Wir ließen zu unſerer Rechten die Küſte Ajan, und das

Königs

Königreich **Adel**, ſonſt Zeila, von dem Namen der Hauptſtadt alſo genennet; zur Linken aber, die Stadt **Jubo**, und die **Maracates**. Letztere Völker nehmen ein großes Stücke Landes ein, woher man nichts als Sclaven bekommt. Einer von ihnen, der in unſerm Gefolge war, verſicherte uns, daß man in ſeinem Lande den Mägdgen, ſo bald ſie gebohren werden, die Schaamtheile zunähe, und niemand dürfe ſich unterſtehen ſie aufzutrennen, als ihre Männer. Allein, ſo ſehr auch dieſe Barbarn für die Keuſchheit des weiblichen Geſchlechtes Sorge tragen, ſo ſind ſie dennoch betrügeriſch, heimtückiſch, boshaft, und grauſam. Dieſes Land iſt voll von Löwen, Elephanten, und Tygern. Man findet daſelbſt auch Affen, die ſo groß ſind, wie ein Menſch; und Schlangen, von der Dicke eines Affen. Ein anderer Sclave von **Mono-Emugi**, in der Nachbarſchaft der Maracates, erzählete uns, daß wenn in ſeinem Vaterlande ein Knabe das ſiebende Jahr erreichet habe, man ihm ein Stück Erde auf ſeinen Kopf drücke, in Forme einer flachen Mütze. So wie ſie trocken wird, und das Kind wächſt, ſo leget man friſche Erde auf die erſte; und dieſe Mütze wiegt zuweilen acht bis zehn Pfunde. Man

darf

darf ſie nicht abnehmen, weder Tag noch Nacht, ſo lange bis man nicht einen Menſchen in der Schlacht erleget, oder ein wildes Thier auf der Jagd getödet hat. Dergleichen außerordentliche, unglaubliche, lächerliche Gebräuche, erforderten freylich ſicherere Bürgen, als Sclaven: dennoch glauben ihnen die Portugieſen, und erzählen es als Wahrheiten.

Wir kamen zu den Abißiniern durch die mittäglichen Provinzen, welche, ſo wie die übrigen im ganzen Reiche den Namen als Königreiche führen; ohne Zweifel, weil ſie in vorigen Zeiten von beſonderen Königen beherrſchet wurden. Es iſt wie in Spanien, wo die Provinzen, unerachtet ſie ſeit langer Zeit einem einzigen Herrn unterworfen ſind, ihre alten Titel beybehalten haben. In Aethiopien zählt man ſolcher mehr als dreyßig, davon einige nur zinsbar ſind, die anderen aber von dem Kaiſer uneingeſchränkt beherrſchet werden. Unter den letzteren ſind die vorzüglichſten, Amhara, Bagemder, Cambat, Damot, Tigré, Dembea, Gojam, Enarea, Semen, ein Theil von Shoa, und einige andere weniger bedeutende. Dieſe Länder machen allerdings den beſten Theil von Abißinien, aber kaum die Hälfte von ſeinem ehemaligen Um-

fange aus. Die Türken, und Araber, haben viele Provinzen weggenommen: erſtere, auf der Seite von Egypten; die anderen nach dem Arabiſchen Meere zu; letztere haben ſich auch aller Seehäven bemächtiget. Die Galaner, nebſt anderen Wilden, haben ſich die ſüdlichen und weſtlichen Gegenden zugeeignet. Unerachtet aller dieſer Einbuße, iſt das Aethiopiſche Reich zweymal ſo groß, als Frankreich.

Die Galaner, von denen ich geſaget habe, kommen urſprünglich von den öſtlichen Küſten von Africa, und von den benachbarten Gegenden des Indianiſchen Meeres her: andere ſagen, ſie ſtammeten von alten Aethiopiſchen Sclaven ab, welche, nachdem ſie von ihren Herren wären übel gehalten worden, die Flucht ergriffen, ſich mit anderen Herumläufern in dem Königreiche Balli zuſammen rottiret, und verſchiedene Völkerſchaften lüderlichen Geſindels errichtet hätten. Gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhundertes fiengen ſie an, furchtbar zu werden. Ihre erſten glücklichen Unternehmungen machten ihnen Muth: ſie bemächtigten ſich nach und nach zehn oder zwölf Provinzen; und ſie würden ihre Eroberungen noch weiter getrieben haben, wenn ihre innerliche Uneinigkeiten ſie nicht verhindert

hätten.

hätten. Ihre Streifereyen geſchahen niemals anders, als daß ſie alle Oerter, wo ſie hinkamen, verwüſteten, und alle Menſchen, die ſie auf ihrem Wege antrafen, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, unbarmherziger Weiſe umbrachten.

Heut zu Tage ſind dieſe Völker in verſchiedene Stämme abgetheilet, und machen zwey Haupt-Nationen aus, welche faſt den ganzen mittäglichen Theil von Abißinien, von Morgen gegen Abend, wie in einem halben Zirkel, umfaſſen. Sie wählen aller acht Jahre einen General, welcher den Titel eines Königs führet, und dem die Häupter der verſchiedenen Stämme gehorchen. Alles, was man von ihm verlanget, iſt, daß er die Kriegsleute der Nation verſammeln, und ſie wider die Abißinier, mit welchen dieſes lüderliche Volk beſtändig im Handgemenge iſt, anführen muß. Der itzt regirende Kaiſer hat ſie in verſchiedenen Feldzügen geſchlagen: dieſes hat ſie ſo ſchüchtern gemachet, daß, ſo bald eine Aethiopiſche Armee ſich itzt im Felde ſehen läßt, ſie nach den unüberſteiglichen Gebirgen flüchten, wo ſie denen, die ſich unterſtehen ſie anzugreifen, ihr Leben theuer verkaufen. Ehedem waren dieſe Kriege ſehr blutig, und

eine groſse Menge braver Leute büßeten alle Tage ihr Leben dabey ein, weil die Galaner ihre Waffen vergiften. Allein die Aethiopier, über dieſen groſsen Verluſt untröſtbar, haben neuerer Zeit ein ſicheres Mittel ausfündig gemacht, die Wirkung des Giftes zu verhindern. Sie machen ein Pflaſter von Sande, in Urine aufgelöſet, und legen es auf die Wunde, welches den Gift auszieht, und den Kranken heilet.

In denen Gaſtgeboten, welche die Galaner geben, ſetzen ſie das beſte Gerichte in die Mitten auf die Tafel; und dieſes darf niemand anrühren, als wer ſich eidlich anheiſchig gemacht hat, ein gefährliches Unternehmen auszuführen. Keinen, als den Tapferſten unter ihnen, iſt erlaubt, ſich die Haare abzuſchneiden; und dieſes Recht erwirbt man nur durch ausnehmende Thaten von Heldenmuthe. Sie führen keine andere Waffen, als Wurfſpieße, und groſse Knittel, die unten gebrennt ſind: ihre Schilde ſind von Büffels-Haut. Der Krieg iſt ihre einzige Handthierung; alle Künſte ſind ihnen unbekannt. Sie verachten die Feldarbeit, und laſſen die ſchönen Ländereyen, die ſie beſitzen, ungebauet: ſie befleißigen ſich auf nichts, als nur ihre Heerden zu

erhal-

erhalten, die ihnen Nahrung und Kleider geben. Sie eſſen das Fleiſch roh, und trinken nichts, als Waſſer, und Milch. Wenn ſie eine Kuh ſchlachten, ſo ſammeln ſie das Blut, und beſtreichen ſich einen Theil des Leibes damit. Die Gedärme des Thieres dienen ihnen zu Halsbändern, und Leibgürteln; und wenn ſie ſolche eine Zeitlang getragen haben, geben ſie ſie auf eine ſehr galante Art ihren Weibern zu eſſen. So lange ſie Soldaten ſind, nehmen ſie es in ihren Liebesangelegenheiten nicht genau; ſie begnügen ſich mit dem erſten Gegenſtande, der ihnen vorkommt, und verlaſſen ihn, ſo bald ſie befriediget ſind. Die daher erzeugten Kinder beſchäfftigen ſie noch weniger; ſie ſetzen ſie in die Hölzer, und laſſen ſie liegen. Wenn ſie aber nicht mehr in Dienſten ſind, halten ſie ſich zu ihren Weibern, leben mit ihnen, und ſorgen für die von ihnen gebohrnen Kinder.

Die Galaner haben die **Beſchneidung** im Gebrauche, wie die anderen Aethiopiſchen Völker, ohne ſie als eine heilige Handlung anzuſehen; denn ſie haben **keine Religion**, unerachtet ſie ein höchſtes Weſen erkennen. Wenn ſie eine Sache bekräftigen, und das, was ſie verſprechen, unverbrüchlich zu halten

beſchwören wollen, ſo führen ſie, in Gegenwart von Zeugen, ein mit Butter beſtrichenes Schaaf herbey, und legen einen Eid auf des Thieres Kopfe ab. Man behauptet, daß ſie niemals ihr auf dieſe Art gegebenes Wort brechen.

Die Art und Weiſe, wie der König der Galaner, ſagt man, die **Fremden** empfängt, muß ihrer keine große Anzahl an ſeinen Hof ziehen. Es gehöret zum Ceremonielle, daß man ihnen Stockſchläge giebt, um ihnen zu zeigen, daß keine beherztere Nation ſey, als die Galaner, und daß jedermann ſich vor ihnen demüthigen müſſe. Dieſe liebreiche Aufnahme geſchieht auf folgende Art. Der König befindet ſich in einer großen Hütte, wo er von ſeinen Weibern, und Heerden umgeben iſt. Seine Hofbedienten ſtehen längſt an den Wänden, und haben größere oder kleinere Prügel in der Hand, nach Beſchaffenheit des Ranges, und der Würde des Fremden. So bald dieſer hervorkommt, wird er von einem Hagel von Schlägen überfallen, daß er laut zu ſchreyen anfangen muß. Die Bedienten nähern ſich ihm alsdenn ſehr ehrerbietig, und bewillkommen ihn. Ich habe dieſes von einem Mißionnaire, der aus Eifer, das Seelenheyl

dieſer

dieſer Leute zu befördern, und ſie zu bekehren, welches aber nicht erfolgte, ſich dieſer demüthigenden Ceremonie ſelbſt ausgeſetzet hatte.

Wir durchreiſeten verſchiedene Provinzen von Abißinien, ohne eine einzige Stadt anzutreffen; aber deſto mehr **Klöſter** fanden wir; denn ich weiß kein Land, wo ſo viele **Mönche** wären. Dieſe ſind im vierten Jahrhunderte aus Egypten dahin gekommen, und haben ſich ſo erſtaunend vermehret, daß man ihrer itzt über hunderttauſend zählet, davon die meiſten im Ueberfluſſe und Müßiggange leben. Es iſt dieſes eine deſto größere Laſt für den Staat, da ſie keine Abgaben bezahlen, und niemals Kriegsdienſte thun, es ſey denn bey Religionsunruhen, wenn der Geiſt eingebildeter Eingebungen, und der Empörung, ſie wider ihren Landesherrn bewaffnet, wie in Frankreich. Sie haben eine große Gewalt über das Volk, und mißbrauchen ſie mehrentheils. Einer von den Vorgängern des itzt regirenden Kaiſers ſah ſich genöthiget, ſiebentauſend von ihnen von der Höhe eines Berges herabſtürzen zu laſſen. Es iſt keine Gewaltthätigkeit, die ſie nicht ausgeübet haben, um die Vereinigung ihrer Kirche mit der Römiſchen zu verhindern.

Man zeigte mir vor einiger Zeit in einem Kloſter einen Calender, worinnen die Namen und Wunderwerke derer erſten Einſiedler, die ſich in Aethiopien niedergelaſſen haben, aufbehalten ſind. Arajawi, ein Schůler des heil. Pacosmus, ſteht vorne an. Durch ſein Gebeth tödete er einen entſetzlichen Drachen, welcher Menſchen und Vieh fraß. Pantaleon ließ einen Toden reden, ohne ihn zu erwecken. Garima verwandelte Kőrner, die ein Ackersmann erſt ausgeſäet hatte, in reife Aehren. Die Felſen wichen aus Ehrerbietung vor ihm zurůck, daß er ungehindert vorůber gehen konnte. Der Abt Euſtates gieng auf ſeinem Mantel ůber das Meer. Baſſarion gieng auf den Wellen, ohne ſich naß zu machen. Der Abt Libanos ließ Waſſer aus einem Felſen ſpringen. Samuel, und Abanca, ritten auf Lőwen. Der Einſiedler Lucas ſchlug ſich mit dem Teufel, und aß wőchentlich nur einmal. Ein anderer, der vermuthlich nicht ſo måſig war, machte, daß die Tauben gebraten auf ſeinen Tiſch flogen. Alle dieſe Wunderwerke ſind in Geſängen aufbehalten, welche in der Kirche geſungen werden; und die andåchtigen Abißinier finden ſie weder låcherlich, noch unvernůnftig.

Unter den Aethiopiſchen Ordensgeiſtlichen ſind einige, die unter einem General-Superior ſtehen, deſſen Amt iſt, die Klöſter zu beſuchen, gute Ordnung darinnen handzuhaben, und die lůderlichen, ungehorſamen, und widerſpånſtigen Mönche zu beſtrafen. Andere ſtehen wie kleinen Republiken vor, die unter ſich nicht die geringſte Gemeinſchaft haben, und derer jede von einem beſondern Abte regiret wird. Alle dieſe Mönche haben mit den Europåiſchen wenige Aehnlichkeit: das Kreuz, und das Scapulir, ſind faſt die einzigen Zeichen, die ſie von den Weltlichen unterſcheiden. Ihre Klöſter ſind nicht, wie die unſerigen, Gebåude, die mit hohen Mauern umgeben ſind, ſondern vielmehr Dörfer, oder Kirchſpiele, wo jeder Mönch ſeine Zelle, ſo wie ein Privatmann ſein Haus, hat, welche auf eine ziemlich große Weite von der andern entfernet ſteht. An Feſttagen verſammeln ſie ſich in einer gemeinſchaftlichen Kirche, und alle Tage ſagen ſie in ihren Einſiedeleyen eine gewiſſe Anzahl Pſalmen, und Gebethe, her. Uebrigens ſteht ihnen frey, ohne Urlaub auszugehen, und wieder zu kommen, wenn es ihnen gefållt, diejenige Zeit ausgenommen, welche zu dieſen andåchtigen Uebungen beſtimmet iſt. Sie haben ſich noch

nicht einfallen laſſen, wie die unſerigen, ihre Faulheit mit dem Mantel der Demuth zu bedecken, oder ſich als ein Verdienſt anzurechnen, ihren Unterhalt, den ſie durch Arbeit erhalten können, zu erbetteln. Ein jeder von ihnen bauet das Stück Landes, das ihm angewieſen iſt, und wendet den Ertrag ſeines Feldes an, wozu er will, ohne dem Superior Rechenſchaft zu geben. Sie ſpeiſen nicht gemeinſchaftlich; und da ſie verbunden ſind, ihr Eſſen ſelbſt zuzubereiten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß ihre Mahlzeiten ungemein mäſig ſind. Etliche Früchte, etliche Gartengewächſe, wenige Fiſche, die ſie ſelbſt fangen, ſind ihre beſten Gerichte, und Waſſer iſt ihr einiges Getränke; und dennoch erlauben ſie ſich dieſe ſo einfachen, ſo groben Speiſen nicht mehr, als einmal des Tages. Zur Faſtenzeit, welche ſehr lang iſt, und ſehr oft vorkommt, bringen ſie zuweilen acht und vierzig Stunden hin, ohne zu eſſen.

Die **Anzahl** der Klöſter in Abißinien iſt ſo erſtaunend groß, und ſie liegen ſo nahe bey einander, daß, wenn in der einen Kirche geſungen wird, man es in der nächſt gelegenen hören kann. Wahr iſt es, die **Muſik** im Chore macht einen entſetzlichen Lärmen. Die

Stim-

Stimmen, die Inſtrumente, die Trommeln, ſchallen ſehr weit; und die Herumſtehenden, um den Tact zu ſchlagen, ſtampfen mit dem Fuße, oder mit ihrem Pilgrims-Stabe, auf die Erde, und vermehren den Uebelklang dieſes Lärmens. Hierzu kommt noch, daß jedes Kloſter zwey Kirchen hat, eine für die Mannsperſonen, die andere, wo nur das weibliche Geſchlecht hineingehen darf. Der Gottesdienſt iſt in beyden gleich, ausgenommen, daß letztere keine Trommeln bey ihrer Muſik haben. Von dieſen Klöſtern giebt es einige, wo man verheurathete Mannsperſonen leidet; ja es iſt dieſen ſo gar erlaubet, ihre Kinder zu dem Mönchsleben daſelbſt aufzuziehen, und Garten, und Zelle, mit ihnen zu theilen. Diejenigen, welche ſich dem Eheloſen Stande gewidmet haben, und ihrem Orden hernach entſagen, um zu heurathen, werden als Ehrenlos angeſehen; und ihre Kinder können nicht in den geiſtlichen Stand treten. Die Mönche dürfen weltliche Aemter verwalten; ſie können Geſandten abgeben, ja ſo gar in den Städten, und Provinzen, Commendanten werden.

Ehedem waren die Klöſter in Abißinien wegen der Größe ihrer Gebäude nicht weniger

berühmt, als wegen der Menge der Mönche. Inſonderheit bewunderte man das Kloſter des Abtes Euſtates, das in dem Königreiche Tigré auf einem ſehr hohen Berge lag, und von einem dicken Walde umgeben war. Die Kirche hatte hundert Fuß in der Länge, und ſiebenzig in der Breite. Um ſie herum lagen die Zellen der Mönche, zwölftauſend an der Zahl; und weiter davon, auf dem Felde, waren andere Mönche in noch größerer Anzahl zerſtreuet, welche neunzig Communitäten ausmachten, die von der großen abhiengen, unter einem Abte ſtunden, und eine jede ihre eigene Kirche hatte. Daſelbſt war es, wo der General des Ordens wohnete, der einen anſehnlichen Rang in dem Reiche hatte. Wenn er ſeiner Angelegenheiten wegen nach Hofe reiſete, wurde er von hundert und funfzig Mönchen begleitet, die auf Maulthieren ritten, und große, fliegende Röcke anhatten, wodurch dieſer Zug ein majeſtätiſches Anſehen bekam. Dieſes berühmte Kloſter hat die Wuth eben der Galaner, die ſo grauſam in Aethiopien gehauſet haben, weit härter, als andere, empfunden. Von der großen Anzahl Kirchen, und Zellen, iſt heutiges Tages nichts übrig, als einige traurige Hütten, wo man nicht die

geringſte Spur von dem ehemaligen Glanze der Mönche wahrnimmt.

Die Neigung zum **Einſiedler-** und **Kloſterleben** iſt in Abiſzinien ziemlich allgemein. Man ſieht Leute, welche für verſtändig gehalten werden, die ſich auf die entſetzlichſten Berge, auf abgelegene Thürme, oder in die Höhle eines Felſen begeben, um in dieſen fürchterlichen Wohnungen ein, nach ihrer Sprache, nachdenkendes Leben zu führen. Die Hochachtung, welche der Pöbel für dieſe ſonderbaren Leute hat, trägt vieles bey, daß ſie ſich häufen. Man hat ſelbſt Kaiſer geſehen, welche dieſe Einſiedler mit ihrem Beſuche beehret haben; auch iſt es nicht lange, daß man in einiger Entfernung von der alten Stadt Axuma, der ehemaligen Hauptſtadt von Aethiopien, welche heutiges Tages ein bloſes Dorf iſt, noch einen alten Thurm zeigte, wo der Abt Pantaleon ſich eingeſperret hatte, um ſich den Bußübungen, und dem eingezogenen Leben, mit mehrerer Freyheit zu überlaſſen.

Die **Glaubenslehren**, und die **Kirchenzucht** in Abiſzinien ſind ohngefähr ſo, wie in der **Griechiſchen Kirche**. Man empfängt das **Abendmahl** unter **beyderley** Geſtalt, und glaubt an die leibhafte Gegenwart

genwart Chriſti bey demſelben. Auch die Ohrenbeichte iſt eingeführet, ſie iſt aber mit nicht ſo vielen Umſtänden verknüpfet, wie bey uns: ja ihr Gebrauch erſtreckt ſich nicht einmal durch das ganze Reich. Man beichtet nur in allgemeinen Ausdrücken; und verlangt der Prieſter genauern Unterricht, ſo iſt man nicht ſchuldig mehrere, als drey Hauptſünden anzugeben, nämlich Mord, Ehebruch, oder Diebſtahl. Man geht nicht leicht vor dem fünf und zwanzigſten Jahre zur Beichte; denn bis dahin wird man angeſehen, als habe man in der Unſchuld gelebet. Zuweilen geſchieht die Beichte öffentlich, ſo gar bey geheimen Vergehungen; und der Sünder wird in der Kirche gepeitſchet. Die Aethiopiſchen Prieſter machen ſich kein Gewiſſen, die ihnen vertraueten Sünden zu entdecken, man ſagt ihnen aber auch nichts, als was man jedermann will wiſſen laſſen. Ehe der Beichtende losgeſprochen wird, ſchlägt ihn der Prieſter ganz gelinde mit einem Stäbgen; und die Losſprechungs-Formul klingt folgendermaſen: „Es seyn Euch Euere Fehler erlaſſen nach dem Ausſpruche Jeſu Chriſti, des heil. Petri, des heil. Pauli, und der dreyhundert und achtzehn Biſchöfe der Nicäniſchen Kirchenverſammelung,

melung, welche in der Glaubenslehre nicht geirret haben.„ Es haben ſich Patriarchen gefunden, welche die Ohrenbeichte haben abſchaffen, und eine andere Weiſe einführen wollen, den Sünder mit Gotte zu verſöhnen. Eine der ſonderbareſten iſt die mit dem **Räucherfaſſe.** Ein Prieſter gieng in der Kirche herum, und verbrennte allerhand Gewürze; das Volk aber, das den Rauch an ſich zog, ſchrie laut: „ich habe geſündiget, ich habe geſündiget.„ Der Prieſter ertheilte hierauf eine allgemeine Erlaſſung der Sünden, und die Anweſenden waren losgeſprochen.

Die **Verehrung**, welche die Abißinier der Jungfrau **Maria** erweiſen, geht bis zur Anbetung. Wenn die Portugieſiſchen Jeſuiten ſie haben wollen zu der rechten Andacht zurückführen, hat man ſie als Feinde der Mutter Gottes angeſehen. Man feyert ihr zu Ehren jährlich zwey und dreyßig **Feſte**; und der ein und zwanzigſte Tag jedes Monats iſt ihr noch beſonders gewidmet. Eben dieſe Völker bitten für die Verſtorbenen, und glauben doch kein **Fegefeuer.** Sie erkennen nur zweyerley Oerter nach dieſem Leben, das Paradis für die Auserwählten, und die Hölle für die Verdammten; und dennoch glauben ſie durch=

durchgehends, daß die Frommen erſt nach der allgemeinen Auferſtehung in den Himmel werden aufgenommen werden. Daß die Aethiopier die **Beſchneidung** eingeführet haben, ſo wie viele Völker in Africa, geſchieht nicht ſo wohl, ſagt man, weil es im Geſetze geboten iſt, ſondern als eine alte Gewohnheit, die zur Reinlichkeit, zur Geſundheit, und zur Bevölkerung beyträgt, und, ſo zu ſagen, nichts mit der Religion gemein hat. Man verrichtet ſie ohne Feyerlichkeit, und blos durch Beyhülfe einer Frau. Die Feyer des **Sabbaths**, und die **Enthaltung** von den in dem alten Teſtamente verbotenen **Speiſen**, ſind zwey Gebräuche, welche die Abißinier von dem Jüdiſchen Gottesdienſte beybehalten haben. Es wird aber der Sabbath bey ihnen nur für ein Chriſtliches Feſt gehalten, das ſie mit Andachtsübungen zubringen; und gewiſſer Speiſen enthalten ſie ſich auch, mehr weil ſie ſie nicht lieben, als aus Aberglauben. Wenn man ſie fragt, warum ſie kein Schweinefleiſch eſſen? geben ſie zur Antwort: „aus Ekel, ſo wie ihr ihn habet, vor dem Fleiſche der Hunde, Katzen, Eſel, Mauleſel, und Pferde. Der natürliche Abſcheu alleine hält uns ab, ſo wie euch der Abſcheu vor Ratten und Mäuſen,

welche

welche zu eſſen kein Kirchengeſetz unterſaget. „

Die Aethiopiſche **Bibel** enthält eben die Bücher, wie die unſerige: es findet ſich nur ein kleiner Unterſchied in ihrer Eintheilung, und in den Titeln. Eine alte Sammelung von Verordnungen, die den Apoſteln zugeſchrieben werden, ſind unter die Canoniſchen Bücher geſetzet. Das, was man den **Glauben der Kirchenväter** nennet, iſt eine Anzahl von Homilien des heil. Athanaſius, Baſilius, Johannes Chryſoſtomus, u. a. Ueber dieſes hat man die Lebensbeſchreibungen der Märtrer, der Heiligen, myſtiſche Tractate, Catechiſmos, Gebethbücher, u. ſ. f. Man hat mir einen Artikel des Aethiopiſchen **Catechiſmus** gezeiget, von dem Geheimniſſe der Dreyeinigkeit, in Fragen und Antwort folgendergeſtalt abgefaſſet:

Fr. Gieb mir ein Gleichniß, um das Daſeyn dreyer Perſonen in einem einzigen Gotte begreiflicher zu machen.

Antw. Obgleich die Sonne an ſich ſelbſt nur eines iſt, ſo hat ſie doch drey Eigenſchaften, die Runde, das Licht, und die Wärme. Eben ſo glauben wir an einen einzigen Gott, und daß in ihm drey

Perſonen beſtehen, der Vater, der Sohn, und der heil. Geiſt, welche einander in aller Abſicht gleich ſind.

Die Abißinier haben **Kirchengeſetze**, welche ſie denen vom Nicäniſchen Concilium noch beyfügen. Das merkwürdigſte darunter iſt das, welches ihnen nicht mehr, als einen **Biſchof** zu haben, verſtattet; und auch dieſer muß von fremder Herkunft, und von dem **Patriarchen zu Alexandria**, dem er auf eine knechtiſche Art unterworfen iſt, ernennet, und geweihet ſeyn. Der Patriarch kann ihn nach Gutbefinden abſetzen, ohne ein Conſiſtorium darüber zu verſammeln; eine Gewalt, welche der Papſt ſelbſt über unſere Biſchöfe nicht hat. Das Anſehen dieſes **höchſten Prieſters** in Aethiopien iſt ſo eingeſchränkt, daß ihm nicht einmal erlaubt iſt, die biſchöfliche Würde zu ertheilen. Verſchiedene Portugieſiſche Jeſuiten haben dieſe Stelle nach und nach bekleidet. Man giebt dieſem Prälaten den Namen **Abuna**, das heißt, unſer Vater; er ſelbſt aber bedienet ſich des Titels, und der Würde eines **Patriarchen**. An ſtatt ſeine Schaafe zu kennen, oder von ihnen gekennet zu ſeyn, ſo weiß er öfters nicht einmal die Sprache des Landes, deſſen Hirte er

iſt. Zuweilen iſt er auch eben ſo ungeſchickt, ſeine Völker zu unterrichten, als er unfähig iſt, die Verrichtungen ſeines Amtes auszuüben. Es geſchieht auch wohl, daß ein Abuna von dem Alexandriniſchen Patriarchen den Abißiniern geſchickt wird, der noch in keinen Orden aufgenommen iſt. Oftmals iſt er ein bloſer Layenbruder, den man aus der Dunkelheit ſeines Kloſters herauszieht, um ihn auf den patriarchaliſchen Thron zu erheben. Die Aethiopiſche Geſchichte erwähnet eines dieſer Prälaten, der wegen ſeiner Grobheit, und Unwiſſenheit, in ſolche Verachtung kam, daß er von ſeinem biſchöflichen Sitze verjaget, und genöthiget wurde, ſein Brod in einer Mühle zu verdienen, wo er aus einem Biſchofe ein Müller wurde. Sein Nachfolger war eben ſo ungeſchickt; daher die Hofleute ſagten; „hier iſt noch einer, den man wird in die Mühle ſchicken müſſen.„ Der Abuna genießt verſchiedener Güther, wovon er anſehnliche Einkünfte zieht. Dieſe Güther ſind frey von Abgaben; auch ſammelt man jährlich eine Beyſteuer von Salze, und Leinwande, für ihn ein.

Die erſte geiſtliche Würde in Aethiopien, nach dem Patriarchen, bekleidet der Komos. Es iſt dieſes der Name, den man dem Prieſter

giebt, welcher das Weltliche bey jeder Kirche zu beſorgen hat. Das Prieſterthum, das Diaconat, und Unterdiaconat, ſind die einzigen Aemter für Geiſtliche, welche bey den Abißiniern bekannt ſind. Der Geiſtlichkeit räumen ſie keine beſonderen Freyheiten ein: ſelbige iſt nicht nur der weltlichen Obrigkeit in allen civil- und peinlichen Rechtsfällen unterworfen, ſondern ihre Gewalt in geiſtlichen Dingen hat auch verſchiedene Einſchränkungen erlitten. Die Kaiſer eignen ſich heutiges Tages das Recht zu, die Verſammelungen der Geiſtlichen anzuordnen, die Glaubenslehren vorzuſchreiben, und ſie den Geiſtlichen zur Unterſchrift vorzulegen. Die Prieſter können ſich verheurathen; büßen ſie aber ihre Frau ein, ſo dürfen ſie keine andere nehmen. Ihre Pfründen ſind erblich, und kommen auf die Kinder. Die meiſten ſind ſehr arm, die Weiber aber deſto fruchtbarer, ſo daß ſie ſich gemeiniglich mit einer Menge Kinder überhäufet ſehen, die von dem bloſen Einkommen des Altares nicht unterhalten werden können. Sie müſſen alſo ihre Zuflucht zu ihrer Hände Arbeit nehmen. Mehrentheils pachten ſie Ländereyen, und verdienen ihr Brod mit Wartung der Vieh-Heerden. Halb Prieſter, halb Bauern,

ern, kann man ſie an nichts als an einem klei-
nen Kreuz erkennen, welches ſie das Volk küſ-
ſen laſſen. Uebrigens haben ſie keine Tonſur, tragen auch keine geiſtliche Kleidung, und nichts, das ſie von weltlichen Perſonen unterſcheiden könnte. Lediglich durch Auflegung der Hände, und durch Ausſprechung einiger Worte, welche der Patriarche oftmals ſelbſt nicht verſtehet, weihet dieſer Prälat ſie zum Prieſterthume ein. Daher auch manche einſichtliche Perſonen die Gültigkeit ſolcher Ordinationen in Zweifel ziehen. Der Patriarche lieſt den Anfang des Evangelii St. Johannis über dem Kopfe derjenigen her, die er zu Prieſtern einweihet; und mit einem eiſern Kreuze, das ſieben bis acht Pfund wiegt, ertheilt er ihnen den Segen. Bey den Diaconis begnügt er ſich, ſie nur einzuſegnen, ohne das Evangelium zu leſen. Es geſchehen Ordinationen, wo zehntauſend Prieſter, und ſechstauſend Diaconi auf einmal geweihet werden. Die regulaire, und die weltliche Geiſtlichkeit macht mehr als den fünften Theil dieſes großen Reiches aus.

Nichts kommt der Ehrerbietung bey, welche dieſe Völker für ihre Kirchen haben. So bald ſie ſolche vom weiten erblicken, ſteigen

ſie vom Pferde, und ſetzen ſich nicht eher wieder auf, bis ſie ſie völlig aus dem Geſichte verloren haben. Sie glaubten, ſie zu verunheiligen, wenn ſie mit Schuhen darinnen erſchienen, oder auf den Fußboden ſpuckten. Der Eingang iſt nicht allein denen Weibern, die in ihrer critiſchen Zeit ſind, unterſaget, ſondern auch allen Männern, welche die Nacht vorher ſich ihres ehelichen Rechts bedienet haben. Dieſe **Kirchen** ſind niedrig, dunkel, von Erde und Kieſelſteinen gebauet, mit Strohe oder Rohre gedecket, mit einem Worte, ſehr **armſelig**, und die Bauart ungemein ſchlecht. Man hält ſich ſtehend darinnen, und lehnt ſich auf ein paar Stöcke, die man an der Thüre nimt, und wie Kricken ausſehen. Wer mit dieſem Auflehnen nicht zufrieden iſt, kann ſich auf die Erde ſetzen; damit aber niemand dieſe Erlaubniß mißbrauche, ſo warnet ſie ein Diaconus von Zeit zu Zeit, und ruft mit lauter Stimme, „daß alle die, welche ſitzen, aufſtehen ſollen.„ Man ſieht in den Kirchen **keine Figur** von Steine, oder Metalle, nicht einmal die Vorſtellung eines Crucifixes. Die großen Hauptkirchen, wie der Griechen ihre, ſind in **drey Theile** abgeſondert; der Eingang, wo diejenigen Perſonen, denen etwas fehlet, ſtehen

bleiben

bleiben müſſen; das Schiff, wo die Layen ſind; und das Chor, wo die Prieſter alleine hingehen dürfen. Der Kaiſer, und die Vornehmſten des Landes, weil ſie nicht unter den Pöbel gemenget ſeyn wollten, ließen ſich zu Diaconis, und Unterdiaconis weihen, um den Zutritt in das Chor zu haben. Dieſes iſt ohne Zweifel eine von denen Urſachen, warum man geglaubet hat, daß der Souverain von Aethiopien in den geiſtlichen Stand träte, und der **Prieſter Johann** genennet würde. Andere meynen, dieſe Fürſten würden deswegen alſo genennet, weil ſie aus der Familie Davids ſind, und der erſte ihres Geſchlechtes ein Sohn Salomonis war, unerachtet er weder Prieſter, noch Chriſte war.

Die **Taufhandlung** geſchieht in Aethiopien durch das Eintauchen; und dieſes wird dreymal wiederholet. Iſt das Kind zu ſchwach, es auszuhalten, ſo wird es dreymal beſprenget. Im erſten Falle taucht man ein Drittel des Körpers vom Kinde in das Waſſer, und ſaget: ich taufe dich im Namen des Vaters; zwey Drittel, im Namen des Sohnes; und den ganzen Körper, im Namen des heil. Geiſtes. Auf gleiche Weiſe verfähret man, wenn das Kind beſprenget wird. Iſt

es ein Knäblein, ſo wird es den vierzigſten Tag nach der Geburt getauft, ein Mägdlein aber den achtzigſten. Zu gleicher Zeit reichet man ihnen das heil. Abendmahl, und giebt ihnen theils das in den Kelch getunkte Brod in den Mund, theils legt man ihnen den in den geſegneten Wein getunkten Finger auf die Zunge.

In Anſehung der **Erwachſenen**, derer viele in Aethiopien **getaufet** werden, weil die Götzendiener ſich häufig bekehren, ſo verrichtet der Prieſter, nach vorher geſchehenem Gebethe, verſchiedene **Salbungen** an dem Leibe des Neubekehrten, und legt ihm die Hand auf den Kopf. Dieſer ſtreckt den Arm nach der Abendſeite aus, und entſaget der Sclaverey des Teufels: hernach kehrt er ſich gegen Morgen, und legt ſein Glaubensbekenntniß über alle Artikel der Apoſtoliſchen Glaubenslehre ab. Man wiederholet hierauf die Salbungen; man ſagt neue Gebethe her; und man tauchet den Neubekehrten dreymal in einen Teich, unter Ausſprechung derer Worte, die dieſem Sacramente eigen ſind. Nachher wird er in die Kirche geführet, wo er das heil. Abendmahl empfängt. Am Ende dieſer Handlungen giebt ihm der Prieſter Milch und Honig;

Honig; und, indem er ihm die Hand auf den Kopf leget, ſagt er zu ihm: „Taufkind, gehe hin im Frieden.„ Die Abiſsinier, bey Verrichtung dieſes Sacramentes, fügen verſchiedene Gebräuche hinzu, welche den Jeſuiten glauben machten, es wäre mangelhaft. Dem zu Folge verordneten ſie, daß man den Neubekehrten noch einmal taufe, mit der Formul; „wenn du nicht getaufet biſt, ſo taufe ich dich.„ Die Nation ärgerte ſich über dieſe Neuerung; und dieſes allgemeine Mißvergnügen trug nicht wenig bey, daß die Jeſuiten fortgejaget wurden.

Allein unterdeſſen daß die Abiſsinier wider dieſe Tauf-Formul ſchwürig waren, welche allerdings unnöthig zu ſeyn ſchien, führten ſie eine jährliche Taufe bey ſich ein, welche vom Aberglauben nicht ſo leicht frey zu ſprechen ſeyn dürfte. Sie nennen ſie die Taufe der Erſcheinung Chriſti, weil ſie ſolche alle Jahre an dieſem Feſttage, zum Andenken unſeres Heilandes, anſtellen. Unſer Dolmetſcher hat ſie an dem Hofe des Kaiſers, wo ich Ihnen bey Gelegenheit ſagen muß, daß wir ſeit etlichen Tagen angelanget ſind, feyern geſehen.. „Ich war, ſagte er zu uns, in dem Gefolge des Don Carneyro, welcher von Goa

zu dieſem Fürſten geſendet wurde; der Fürſt aber hatte dazumal ſein Lager in der Gegend der alten Stadt Axuma aufgeſchlagen. Den 4. January ließ uns der Kaiſer ſagen, wir ſollten unſere Zelte an den Ort hinſchaffen, wo er dieſer Ceremonie wegen hatte einen Teich graben laſſen. Als wir dahin kamen, fragte man uns, ob wir wollten getaufet ſeyn? Wir antworteten, wir wären es ſchon; wir würden aber thun, was Ihro Majeſtät uns dieſerhalb vorzuſchreiben geruhen würden. Man ſchlug uns vor, daß, wenn wir nicht in den Teich ſteigen wollten, das Waſſer in unſere Zelte gebracht werden ſollte; und dieſes Mittel nahmen wir an. Schon den Abend vorher verſammelten ſich die Abißiniſchen Prieſter in großer Anzahl, und ſangen die ganze Nacht, um den Teich zu weihen. Der Kaiſer, die Kaiſerinn, und der Patriarche, langten zu Mitternacht an, und wurden zuerſt getaufet. Des andern Tages früh war das Gedränge ſehr groß. Ein alter, ehrlicher Mann, der des Kaiſers Präceptor geweſen war, ſtund in dem Waſſer bis an die Achſeln, und tauchte den Kopf derer, die herzu traten, unter, und ſagte: ich taufe Euch in dem Namen des Vaters, des Sohnes, und des heil.

Geiſtes. Alle waren nackend, und hatten gar nichts zu ihrer Bedeckung an. Der Monarch fragte uns, was wir von dieſem Gebrauche hielten? Wir antworteten, daß die gute Meynung es entſchuldigen könnte; unſere Religion aber erkennete nur eine Taufe. Was aber zu thun, erwiederte der Kaiſer, um diejenigen mit Gotte zu verſöhnen, die unglücklich genug geweſen ſind, ihn zu beleidigen? Wir ſtellten ihm allen den Nutzen vor, den man aus der Buße und Bekehrung zöge; und er geſtund endlich ein, daß die Taufe, die er itzt empfangen hätte, mehr für eine Andachtsübung, als für ein Sacrament zu halten ſey.„

Ich bin, u. ſ. w.

In Aethiopien, den 5. Septemb. 1752.

Der 159 Brief.

Fortſetzung von Abißinien.

Wir waren noch vier Tagereiſen von dem Lager, wo der Kaiſer ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, als er von unſerer Ankunft benachrichtiget wurde. So bald dieſer Monarch

Monarch erfährt, daß ein Geſandter zu ihm abgeſchickt wird, ſendet er ihm dreyßig oder vierzig Mann entgegen, die zu ſeiner Bedeckung dienen. Man überhebt den Geſandten der Mühe, für die Fortſchaffung ſeines Gepäckes zu ſorgen; und von des Fürſten Leuten wird er frey gehalten. Sein Gepäcke wird dem nächſten Herrn des benachbarten Dorfes übergeben. Dieſer händiget es ſeinen Unterthanen ein, welche es in das nächſte Dorf ſchaffen, und ſolchergeſtalt wird es weiter gebracht, bis an den Ort, wo der Kaiſer ſein Hoflager hält. Es war am 9. des itzigen Monats, als wir bey Sr. Majeſtät Audienz hatten. Man kam, und holte uns in unſeren Zelten ab. Nachdem wir durch mehr als zwanzig Zimmer gegangen waren, traten wir in einen Saal, wo der Monarch auf ſeinem Throne ſaß. Dieſer war eine Art von Sopha, mit rothem Damaſte, und Gold gewirkten Blumen, bedecket, und der Thronhimmel war von eben dergleichen Stoffe. Der Fürſt hatte eine ſeidene Weſte an, mit Golde geſtickt, und war mit einer ſehr reichen Scherpe umgürtet. Er gieng unbedecket, und die Haare mit ziemlichen Geſchmacke geflochten. Vorne auf dem Kopfe glänzete ein großer Smaragd,

der

der ihm ein majeſtätiſches Anſehen gab. Die Vornehmen des Hofes ſtunden auf beyden Seiten des Thrones, die Hände kreuzweis über einander gelegt, und beobachteten ein Ehrfurchtsvolles Stillſchweigen.

Der Geſandte machte dem Kaiſer drey tiefe Verbeugungen; und der Fürſt gab ihm ſeine Hand zu küſſen. Es iſt dieſes eine Ehre, die er nur denjenigen erweiſet, die er unterſcheiden will: denn die anderen müſſen vorher dreymal auf die Erde fallen, und ihm die Füſſe küſſen. Don l'Hermes überreichte ihm den Brief ſeines Herrn; und der Kaiſer ließ ſich ihn ſogleich verdolmetſchen. Man brachte hierauf die gewöhnlichen Geſchenke, welche in Chryſtallen, und anderem wohl gearbeitetem Glaswerke, beſtunden. Der Monarch nahm ſie geneigt auf, und ließ uns mit allerhand Erfriſchungen koſtbar bewirthen. Die folgenden Tage hielt der Geſandte verſchiedene Zuſammenkünfte mit den Miniſtern, und mit dem Kaiſer hatte er einige geheime Unterredungen.

Man hatte ein Marienfeſt zu feyern; und der Kaiſer, welcher communiciren, und dieſen Tag öffentlich erſcheinen wollte, ließ uns zu der Ceremonie einladen. Wir begaben uns alſo früh um acht Uhr dahin, und fanden

den in dem großen Hofe des Lagers ohngefähr zwölftauſend Mann in Reihen und Glieder geſtellet. Zwey Prinzen vom Geblüte, koſtbar angekleidet, erwarteten Se. Majeſtät an der Thüre mit einem prächtigen Thronhimmel, worunter der Kaiſer hernach gieng, und von ſeinen Trompetern, und anderen Inſtrumenten, die eine ziemlich angenehme Muſik machten, begleitet wurde. Die fünf erſten Miniſter, die einander angefaſſet hatten, und derer jeder eine Lanze trug, folgten ihm. Der mittelſte, mit entblößtem Haupte, trug die Kaiſerliche Krone, und hielt ſie an ſeine Bruſt. Dieſe Krone iſt geſchloſſen, oben mit einem Kreuze, mit Edelſteinen beſetzet. Der Geſandte gieng in eben der Reihe, wie die Miniſter; und die Reichsbeamten kamen unmittelbar hernach, und ſangen ihrem Herrn zu Ehren Lobeslieder. Die Leibgarde, in Weſten verſchiedener Farben, folgte dieſem erſten Zuge, und hinter ihr kamen die Schützen mit Bogen, und Pfeilen. Den Beſchluß machten die Handpferde, welche mit goldenen, bis auf die Erde hängenden Decken, und oben darüber mit koſtbaren Tygerhäuten, beleget waren. Der Patriarch, in ſeinem Ornate, mit goldenen Kreuzen beſtreuet, erwartete den Fürſten

an

an der Thüre der Kapelle, mit hundert Ordensgeiſtlichen in weißen Kleidern, derer jeder ein eiſernes Kreuz trug. Der Prälat nahm den Monarchen bey der Hand, und führte ihn, durch zwey Reihen von Mönchen mit Wachskerzen, an den Altar. Man trug den Thronhimmel über Ihrer Majeſtät Kopfe bis an den Bethſtuhl; Sie ſelbſt aber blieb ſtehen bis zur Communion, welche Ihr der Patriarch unter beyderley Geſtalt reichte. Nach geendigtem Gottesdienſte wurden zwey Stückſchüſſe gethan, ſo wie es bey der Ankunft geſchehen war; und der Fürſt kehrte in eben der Ordnung nach ſeinem Palaſte zurück.

Die Hofbedienten, welche ihn begleiteten, waren der General der Armee, der Aufſeher über die Sclaven, der Rector, der Vorgeſetzte, u. ſ. f. Ehedem vertraueten die Abißiniſchen Kaiſer ihre ganze Macht zweyen Lieblingen, auf welchen die völlige Beſorgung der Regirung ruhete. Einer wurde der Favorit zur Rechten, der andere, der Favorit zur Linken genennet, gleichſam als ob dieſe beyden Miniſter die zwey Aerme des Fürſten wären. Da aber dieſe Leute ihre Gewalt gemißbrauchet hatten, wurden ihre Stellen eingezogen, und die ganze Regirung kam in die Hände

des

des Generals der Armeen, unter welchem die zwey Aufſeher über die Sclaven ſtehen. Dieſe ſind zwey hohe Kronbediente, wovon der eine die Aufſicht über die Unterkönige, Statthalter, Magiſtratsperſonen, und über die ordentlichen Richter, hat; der andere iſt über die Hausofficiere des Palaſtes, über die Bedienten, und über die Sclaven geſetzet.

Die Statthalter der Provinzen, welche der Kaiſer nach Gefallen ein= und abſetzet, haben verſchiedene Benennungen. Man ſagt, der König von Enarea, der Unterkönig von Tigré, der Statthalter von Bagemder, der General von Angot, der Rector von Gojame, der Vorgeſetzte von Damot, der Adminiſtrator von Valaka, u. ſ. w. Die Abißiniſchen Monarchen ſind nicht neidiſch, daß ihre Beamten ſich den Titel, als Könige, geben. Dieſe Benennung vergrößert den Glanz, und das Anſehen ihres Reiches, und bevollmächtiget ſie ſelbſt, den Titel, als Negus, das heißt, König der Könige, zu führen. Außer dem Statthalter ſind in jeder Provinz noch zwey hohe Miniſter, davon einer die Stelle eines General=Lieutenants vertritt; und der andere hat die Einhebung des Tributes zu beſorgen. Ein jedes Dorf hat auch einen

Com=

Commendanten, der dieſem letzteren untergeordnet iſt.

Uebrigens ſind dieſe Dörfer nichts, als ein unordentlicher Haufen Zelter, und Barraken. Abißinien hat keine Städte: die Unterkönige, die Miniſter, die Statthalter, alle Perſonen von Anſehen, der Kaiſer ſelbſt, leben unter Zelten, welche ſie fortſchlagen laſſen, wohin ſie wollen. In der Provinz Dembea iſt es, wo die Kaiſer ſeit mehr als hundert Jahren ihr Hoflager aufgeſchlagen halten. Dieſe Lager ſind von ſehr weitläufigem Umfange, in vier Quartiere eingetheilet, derer jedes ſeinen Commendanten hat. Die kaiſerlichen Zelter ſtehen in der Mitten auf einem großen leeren Platze, der ſie von den übrigen Wohnplätzen abſondert. Der übrige Theil des Lagers wird von den Officieren des Fürſten, von ſeinen Bedienten, von den Soldaten der Leibgarde, von Kaufleuten, Künſtlern, und Handwerkern, die ihre Weiber und Kinder bey ſich haben, eingenommen. Einige davon ſchlagen Zelte auf, andere kleine Hütten von Rohre, mit Strohe gedecket. Dieſe Wohnungen zuſammen genommen, da ſie durch Gaſſen unterſchieden, mit geraumigen Plätzen verſehen, und in verſchiedene Quartiere abgethei-

let ſind, ſehen vom weiten wie eine große Stadt. Man errichtet daſelbſt Kapellen, wo der Altar die Geſtalt der berühmten Bundeslade hat, welche ehedem in dem Tempel zu Jeruſalem ſtund. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſaget habe, daß die Abißinier ſich einbilden, die wahren Beſitzer davon zu ſeyn, ſeitdem ſie ſelbige unter der Regirung Salomonis weggenommen haben. Dieſe Begebenheit wird in den Aethiopiſchen Jahrbüchern folgendergeſtalt erzählet.

Die jungen Iſraeliten, welche den Sohn der Königinn von Saba nach Africa begleiten ſollten, giengen die Nacht in den Tempel, ſetzten die Bundeslade auf einen Wagen, und entflohen mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß Salomon, der ſie verfolgte, ſie nicht erreichen konnte. Sie ſetzten über das rothe Meer mit eben ſolcher Geſchwindigkeit, nicht trockenen Fußes, wie ehedem die Iſraeliten, ſondern ſie flogen über die Oberfläche des Waſſers. Als die Königinn hörte, daß ihr Sohn mit dieſem göttlichen Denkmale zurück kam, holete ſie ihn mit großer Pracht ein, und ſetzte es in den ſchönſten Tempel des Landes.

Ohne in das Fabelhafte zu fallen, glaube ich, kann man dieſe Geſchichte alſo erklären.

Der

Der Sohn Salomonis, nach ſeiner Gelangung auf den Aethiopiſchen Thron, wird zu beſchwerlich gefunden haben, alle Jahre eine Reiſe nach Jeruſalem anzuſtellen, um den wahren Gott daſelbſt anzubeten, und wird ſich entſchloſſen haben, in ſeinen Staaten einen Gottesdienſt nach Jůdiſcher Art zu errichten. Einige Leviten, um ihm gefällig zu ſeyn, werden daher vermuthlich eine Bundeslade, nach dem Muſter der zu Jeruſalem, haben verfertigen laſſen; und um ſie in den Augen der Nation verehrungswůrdiger zu machen, wird der Kǒnig haben kund machen laſſen, es wåre die wirkliche Bundeslade des Jůdiſchen Volkes, welche auf eine wundernswůrdige Art hergekommen wåre. Um dieſe Ehrfurcht zu unterhalten, hielt man ſie ſorgfåltig verborgen; kaum zeigete man ſie den Kǒnigen. Doch, ſeitdem dieſe unter Zelten leben, wird ſie allezeit in dem Gefolge des Hofes nachgetragen. Vier Pråylaten, in ihrem Ornate, begleiten ſie unablåßig; und vorne und hinten gehen andere, welche geiſtliche Geſånge ſingen. Einer von dieſen geht růcklings, und råuchert beſtåndig, bis ſie in dem großen Zelte, wo des Kaiſers Kapelle iſt, niedergeſetzet iſt.

Dieſer Fürſt bleibt zuweilen drey oder vier Jahre in einer Gegend; doch die meiſten Lager werden, wie ich ſchon geſaget habe, in der Provinz Dembea aufgeſchlagen. Es braucht nicht mehr als einige Stunden, dieſe beweglichen Städte zu errichten, und ihre Form iſt allezeit die nämliche, man ſetze ſie hin, wohin man wolle. Ordentlich wählet man das Ufer eines Sees, oder Fluſſes, in einer Gegend, wo Holz und Weyde im Ueberfluſſe iſt. Der Officier, welcher den Vortrupp führet, ſtecket an dergleichen Orte zuerſt eine große Stange ein, woran die kaiſerliche Standarte hängt. Von da an ziehen die anderen Officiere ihre Linien, um die Gaſſen in gehöriger Weite abzuſtecken. Jedermann weiß den Platz, den er einnehmen ſoll, und richtet ſich daſelbſt ohne Unordnung und Zänkerey ein. Will der Kaiſer das Lager verändern, ſo ſchlägt man die Zelte in eben der Ordnung ab; und auf das erſte Zeichen begiebt ſich jedermann auf den Marſch. Iſt es nicht ſonderbar, Madame, daß eine ſonſt geſellige, und geſittete Nation keine andere Wohnung hat, und unter freyem Himmel, nach Art der Wilden lebt?

Der Kaiſer, als er aus der Kirche gekommen war, gieng in den großen Saal, und ſetzte ſich auf einen ſehr erhabenen Thron, wo ſeine Kinder zu beyden Seiten, neben ſelbigen aber, die Miniſter ſtunden. Jedermann beobachtete das tiefſte Stillſchweigen; und nachdem Se. Majeſtät Hydromel, und etwas Orangenſchalen zu ſich genommen hatte, traten diejenigen, welche ſich eine Gnade auszubitten hatten, bis an den Fuß vom Throne hervor. Einer der Miniſter nahm ihre Bittſchriften, und las ſie laut ab. Zuweilen gab der Monarch ſelbſt ſich die Mühe, ſie zu leſen, und beantwortete ſie ſogleich.

Selbigen Tag ſpeiſete der Fürſt öffentlich. Er ſaß auf einer Art von Bette, und hatte eine große Tafel vor ſich; zur Seite aber ſtunden niedrigere für die Vornehmen des Hofes. Rindfleiſch, Schöpſenfleiſch, und Flügelwerk, ſind die einzigen Gerichte, die man aufträgt: Wildpret ißt man in Aethiopien nicht. Faſt alle dieſe Speiſen ſind als Ragouts zugerichtet; und man thut ſo viel Pfeffer, und andere Gewürze daran, daß kein Europäer ſie gewohnen würde. Die Gerichte trägt man in Schüſſeln von Fayance, und nur eine auf einmal auf. Der Gebrauch der

Tiſchtücher, und Servietten, iſt bey dieſen Africanern durchgehends unbekannt: man bedecket die Tafeln mit einem Teige von Weitzen, oder mit Arten von ſehr dünnen und breiten Kuchen, welche zugleich ſtatt des Brodes dienen, und woran man ſich die Finger abwiſchet. Man hat weder Meſſer, Löffel, noch Gabeln. Der Kaiſer, und die Vornehmen, geben ſich nicht ſelbſt die Mühe, die Speiſen in den Mund zu ſtecken; die Pagen, und die Sclaven, welche ſie bedienen, ſchneiden das Fleiſch ſehr klein, mengen es mit dem Brode, mit der Suppe, mit dem Gemüſe, u. ſ. f. und machen große Kugeln daraus, die ſie ihren Herren zu eſſen geben, ſo wie man das Hünervieh zur Maſtung ſtopfet. Dieſe Leute bilden ſich ein, es gehöre zum vornehmen Stande, große Stücken hinein zu ſchlucken, und beym Kauen recht zu ſchmatzen. Nur arme Leute, ſagen ſie, machen aus Nothwendigkeit kleine Biſſen, und die Diebe, aus Furcht, eſſen, ohne daß man es höret.

Mit Verwunderung ſah ich, daß man auf des Kaiſers Tafel **rohes Rindfleiſch** ſetzte; noch mehr aber wunderte ich mich über die Art, es zu **würzen**. Wenn es in Stücken geſchnitten iſt, beſprengt man es mit der Galle

dieſes

dieſes Thieres, welche ein vortreffliches Zertheilungsmittel ſeyn ſoll, und überſtreuet es mit Gewürze. Dieſes Gerichte, das man als ein auserleſenes Eſſen anſieht, kam mir ſehr ekelhaft vor. Man hat hier zu Lande noch eine andere Art, die Speiſen zu würzen. Man nimt aus des Rindes Eingeweiden das noch nicht völlig verdauete Gras, mengt es mit Senfe, und thut es an das Fleiſch: ſolches macht ein noch viel ekelhafter Gerichte, als das erſte. Das Fleiſchwerk unterſuchet man, ob es mürbe genug iſt; und der Vorſchneider koſtet alle Schüſſeln, die dem Fürſten aufgetragen werden. Der Kaiſer trank gleich zu Anfange ein wenig Brandewein, den man ihm in einem fein geſchliffenen Glaſe reichte; bey der übrigen Mahlzeit aber bediente er ſich des Meths. Geſchieht es, daß er zu viel ißt, ſo erinnert man ihn; und alsdenn ſteht er ſogleich von der Tafel auf.

Bier, und Meth, ſind die ordentlichen Getränke der Aethiopiſchen Völker. Bey Beſuchen trinkt man viel davon; und die Abiſſinier glauben, einander nicht Ehre genug erwieſen zu haben, wenn ſie ſich bey dieſen Gelegenheiten nicht berauſchen. Sie ſitzen auf ihren Ferſen, und machen einen Kreis, ſo groß

als die Hütte iſt. Der Bediente bringt einen Krug mit Methe, oder Biere, trinkt zuerſt daraus, und giebt ihn hernach herum. Der Beſuch endiget ſich, wenn man nichts zu trinken mehr anbietet.

Anfänglich wunderte ich mich, keinen Wein in einem Lande zu ſehen, wo es ſo vortreffliche Trauben giebt; ich hörete aber, daß er ſich wegen der großen Hitze nicht hält. Man zieht ihm ein anderes Getränke vor, das aus gekeimter Gerſte gemachet wird, welche man röſtet, pulveriſiret, und hernach wie Caffé zurichtet. Zu vier Theilen Waſſer thut man einen Theil Honig; und zu zehn Pfunden dieſes Gemenges nimt man zwey oder drey Unzen von der Gerſte. Alles zuſammen läßt man etliche Stunden an einem warmen Orte gähren, rühret es zuweilen um, und in weniger als vier Tagen hat man einen reinen, klaren Meth, der an Farbe dem Spaniſchen Weine gleicht, und daraus man auch einen Brandewein abzieht, der ſo gut iſt, als der unſerige.

Nach der Tafel kamen zwey Prinzeßinnen, davon die eine die Schweſter des Kaiſers war, und beſuchten Ihre Majeſtät. Sie waren koſtbar angekleidet, und mit Edelſteinen ganz bedecket, die ich aber für falſche hielt, weil

weil das Land keine Diamanten hervorbringt. Da es den Prinzeßinnen vom Geblüte nicht erlaubet iſt, ſich mit Fremden zu verheurathen, waren dieſe an zwey der größten Herren im Reiche vermählet. Wenn ſie öffentlich erſcheinen, ſitzen ſie auf koſtbar angeſchirrten Maulthieren, und zu beyden Seiten gehen Frauenzimmer, welche einen Thronhimmel tragen. Vier oder fünfhundert andere Weiber umgeben ſie, ſingen ihnen zu Ehren Lieder, und ſpielen um ſie herum auf allerhand Inſtrumenten.

Die Aethiopiſchen Prinzeßinnen werden erſtaunend frey erzogen, und leben in der ſchändlichſten Unordnung. Sie ändern mit ihren Männern, ſo oft es ihnen gefällt; auch ſchaffen ſie ſie wohl gar durch den Dolch, oder mit Gifte, auf die Seite; denn beydes iſt bey ihnen gleich gewöhnlich. Man beſchuldigt ſie ferner, ſich in die Regirungsangelegenheiten zu mengen; dieſes aber iſt das Unglück aller Höfe. Uebrigens iſt es nicht alleine in den höhern Ständen, wo Frechheit, und eine geſchwinde Scheidung, im Schwange gehen; in allen Ständen iſt die geringſte Streitigkeit, oder eine gegenſeitige Gleichgültigkeit, hinlänglich, die Trennung zu begünſtigen; auch können

nen beyde Eheleute, jedes auf ſeiner Seite, neue Verbindungen eingehen: ſie haben dieſerwegen nichts zu befürchten, als daß ſie auf einige Zeit von dem Genuſſe der heiligen Geheimniſſe ausgeſchloſſen werden. Die **Vielweiberey**, ob ſie gleich in den geiſtlichen Verordnungen verboten iſt, wird durch die weltlichen Geſetze geduldet. Die Kaiſer ſelbſt heurathen mehrere Weiber, der häufigen Kebsweiber nicht zu gedenken; gleichſam als wollten ſie dadurch anzeigen, daß ſie Nachkommen des Salomons ſind. Die Vornehmen, da ſie auch aus Jüdiſchem Geblüte entſproſſen zu ſeyn vorgeben, bedienen ſich ungeſcheuet eben dieſer Freyheit. Ein Aethiopiſcher Prinz fragte mich, was ich von dieſer Gewohnheit hielte? ich antwortete ihm, daß die Vielheit der Weiber dem Menſchen weder nothwendig, noch Gotte angenehm wäre, weil nur eine Frau für den Adam geſchaffen worden ſey: dieſes wäre ohne Zweifel das, was Chriſtus den Juden hätte zu Gemüthe führen wollen, da er ſagte: „um eueres Herzens Härtigkeit willen hat euch Moſes verſtattet, mehrere Weiber zu haben; aber vom Anfange war es nicht alſo.„ Nachdem der Prinz einen Augenblick geſonnen, und inne gehalten hatte, antwortete

te er: „allerdings iſt nur eine nöthig; aber die anderen ſind zum Vergnügen.„

Eine des **Ehebruchs** überführte Frau in Aethiopien wird verurtheilet, ihr mitgebrachtes Heurathsgut zu verlieren, und aus dem Hauſe zu gehen, ohne etwas mitzunehmen: man läßt ihr nichts, als eine Nähnadel, um ſich etwas zu verdienen. Der Liebhaber bezahlt eine Strafe, die er mit dem beleidigten Manne, und vielmals in Beyſeyn ſeiner eigenen Frau, und ſeiner Maitreſſe verſchmauſet. So wie man ſich leicht ſcheidet, ſo kann man auch leicht wieder zuſammen kommen; und nichts von dem, was ſonſt in dem Eheſtande mißfällt, beſchwerlich oder ekelhaft wird, iſt bey den Abißiniern eingeführet, das nicht zugleich ſeine Einſchränkung, ſeine Milderung, ſeine Ausnahme, hätte.

Die **Neuverheuratheten** tragen acht Tage lang den **Kranz**, den der Prieſter ihnen bey der Trauung aufgeſetzet hat. Die **Knaben** heurathen im zwölften, die **Mägdgen** im zehnten Jahre. Nach der Verlobung, die wie bey uns, aber nicht in der Kirche, geſchieht, beichten ſie, empfangen das heilige Abendmahl, die prieſterliche Einſegnung, und den Kranz. Der Prieſter, mit dem Kreuze

und Räucherfaſſe, hält eine Proceßion um ſie herum; und wenn die acht Tage verfloſſen ſind, nimt er ihnen den Kranz wieder ab. Dieſe Ceremonie findet nur bey rechtmäſigen Heurathen ſtatt; die anderen nennet man, Heurathen ohne Kränze.

Die Prinzeßinnen, von denen ich geſaget habe, haben eigene, von dem Kaiſer abgeſonderte Paläſte; wenn man anders dieſen Namen großen Hütten, oder ſchlechten Zelten, geben kann: denn die Aethiopier haben weder Städte, noch Häuſer. Die Höhlen in den Felſen, oder die Klüfte in den Bergen, ſcheinen ihnen bequemere Wohnungen zu ſeyn. Sie ſahen die weitläufigen Gebäude, welche die Jeſuiten aufführen ließen, mit Erſtaunen an, und kamen von allen Orten her, dieſe Wunderwerke zu ſehen.

Die Baukunſt, welche ehedem in Aethiopien nicht unbekannt geweſen iſt, wie man ſolches aus den alten Ruinen noch ſchlüßen kann, iſt bey den Abißiniern gänzlich verloren gegangen. Ich habe ſchon erwähnet, daß die berühmte Stadt Axuma, die ehemalige Hauptſtadt des Reiches, und die Reſidenz der Kaiſer, itzt nichts als ein bloſes Dorf iſt. Sonſt war ſie mit ſchönen Gebäuden verſehen, mit

einer Hauptkirche, mit Prachtkegeln, königlichen Paläſten, u. ſ. f. Man behauptet auch, die Königinn von Saba habe ſich daſelbſt aufgehalten, und einen Palaſt gehabt. Noch findet man alte umgeworfene, ganz verblichene Aufſchriften, mit unbekannten Buchſtaben, welche ihr hohes Alterthum beweiſen. Der Verfall dieſer Stadt iſt daher gekommen, daß die Aethiopiſchen Kaiſer ihre Lager dem Aufenthalte in Städten vorgezogen, und ihre Reſidenz weit von der Hauptſtadt aufgeſchlagen haben. Ueberdieß iſt ſie durch die Kriege verheeret worden; was aber noch ſteht, zeiget, daß ſie von ſehr großem Umfange muß geweſen ſeyn. Die herum gelegene Gegend iſt fruchtbar, angenehm, und einer kaiſerlichen Stadt würdig.

Die Abißinier bauen an die Oerter, wo der Kaiſer ſein Hoflager aufſchlagen will, Hütten; und unerachtet man keine Gewölber, und Buden ſieht, ſo wird doch ein ſtarker Handel daſelbſt getrieben. Die Kaufleute, zu Abthuung ihrer Handlungsangelegenheiten, verſammeln ſich auf einem großen Platze; ein jeder hat eine ihm eigene Stelle, wo er auf Matten ſeine Waaren ausleget. Dieſer Markt wird alle Tage gehalten, und dauert von früh

Mor=

Morgens, bis auf den Abend. Gold, und Salz, ſind die Münzen, derer man ſich bedienet. Das Gold iſt nicht mit des Landesherrn Stempel bezeichnet, wie in Europa; es iſt in Stangen, und man ſchneidet es, ſo wie man es nöthig hat, von einer Unze, bis zu einem halben Quentgen. Damit es nicht verfälſchet werde, ſind überall Goldſchmide beſtellet, die es probiren müſſen. Das Salz iſt blendend weiß, und hart wie ein Stein. Man bekommt es aus den Gebirgen, wo es in Haufen geleget, und Schichtweiſe, in der Dicke eines gemeinen Ziegelſteines, ausgetheilet wird. Es wird leicht abgelöſet, weil es in den Gruben ſehr weich iſt; aber in der Luft wird es hart, und bekommt eine Feſtigkeit, daß man es bequem verführen kann. Es wird in die Landesmagazine gebracht, wo man es in Tafeln formet, die einen Fuß lang, und drey Zolle breit ſind. Zehne dieſer Tafeln gelten einen Thaler unſeres Geldes, (über 19 ggl.) Man theilet ſie nach Beſchaffenheit der Summe, die man auszuzahlen hat; und ſie dienen auf ſolche Art an ſtatt des Geldes in Handel und Wandel, und als ein Gewürze auf der Tafel.

Die reichſten Goldminen von Aethiopien findet man in den Königreichen Enarea, Angot, und Gojam. Sie waren lange Zeit die Haupturſache aller von den Portugieſen vorgenommenen Reiſen, und die Mißionen, Bekehrungen, und Patriarchen, waren der Vorwand. Aber nachdem die Portugieſen ſich in America und Aſia ſo ſtark angegriffen hatten, waren ſie faſt nicht mehr im Stande, in dem Mittel von Africa etwas zu unternehmen. Das, was man heutiges Tages aus dieſen Bergwerken zieht, wird gereiniget, in Stangen gebracht, und in den kaiſerlichen Schatz gelegt, wo nichts davon weggenommen wird, als was zu Bezahlung der Truppen, und für den Hofſtaat nöthig iſt. In dem Lande ſieht man kein Silber, es ſey nun, daß die Natur wenig davon erzeuget, oder daß die Abiſſinier es nicht zu ſcheiden, und zurechte zu machen wiſſen. Sie haben vor dieſer Arbeit einen Abſcheu, und ſagen, ſie müßten thöricht ſeyn, Reichthümer zu ſammeln, damit die geizigen Europäer angelocket würden, ſie zu bekriegen. Die Kunſt Schmelzöfen in den Gebirgen anzulegen, und Schachte einzuſchlagen, iſt ihnen unbekannt, und kommt mit ihrer Faulheit nicht überein. Alles Eiſen, deſſen

ſie

ſie ſich bedienen, liegt bey ihnen auf der Oberfläche der Erde, ohne daß ſie nöthig haben, es tief zu ſuchen.

Das ungemein hitzige Clima iſt eine derer Urſachen, welche die Aethiopier ſo faul machet. Auf dem flachen Lande, und in den Thälern, iſt die Hitze unerträglich, vornehmlich aber an den Küſten des rothen Meeres, wo ſie die Haut aufzieht und ſchälet, das Siegelwachs ſchmelzet, und auf dem Sande einen ſolchen Eindruck zurückläſſet, daß man glaubt auf glüender Aſche zu gehen. In den Bergen iſt die Luft kühler; und vielmals hat man eher Kälte als Hitze zu befürchten; doch fällt niemals Schnee. Man unterſcheidet nur dreyerley Jahreszeiten; den Frühling, der im September ſeinen Anfang nimt; den Sommer, im Monate Januarius; und den Winter, im Junius. Letzterer aber iſt mehr die Jahreszeit des Regens, als des Froſtes. So bald die Sonne untergeht, regnet es bis ſie wieder aufgeht; zuweilen mit untermengtem entſetzlichem Donnern, und Blitzen. Iſt das Gewitter vorüber, ſo wird der Himmel wieder heiter; und das Erdreich auf den Höhen trocknet ſo geſchwind, daß man kaum ſpüret, daß es geregnet hat. In den Tiefen aber

ſam-

ſammeln ſich entſetzlich reißende Waſſer, welche Bäume, Felſen, und was ſich in ihrem Wege findet, mit fortnehmen. Die Flüſſe treten aus, und machen die Straßen unbrauchbar. Die Felder ſtehen unter Waſſer, ſo daß man ſich genöthiget ſieht, ſeine Zuflucht auf den Höhen zu ſuchen, Zelte daſelbſt aufzuſchlagen, oder Hütten zu bauen. Die Ackersleute verlaſſen ihre Feldarbeit, und ſchließen ſich in ihre Hütten ein, welche allemal an dem Hange der Berge ſtehen, um die Ueberſchwemmungen zu vermeiden. Abißinien iſt einem entſetzlichen **Winde** ausgeſetzet, den man die **Schlange** nennet, weil er ſich Schlangenartig wirbelt. Es iſt ein Orkan, der Häuſer, Eichen, Felſen, umreißt, die Maſte auf den Schiffen zerbricht, und ſie mit erſtaunender Heftigkeit in der Luft fortführet.

Das Land iſt mit **Bergen** beſetzet, die höher ſind als die Pyrenäiſchen und Alpen-Gebirge, und zwiſchen ihnen findet man die grauſendeſten Abgründe, zuweilen aber auch ziemlich ſchöne Ebenen. Es giebt dieſer Gebirge etliche, die man vom weiten für Städte hielte: man meynet Mauern, Thürme, Baſtionen, Pyramiden, u. d. zu ſehen. Andere ſind ſo beſchaffen, daß man oben auf dem höchſten

Gipfel, Wieſen, Felder, Hölzer, viele Bäche, und Seen, antrifft. Lamalmon, Geſhen, und Thabat=Mariam, werden für die berühmteſten Berge in Abißinien gehalten. Sie ſind an manchen Orten ſo ſteil, daß man ſie mit Leitern erſteigen, und die Laſtthiere mit Stricken hinauf ziehen muß. Die hohlen Wege ſind ſo enge, daß wenn zwey Truppe Reiſender einander begegnen, einer oder der andere mit Lebensgefahr ſchlechterdings zurück weichen muß. Die Aethiopiſchen Monarchen verwieſen ehedem die Prinzen vom Geblüte nach **Geshen**, ſo wie die Türkiſchen Kaiſer ihre Brüder noch heutiges Tages in ein Serail einſperren. Armſelige Hütten, zwiſchen wilde Sträucher erbauet, waren der traurige Aufenthalt dieſer vornehmen Gefangenen.

Ich will beyläufig erzählen, wie **dieſe Gewohnheit** eingeführet und abgeſchaffet worden iſt. Ein Kaiſer, bey ſeinem Ableben, hatte verordnet, daß ſeine Söhne ſeine Verlaſſenſchaft zu gleichen Theilen erben, und alle Jahre nach der Reihe die Regirung führen ſollten. Der Jüngſte, der nicht erwarten konnte, auf den Thron zu ſteigen, empörete ſich wider ſeine Brüder, und nahm ſich vor, ſie auf einen derer Felſen zu verbannen, welche hier zu

Lande

Lande zu Staatsgefängniſſen gebrauchet werden. Sein Anſchlag wurde entdecket; und er mußte ſelbſt das Schickſal erleiden, das er den anderen Prinzen zugedacht hatte. Der Kaiſer, durch dieſes Beyſpiel aufmerkſam gemacht, und aus Furcht, die Ehrſucht möchte ſeine Kinder auch einmal veruneinigen, oder ſie gar wider ihren Vater aufrühriſch machen, verwies ſie an eben den Ort. Seine Nachfolger ahmten ſeine Politik nach; und dieſer Gebrauch wurde endlich ein Staatsgeſetz. Der Kronerbe war ihm ſo wohl unterworfen, wie die anderen, und kam aus ſeiner Einſamkeit nicht hervor, als beym Antritte ſeiner Regirung. Dieſe Gewohnheit hat gedauert bis zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes; und folgendes hat zu ihrer Abſchaffung Gelegenheit gegeben. Der Kaiſer Naod hatte einen Sohn von neun Jahren, den er zärtlich liebte. Einsmals, als er ihn in Gegenwart ſeiner Hofleute liebkoſete, ſagte einer von dieſen zum Monarchen: „Allergnädigſter Herr, dieſes Kind wächſt ziemlich heran.„ Der junge Prinz, welcher Verſtand hatte, begriff den Sinn dieſer Worte, und rufte weinend aus: „Ach! bin ich nur deswegen groß gewachſen, um nach Geshen zu gehen?„ Dieſe wenigen Worte

machten bey dem Vater einen ſolchen Eindruck, daß er das barbariſche Geſetz abſchaffte, und verbot, die kaiſerlichen Kinder fernerhin einzuſperren.

Hier iſt noch ein anderer Zug, Madame, woraus Sie ſehen werden, mit was für Härte man dieſen unſchuldigen Opfern des Ehrgeitzes, und der Politik, in ihrem Gefängniſſe begegnete. Einer dieſer Prinzen hatte ſich laſſen ein Kleid machen, wodurch er ſich von ſeinen Brüdern vortheilhaft unterſchied. Einer von der Wache nahm es ihm, und riß es in Stücken, unter der Bedrohung, es dem Kaiſer zu melden. Einige Zeit hernach kam dieſer Prinz auf den Thron, und ließ dieſen unfreundlichen Menſchen holen, welcher gewiß glaubte, es würde um ſein Leben gethan ſeyn. Der Kaiſer aber ſah ihn freundlich an, ſchenkte ihm ein koſtbares Kleid, und ſagte: „es iſt dieſes eine Belohnung, die ich Euch für die Sorgfalt, die Ihr meiner Erziehung wegen gehabt hat, ſchuldig bin. Fahret fort, Eure Pflicht zu thun; und dienet mir mit eben der Treue, mit welcher Ihr dem Kaiſer, meinem Vater, gedienet habt.„

Viel große, und ſchöne Flüſſe bewäſſern Aethiopien. Der vornehmſte iſt der Nil,

deſſen Urſprung lange Zeit unbekannt geblieben iſt, und zu vielen Fabeln Anlaß gegeben hat. Es iſt auch eben noch nicht völlig gewiß, daß man ihn kenne; die Verſchiedenheit der Meynungen beweiſet, daß man nichts zuverläßiges davon angeben kann. Man hat mir in dem Königreiche Gojam einen ſehr hohen Berg gezeiget, an deſſen Hange zwey Brunnen befindlich ſind, welche die Quellen des Nils ſeyn ſollen. Eine fließt nach Morgen; die andere nach Abend; und ſie veranlaſſen zwey Bäche, welche ſich mit Heftigkeit in ein ſchwammiges, mit Rohre und Schilfe bedecktes Erdreich ergießen. Dieſe Waſſer erſcheinen nicht eher wieder, als zehn oder zwölf Stunden davon; daſelbſt vereinigen ſie ſich, und machen, ſagt man, den Fluß Nil, der in kurzer Zeit, wegen der verſchiedenen hineinfallenden anderen Flüſſe, groß wird. Man behauptet, er fließe durch den See Dembea, ohne ſein Waſſer mit dem andern zu vermiſchen. Dieſer See, welcher der Provinz den Namen giebt, iſt hundert Stunden lang, und dreyßig oder vierzig breit. Sein Waſſer iſt ſüße, angenehm, und viel leichter, als das Waſſer des Nils. Man rühmet die Anmuth ſeiner Ufer, und die Schönheit der herumliegenden

genden Gegend. Nicht weniger lobet man die Fruchtbarkeit ſeiner Inſeln, und die prächtigen Paläſte, welche die Abißiniſchen Monarchen ehedem daſelbſt beſeſſen haben. Man findet auch verſchiedene Kirchen, welche von Ordensgeiſtlichen verſehen werden, die in Gemeinſchaft beyſammen leben.

Ueberhaupt hat ganz Aethiopien einen erſtaunenden Ueberfluß von allen Dingen. Alle Felder, ja die Berge ſelbſt, ſind angebauet; und das Erdreich iſt ſo fruchtbar, daß man öfters zwey Aernden in einem Jahre hält. Man erbauet Weitzen, Gerſte, Hirſe, und ein gewiſſes Korn, das den Geruch und Geſchmack des Rockens hat; dieſe Körner ſind ſo klein, aber nicht ſo rund, als der Mohnſaamen, und man machet ſehr gutes Brod daraus. Den Hafer hält man für eine unnütze Frucht. Die Pferde füttert man mit Gerſte: und das Gras auf den Wieſen iſt allezeit in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden, daß man das Heu einzuſammeln für unnöthig hält. Unterdeſſen fügt es ſich doch, daß es an Futter fehlet, weil die Heuſchrecken zuweilen großen Schaden thun. Die ungemeine Faulheit der Einwohner veranlaſſet auch öftere Theuerung. Die gewöhnlichen Früchte ſind,

Pfirſchen,

Pfirſchen, Orangen, Citronen, Granaten, und Mandeln: unſere Aepfel und Birnen ſind unbekannt.

Unter den übrigen Gewächſen in Aethiopien giebt es ein ganz vortreffliches, welches **Enſeté**, oder **Enſade**, genennet wird. Die Blätter ſind ſo groß, daß man die Zimmer damit ausſchlägt, und ſie zu Betttüchern, Tiſchtüchern, und Servietten, brauchet. Wenn ſie dürre ſind, bricht man ſie wie den Flachs; man färbet ſie in allerhand Farben; und macht hübſche Zeuge davon. Die Aeſte und großen Stiele werden zermalmet; und man bekommt ein Mehl daraus, welches, in Milch gekochet, ein ſehr wohlſchmeckendes Eſſen abgiebt. Der Stamm, und die Wurzeln, in kleine Stücken geſchnitten, und auf eben dieſe Art gekocht, geben eine noch nahrhaftere Speiſe. Die armen Leute, wenn ſie reiſen, verſorgen ſich nicht leicht mit anderen Vorräthen. Man nennet dieſes Gewächs daher auch den Baum wider den Hunger, oder der armen Leute Baum, unerachtet die Reichen aus Liebhaberey auch davon eſſen. Wenn man ihn ſieben oder acht Zolle von der Erde abſchneidet, treibt er eine große Menge Sprößlinge. Die Abißinier bilden ſich ein, er ſey mit einer

Art von Empfindung begabt, und laſſe Seufzer von ſich hören, wenn man ihn übel behandelt. Oben auf dem Gipfel trägt er eine lange Schote, die fünf oder ſechshundert Feigen, von nicht ſonderlicher Güte, enthält.

Die vortrefflichen **Weyden** verſchaffen dem Lande eine erſtaunende Menge **Vieh.** Man ſieht **Ochſen** von ungeheuerer Größe, die man mit nichts als mit Milch mäſtet. Man giebt ihnen täglich die Milch von drey oder vier Kühen, wodurch das Fleiſch unvergleichlich wird. Ein Ochſe von ſolcher Beſchaffenheit koſtet gemeiniglich nicht mehr, als zwey Thaler. Seine Hörner ſind ſo groß, daß man zehn Kannen Waſſers hinein gießen könnte. Die Abißinier brauchen ſie an ſtatt der Krüge. Sie laſſen ſich hauptſächlich angelegen ſeyn, viel **Kühe** aufzuziehen, weil die Milch ihre vornehmſte Nahrung iſt; und da ſie dieſe Thiere niemals ſchlachten, ſo vermehren ſie ſich außerordentlich. Ein Mann, der tauſend Stück beſitzet, iſt verbunden, alle Jahre ſeinen ſämtlichen Verwandten ein groſſes **Gaſtmahl,** und ein **Bad** von **Milch** zu geben. Hat er zweytauſend Stück, ſo muß er zwey Bäder und zwey Gaſtmahle geben, u. ſ. f. Wenn man von dem Vermögen eines

Mannes

Mannes redet, ſo ſagt man, er hat ein, zwey, dreytauſend Kühe, und badet ſeine ganze Familie zwey, drey, viermal. Aller drey Jahre bekommt der Kaiſer das zehnte Stück dieſer Thiere, worauf des Fürſten Stempel gedruckt wird; und dieſer **Tribut** iſt nicht eine der geringſten Einkünfte für den Kaiſer.

Die Abißiniſchen **Pferde** ſchätzt man werth: ſie ſind ſtark, ziemlich groß, wohl gebauet, und voller Feuer. Man läßt ſie weder im Acker gehen, noch Laſten tragen: ſie werden blos im Kriege, und zum Laufen gebrauchet. Zum gewönlichen Reiſen, inſonderheit in den Bergen, bedienet man ſich der **Maulthiere**; auf ebenem Lande aber reitet man gemeiniglich auf **Kameelen**. Es giebt noch andere Thiere, welche den Mauleſeln gleichen, in der Wildniß leben, und zahm gemachet werden. Auch findet man verſchiedene Gattungen von **Löwen**, welche den Viehheerden großen Schaden thun. Es iſt kein Thier, das bey ihrer Anſicht nicht zittere: unterdeſſen gehen die Abißiniſchen **Schäfer** alle Tage auf dieſe grimmigen Verheerer ihrer Heerden los; und nicht ſelten ſieht man ſie als Ueberwinder aus dieſem Gefechte, das eben ſo viel Geſchicklichkeit, als Herz erfordert, zurück kommen.

Die **Elephanten** ſind noch gemeiner. Man trifft ſie Truppweiſe auf den Feldern, und in den Hölzern an; ſie thun aber niemanden Leides, man müßte ſie denn böſe machen. Niemanden fällt hier ein, ſie zahm zu machen, wie in Aſien, oder ſie zum Kriege, und zu anderm Gebrauche abzurichten. Sie richten entſetzliche **Verwüſtungen** im Getreide zur Aerndezeit an, verheeren und zerſtören die Obſt- und Küchen-Gärten, reißen die jungen Bäume um, und verderben alles, was ſie auf ihrem Wege finden. Die Tyger, Panterthiere, Leoparden, Hyänen, Wölfe, wilden Schweine, und Füchſe, wüten überall auf das grauſamſte.

In der Claſſe der Fiſche iſt das **Meerpferd**, (hippopotamus,) am merkwürdigſten. Es iſt ein in dem Waſſer und auf dem Lande lebendes Thier, das ſich aber mehr im Waſſer aufhält, und etwas ähnliches von dem Pferde und von dem Ochſen hat. Oft kommt es aus den Flüſſen auf das Ufer, um Gras zu freſſen; und zuweilen holet es Ziegen, und Schaafe, die daſelbſt weyden. Seine Zähne ſind von ungemeiner Härte; ſein Geſchrey iſt eine Art von Wiehern; ſeine Augen ſind ſcharf, und ſchrecklich. Im Waſſer iſt es beherzter

als

als auf dem Lande, wo die Abißinier ſich nicht ſcheuen, auf ſelbiges los zu gehen. In den Flüſſen, iſt es gefährlich ihm zu begegnen, weil es die kleinen Barken umwirft. Man tödet es ſeiner Zähne wegen, welche weißer ſind als das Helfenbein, und nicht ſo leicht gelb werden. Auch ſeine Haut wird hoch geſchätzet; man macht Schilde daraus, welche Schuß und Stich aushalten. Die Aethiopier eſſen das Fleiſch; es ſoll aber eine ſchlechte Speiſe ſeyn. Die **Jagd** des Meerpferdes iſt ein Zeitvertreib, welchen der Kaiſer ſich zuweilen auf dem Dembéer See macht. Wenn man das Thier anſichtig wird, verfolget man es mit dem Säbel in der Fauſt, und bindet ihm die Beine. Weil es alsdenn faſt nicht mehr ſchwimmen kann, kommt es an das Ufer, wo es ſich vollends verblutet.

Nach einer dergleichen Rückkunft von der Jagd war es, da der Kaiſer, nachdem er die alten Handlungs-Tractate mit den Portugieſen erneuert, und gewiſſe kleine Schwierigkeiten in Ordnung gebracht hatte, dem Geſandten die **Abſchieds-Audienz** ertheilte. Der Großſchatzmeiſter brachte ein goldenes **Armband**, das der Fürſt ſelbſt, unter Trompetenſchalle, Sr. Excellenz um den Arm band. Dieſe

Ehre

Ehre, in Aethiopien, kommt mit derjenigen überein, welche unſere Europäiſche Souveraine dem erweiſen, dem ſie das Ordensband umhängen. Dieſem fügte er noch den Ceremonien-Mantel bey, und gab Befehl, daß, ſo lange wir uns in ſeinen Staaten aufhalten würden, man uns alles Benöthigte im Ueberfluſſe liefern ſollte. Er ernennte einen Officier, mit einer Wache von hundert Mann, die uns bis an die Gränze begleiten mußten.

Dieſe Bedeckung ſchien uns um ſo viel nöthiger, da das Land von Spitzbuben ſehr heimgeſuchet wird. Man giebt vor, ſie hätten einen bekannten Anführer, der ſeine Stelle vom Kaiſer ſelbſt bekäme, dem er einen gewiſſen Tribut bezahlte, um ſeine Handthierung ungeſcheut auszuüben. So viel iſt gewiß, daß ſie ſich wegen ihrer Menge furchtbar machen, und die Gebirge verſchaffen ihnen Sicherheitsörter, wohin es nicht möglich iſt, ſie zu verfolgen.

Eine andere Art ſehr beſchwerlicher Menſchen auf dem Wege, iſt die Menge Bettler, womit das Land überſchwemmt iſt, und die ihrer Grobheit wegen nicht weniger beläſtigend ſind, als wegen ihrer Anzahl. Sie mißbrauchen, eben ſo wie in unſeren Städten, die

die allzu große Gütigkeit, welche ihre Armuth bey mitleidigen Perſonen veranlaſſet; und ihre Unverſchämtheit geht ſo weit, daß ſie ſelbſt die Reiſenden ſchätzen: giebt man ihnen nicht, was ſie verlangen, ſo nehmen ſie das Angebotene nicht an, und überlaſſen ſich zuweilen größern Ausſchweifungen.

Es giebt weder Straßenwachen, noch Gefängniſſe, dieſes Geſindel im Zaume zu halten; nicht einmal die Spitzbuben feſtzuſetzen, und die Miſſethäter einzuſchließen. Um ſich ihrer zu verſichern, legt man ſie an eine Kette, davon ein Ring an ihre rechte Hand befeſtiget, ein anderer aber einem Soldaten in die linke Hand gegeben wird, der ſie bewachen, und für ſie ſtehen muß. Die gewöhnlichſten Todesſtrafen ſind, das Erdroſſeln, das Steinigen, und das Enthaupten. Stockſchläge, und Peitſchen, ſind die ordentlichen Züchtigungen derer, die den Tod nicht verdienet haben. Einige werden auch verurtheilet, ihr Vermögen zu verlieren, wobey unter den ſchärfſten Ahndungen verboten wird, ihnen zu eſſen und zu trinken zu geben, oder auf einige Art beyzuſtehen; dieß verurſachet, daß dieſe Unglücklichen wie die wilden Thiere brüllen: der Kaiſer aber läßt ſich leicht erbitten, ihnen Gnade zu ertheilen

theilen. Die Adelichen werden zur Strafe auf eine Inſel des Dembéer Sees, oder auf einen derer unerſteiglichen Felſen, verwieſen, wovon ich Ihnen geſaget habe, daß man die Staatsgefangenen hinſchickte. Todſchlag wird der Willkühr der Verwandten des Verſtorbenen überlaſſen, denen man den Mörder ausliefert. Sie können ihn gegen Erlegung einer Summe Geldes begnadigen; verurtheilen ſie ihn aber zum Tode, ſo iſt der Gebrauch, daß er mit Lanzen erſtochen wird. Der nächſte Anverwandte des Entleibten giebt ihm den erſten Stich, die anderen folgen nach der Ordnung; und die zuletzt dazu kommen, tunken die Lanze in das Blut des Verbrechers, um zu zeigen, daß ſie Theil an der Rache nehmen. Wenn ein Mord geſchieht, davon man den Thäter nicht weiß, ſo werden alle Einwohner zu einer großen Geldſtrafe verurtheilet; und dieſerwegen entkommen wenige Todſchläger der Wachſamkeit der Obrigkeit.

Die Proceſſe werden hier ſehr geſchwind entſchieden. Die Partheyen wählen einen Schiedsrichter; oder wenn dieſes nicht geſchieht, ſo ernennet der Statthalter einen Richter, der die Sache auf der Stelle ausmacht. Ein jeder bringt ſeine Klage ſelbſt vor, und

hat Zeugen bey ſich; weil es aber leicht iſt, dieſe für Geld zu finden, ſo iſt die Unſchuld in peinlichen Fällen, wo man nur den Kläger höret, ſehr gefährtet. Man kann zwar an das kaiſerliche Tribunal appelliren; ſolches geſchieht aber ſelten, es ſey nun wegen der Beſchwerlichkeit der Reiſe, oder aus Furcht, dem Statthalter zu mißfallen, welcher dergleichen Appellationen ſeinem Anſehen zuwider glaubt, und zeitlich oder ſpät Gelegenheit finden würde, ſich zu rächen. Die Leichtigkeit dergleichen obrigkeitliche Perſonen zu beſtechen, macht ihre Ungerechtigkeiten ſo häufig, daß ſie in Gewohnheit haben, wenn ſie in ihrem Amte abgelöſet werden, bey Hofe einen Generalpardon für ſich auszuwirken. Dieſe unbillige Gnade, die man ihnen nicht leicht abſchlägt, berechtiget alles ihr Verfahren: wahr iſt es, ſie müſſen ſolches theuer bezahlen.

Unſere hundert Mann Bedeckung hatten Befehl, uns bis in das Königreich Sennar zu begleiten, wo Don Juan de l'Hermes ſich in eben dergleichen Angelegenheiten, wie in Aethiopien, hin begeben ſollte. Weil aber dieſer Miniſter krank wurde, mußten wir unſere Abreiſe einige Wochen verſchieben: dieſe

wendete ich unterdeſſen an, mehrere Gebräuche im Lande kennen zu lernen.

Ich bin, u. ſ. w.

In Aethiopien, den 13. Septemb. 1752.

Der 160 Brief.

Fortſetzung von Abißinien.

Die chriſtliche Religion, welche der willkührlichen Gewalt der Souveraine ſo ſehr widerſpricht, iſt nicht vermögend, die despotiſche Regirungsform in Aethiopien einzuſchränken. Die Kaiſer bedienen ſich ihrer Macht ohne Gränzen, und ſind ſo vollkommen Herren über die Güter und die Freyheit ihrer Unterthanen, daß ſie ſolche ihnen nach Gefallen nehmen können. Da das Volk an dieſe ſtrenge Unterthänigkeit gewohnet iſt, ſo beklagt es ſich nicht, wenn ihm das Seinige geraubt wird, ſondern ſieht ſich als Pachtinnhaber, oder als Knechte an, die man verabſchiedet, wenn man mit ihren Dienſten nicht zufrieden iſt. Daher ſind aber auch die Felder mehrentheils übel beſtellet: denn da der

Ackersmann nicht für ſeinen eigenen Vortheil arbeitet, ſo verabſäumet er, Grundſtücken zu verbeſſern, die ihm können jeden Augenblick entzogen werden. Es iſt aber doch gebräuchlich, daß wenn das Haupt einer Familie ſtirbt, den Erben **zwey Drittel** der Güter gelaſſen werden. Der Fürſt ſchaltet mit dem übrigen Drittel nach ſeinem Gefallen, und giebt es, wem er will: ein ſolcher nun iſt von der Zeit an ſein Lehnmann, muß ihm in den Krieg folgen, daſelbſt auf eigene Koſten dienen, und mehrere Leute ſtellen, nach Verhältniß deſſen, was er bekommen hat. Der Staat ſorgt für die **Unterhaltung** der **Soldaten** nicht, als wenn ſie im Felde ſind; alsdenn wird den Statthaltern Befehl geſendet, daß ein jeder Canton der Armee das Benöthigte liefere. Die Gemeinden müſſen ſorgfältig ſeyn, das, was von ihnen verlanget wird, herbey zu ſchaffen; ſonſt werden ſie verurtheilet, doppelt ſo viel zu geben.

In allen Provinzen werden **Regiſter** gehalten, worinnen die **Güter**, welche nach dem Tode der Beſitzer dem Landesherrn heimfallen, verzeichnet ſind. Dieſe Güter kommen hernach in andere Hände; und die Weiſe, wie man ihren **Genuß** erlangt, iſt folgende.

Der Fürſt ſchickt demjenigen, welchen er begünſtigen will, eine tafftene Binde, worauf dieſe Worte mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſind: „ich bin der Kaiſer von Äthiopien, aus dem Stamme Juda, welcher ſeine Feinde allezeit überwunden hat.„ Der Officier, der den Auftrag davon hat, befeſtiget ſelbſt die Binde an der Stirne des neuen Lehnmannes, und geht hernach mit militariſcher Muſik, und von etlichen Soldaten begleitet, ihn in den Beſitz der erlangten Güter einzuführen. Sie können Sich wohl vorſtellen, wie ſehr ein jeder bemühet iſt, einem Souveraine, der auf ſolche Art über alle Reichthümer im Lande gebietet, ſeine Ergebenheit und Eifer zu bezeugen. Jedermann bringt ihm Geſchenke, theils um ſich den fernern Genuß der erhaltenen Güter zu verſichern, theils in der Hoffnung, neue zu bekommen. Ein ſchändliches Feilſeyn herrſchet faſt allezeit bey Austheilung dieſer Gnadenbezeigungen. Der Kaiſer verkauft ſeinen Unterthanen dieſe unbeſtändigen Beſitzungen, ſo wie er auch die vornehmſten Stellen im Reiche verſteigert. Die Miniſter, und Unterkönige, die in ihren angewieſenen Plätzen ſo unumſchränkt herrſchen, wie der Fürſt ſelbſt, verkaufen ihrerſeits alle

ihnen

ihnen untergeordnete Stellen. Auf ſolche Art iſt alles in dieſem unglücklichen Lande der Plünderung überlaſſen, und das Volk ſeufzet unter der härteſten Bedrückung.

Bey allem dieſem giebt es doch in einigen Provinzen adeliche Familien, welche ſeit etlichen Jahrhunderten väterliche Güter, ja ſo gar erbliche Statthalterſchaften, beſitzen. Der Kaiſer hat keine andere Gewalt darüber, als ſie ihnen in Lehn zu reichen, und aus der Familie diejenigen zu wählen, die er zu den Statthalterſchaften am geſchickteſten hält. Seine übrigen Unterthanen werden als Sclaven angeſehen, und geben ſich ſelbſt dieſen Namen in ihren Bittſchriften, ſchämen ſich auch nicht, ſolchen in ausgefertigten Patenten zu erhalten. Die Unterkönige, die Miniſter, die Prinzen vom Geblüte, die Königinn ſelbſt, kündigen ſich unter keinen andern Titel an. Wenn der Negus einer von ſeinen Weibern die Ehre und Würde einer Kaiſerinn angedeihen läßt, ſo wird ſie in den Palaſt gebracht; und nachdem ſie der Fürſt zu ſeiner Seite hat niederſetzen laſſen, ruft einer von den Hofleuten mit lauter Stimme aus, der Kaiſer habe ſeine Dienerinn zu dem Range der Kaiſerinn erhoben: ſie darf aber niemals an ihres Ge-

mahls Tafel ſpeiſen. Die Unterthänigkeit, welche man dieſem Monarchen erweiſet, geht faſt bis zur Anbetung. Es iſt nicht allein nicht erlaubt, vor dem kaiſerlichen Zelte vorbey zu reiten, ſondern man muß auch in einer gewiſſen Weite abſteigen, gleichſam als ob man ſich einem heiligen Orte nahete.

Die alten Könige von Abißinien zeigten ſich ihren Unterthanen ſelten, und hatten beſtimmte Tage, wenn ſie öffentlich erſchienen. Selbſt der erſte Miniſter erhielt bey dem Monarchen ſchwerlich Audienz. Er mußte an der Thüre warten, hielt den Kopf gebückt, und die rechte Hand bis zur Erde ausgeſtreckt, und rufte dreymal: gnädigſter Herr, gnädigſter Herr, gnädigſter Herr! Man fragte ihn: „Wer ſeyd ihr?„ Er antwortete: „ich bin der letzte Sclave bey Hofe: mein Amt iſt, die Pferde des Königes zu ſatteln, und beſtändig bereit zu ſeyn, ſeine Befehle zu vollſtrecken.„ Alsdenn wurde er vorgelaſſen, oder fortgeſchickt, nachdem es der Fürſt haben wollte. Die Abißiniſchen Souveraine haben ſich von dem ehemaligen Zwange, der ſie in ihren Paläſten eingeſchloſſen hielt, los gemacht. Sie gehen aus, wenn ſie wollen, bald in Ceremonie, bald mit weniger Gepränge. Im erſten

Falle befindet ſich der Negus in der Mitte eines Truppes Reiterey, auf einem ſehr reich geputzten Pferde, und vor, und hinter ihm geht eine Leibwache von zweytauſend Mann. Um ſich vor der Sonnenhitze zu ſchützen, und die Beſchwerlichkeit eines Sonnenſchirmes zu vermeiden, habe ich ihm ſehen eine rundgebogene Pappe, mit goldenem Stoffe überzogen, auf dem Kopfe tragen, welche unter dem Kinne zugebunden war. Dieſer Fürſt iſt von ſo großer Gefälligkeit, daß er dem Geringſten ſeiner Unterthanen Audienz giebt. Diejenigen, die etwas auszubitten haben, begeben ſich mit Anbruche des Tages in das kaiſerliche Lager, nähern ſich des Kaiſers Zelte, und ſchreyen aus Leibeskräften, theils um ihn aufzuwecken, theils ihn aufmerkſamer auf ihre Bitte zu machen. Ihr gewöhnlicher Zuruf iſt: mein Kaiſer, mein Augapfel, mein gnädigſter Herr, der Weyſen Vater, u. ſ. f. Der Kaiſer befiehlt alsdenn ſeinen Miniſtern, den Bittenden Recht zu verſchaffen, oder er ſelbſt antwortet ihnen, wenn die Sache der Mühe werth iſt.

Dieſer Fürſt, der heutiges Tages mit ſo vieler Gelindigkeit regiret, hat durch das Recht der Erſtgeburt den Thron beſtiegen. Doch

iſt dieſes Recht nicht ſo völlig in Aethiopien eingeführet, daß nicht öfters große Unruhen in der kaiſerlichen Familie dieſerwegen entſtehen ſollten. Die Souveraine glauben, ſie können die Krone demjenigen unter ihren Kindern überlaſſen, den ſie am würdigſten halten, oder am meiſten lieben. Die Großen eignen ſich das Recht, nach ihrem Willen darüber zu gebieten, auch zu, wenn es nur in Abſicht auf einen Prinzen aus dem kaiſerlichen Hauſe geſchieht. Die Abißinier denken hierinnen wie die Türken; und bey allen Gewaltthätigkeiten, wozu ſie ſich zuweilen wider ihre Souveraine haben verleiten laſſen, behalten ſie doch immer eine vorzügliche Zuneigung für die regirende Familie. Man hat auch natürliche Kinder geſehen, unerachtet dieſe nach den Reichsgrundgeſetzen von dem Throne ausgeſchloſſen ſind, die durch Liſt, und heimliche Verſtändniſſe, wodurch ſo viele Unruhen hier entſtehen, ihn beſtiegen haben.

In vorigen Zeiten geſchah die Salbung, und Krönung der Abißiniſchen Kaiſer in der Stadt Axuma. Bey dem Anfange der Ceremonie wird dem neuen Kaiſer eine Art von Unterrichte überreicht, und abgeleſen, worinnen alle Umſtände, die bey dieſer Gele-

genheit

genheit beobachtet werden, enthalten ſind. Die in Schlachtordnung geſtellte Armee ſetzt ſich in Bewegung: hierauf erſcheint der Kaiſer auf einem koſtbaren Pferde, und vor ihm alle Große des Hofes. Man begiebt ſich an einen beſtimmten Ort, wo der Kaiſer, und die Hofleute abſteigen. Hier werden ſie von jungen Mågdgen angehalten, die einen Strick mitten über den Weg ziehen, und ihn verſperren. Der Fürſt, indem er über den Strick ſchreiten will, wird von ihnen gefraget: „wer ſind Sie?„ Er antwortet: „ich bin der König der Iſraeliter:„ ſie erwiedern hierauf: „nein, Sie ſind nicht unſer König.„ Man wiederholet dieſe Fragen, und Antworten zum zweytenmale; und der Kaiſer geht lächelnd zurück. Nachdem er aber zum drittenmale gefraget worden iſt, antwortet er: „ich bin der König von Sion;„ hier nimt er ſeinen Säbel, und hauet den Strick entzwey. Alsdenn ſchreyen alle Mågdgen; „ja, Sie ſind wirklich unſer König.„ Zu gleicher Zeit erhebt das Volk ein Freudengeſchrey, und es wird das Gewehr abgefeuert, worunter ſich die Inſtrumente einer militariſchen Muſik mengen.

Der **Patriarch**, der von dem ganzen Gefolge der Prieſter und Mönche begleitet wird,

führt den Kaiſer in die Kirche, ſalbet ihn in dem Schiffe der Kirche mit dem heiligen Oele, und an dem Fuße des Altars ſetzt er ihm die Krone auf. Dieſe iſt eine Art von Müze, mit blauem und in goldnen Blumen gewirkten Atlaſſe gefüttert, und mit einigen falſchen Steinen beſetzet. Das Volk bildet ſich ein, dieſe Mütze ſey ein Wunderwerk, welches die Engel vom Himmel gebracht hätten, wie bey uns die heilige Oelflaſche. Die Kaiſer, bey ihrer Ankunft auf dem Throne, bekommen einen beſondern Namen, den ſie zu ihrem Taufnamen ſetzen, als: der ehrwürdige Monarch, der von Gott geliebte Monarch, die Glaubens-Stütze, der koſtbare Edelſtein, u. ſ. w. Dieſe aus Schmeicheley ihnen beygelegte Namen ſind Lobeserhebungen, welche ſie noch nicht verdienet haben, und die ſie nicht allezeit ſuchen zu erwerben.

Ich habe geſaget, daß der Titel, Negus, oder König der Könige, allen Abißiniſchen Kaiſern eigen ſey. Sie wiſſen auch, aus was für Grunde man ihnen den Namen, Prieſter Johannes, gegeben hat. Letztere Benennung iſt um ſo viel lächerlicher, da es ſehr ungewiß iſt, ob jemals einer von den Kaiſern Prieſter geweſen iſt; ſehr gewiß aber iſt es,

daß keiner jemals Johann geheißen hat. Diejenigen, welche einen andern Urſprung davon geſuchet haben, ſchreiben ihn einem Irrthume der Portugieſen zu. Dieſe hatten gehöret, daß in Aſien ein chriſtlicher, ſehr mächtiger Fürſt regirte, den die Perſer Preſter-Cham, das heißt, den Fürſten der Anbeter, nenneten. Da ſie nun bey ihrer erſten Schiffahrt nach Africa einen Monarchen fanden, der ſich zum Chriſtenthume bekennete, und weitläufige Staaten beherrſchte, bildeten ſie ſich, aus einer groben Unwiſſenheit in der Geographie, ein, daß dieſes der Fürſt ſey, von dem ſie hatten reden gehöret, und legten ihm dieſen Namen bey; ſie verſtümmelten ihn aber, und veränderten Preſter, in Prieſter, und Cham, in Johann.

Der Kaiſer in Aethiopien hat allemal zwey Armeen auf den Beinen; eine, an den Gränzen des Königreiches Enarea, die andere, in der Provinz Gojam. Sie ſind aber beyde nicht zahlreich: diejenigen, welche ſie auf das höchſte ſchätzen, rechnen dieſe ganze Miliz auf funfzigtauſend Mann zu Fuße, und auf zehntauſend zu Pferde. Ihre gewöhnlichen Waffen ſind Lanzen, Piken, Säbel, Schilde, und eine Art hölzerner Keulen, von ſehr hartem und ſchwerem Holze. Der Gebrauch der Pfeile

iſt ihnen unbekannt; und mit den Musketen gehen ſie ſo ungeſchickt um, daß ihnen dieſes Gewehr gar keinen Nutzen ſchaffet. Die Kunſt, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, und regelmäſig anzugreifen, verſtehen ſie auch nicht. Ihre Art zu fechten iſt, daß ſie alle zuſammen auf den Feind losfallen; wenn die vorderſten einbrechen, ſo folgen die übrigen nach, und die Schlacht iſt gewonnen; werden ſie aber zurückgetrieben, ſo geräth alles in Unordnung, ein jeder fliehet, und es iſt nicht möglich, ſie wieder zuſammen zu bringen. Da ſie keine Citadellen, und feſte Plätze haben, ſteht das Land den Streifereyen der Barbarn auf allen Seiten offen. Leute, die kaum ein Haus zu bauen wiſſen, ſind weit entfernet, Feſtungen anzulegen.

Sie kennen faſt keine einzige unſerer **nützlichen Künſte**; noch weniger wiſſen ſie etwas von unſeren **ſchönen Künſten**. Ihre Gemälde ſind erbärmlich; ihre Muſik, ein abſcheulicher Mißklang; ihre Dichtkunſt, übel gereimte Proſa; ihre Arzeneywiſſenſchaft, eine unvollkommene Kenntniß etlicher einfacher Kräuter; ihre Weltweisheit, ein düſterner Lehrbegriff, eine Vereinigung von Irrthümern, und Thorheiten. Zuweilen ſchreiben ſie einander

der Briefe, aber niemals verfertigen ſie ſolche ſelbſt; ſie gehen zu öffentlichen Schreibern, wie der Pöbel bey uns zu thun pflegt. Sie haben keinen Begriff von dem Stande, und dem Laufe der himmliſchen Körper. Sie glauben, die Sonne komme durch ein Loch auf die Erde, und gehe durch ein anderes wieder hinweg. Sie lieben die Räthſel, machen ſie aber ſchlecht. Sie haben Sprüchwörter, die mit den unſern übereinkommen: „ein guter Schäfer macht eine gute Heerde; wer auf eine Schlange getreten hat, der fürchtet ſich vor einem Blatte im Wege,„ u. ſ. f. Die Gegenſätze, und Wortſpiele, ſind ihnen nicht unbekannt: „das Eiſen iſt ſtark, es wird aber vom Feuer bezwungen: das Feuer iſt ſtark, es wird aber vom Waſſer gedämpfet: das Waſſer iſt ſtark, es wird aber von der Sonne vernichtet: die Sonne iſt ſtark, ſie wird aber durch die Wolken verdrungen: die Wolken ſind ſtark, ſie werden aber durch den Wind zerſtreuet: der Wind iſt ſtark, er wird aber durch die Erde bewältiget: die Erde iſt ſtark, ſie wird aber von dem Menſchen beſieget: der Menſch iſt ſtark, er wird aber von dem Weibe beherrſchet.„

Dieſe Völker treiben von Vater auf Sohn einerley **Handwerk**: es giebt aber Hand-

werke, welche weder Vater noch Sohn treiben wollen. Die Juden alleine beſchäfftigen ſich, eiſerne Werkzeuge zu machen; die Chriſten haben einen Abſcheu vor aller Schmiedearbeit; ſie ſehen ſie als eine hölliſche Handthierung an. Gewiſſe **Gegenden** ſind gewiſſen **Zünften** angewieſen, ſo wie in unſeren großen Städten, gewiſſe Gaſſen beſondere Arten von Handwerkern haben. Die Flöten- und Trompetenblaſer wohnen ſeit ganzen Jahrhunderten in eben demſelben Lande; und ſeit undenklichen Zeiten ſind ſie in verſchiedene Zünfte vertheilet.

Wo wenig Arbeitſamkeit iſt, da iſt auch wenig **Handel.** Der auswärtige geſchieht durch die Araber, und Türken; der innerliche, durch die Armenier, welche aus Gewinnſucht bis an das Ende der Welt liefen. Der fremde Handel gereicht den Abißiniern zu großem Nachtheile, weil ſie die Stoffe, Spezereyen, Gewürze, und faſt alle Waaren, die man ihnen bringt, in baarem Golde bezahlen müſſen. Doch nimt man auch zuweilen Wachs, Häute, und Helfenbein. Der innerliche Verkehr geſchieht durch Tauſch, mit Getreide, Viehe, Leinwand, Obſte, und andern unentbährlichen Waaren.

Die

Die **Holländer** haben verſchiedenemale verſuchet, mit den Aethiopiern zu handeln; letztere aber haben ſich allezeit widerſetzet, es ſey nun, weil ſie in allzu weſentlichen Religionspuncten von einander abweichen, oder, daß die allzu große Macht dieſer Europäer in Indien, bey ihnen Eiferſucht erwecket. Ich habe ſie öfters ſagen gehöret, ſie möchten nie mit Chriſten zu thun haben, welche nicht faſten, keine Heiligen anrufen, nicht die körperliche Gegenwart Chriſti in dem heiligen Abendmahle glauben, u. ſ. w.

Die Abißinier haben eine gleichmäſige **Abneigung** für die **Mahometaner**, und **Portugieſen.** Der Urſprung dieſes doppelten Haſſes iſt folgender. Die Mahometaner wurden zu Anfange des ſechszehnten Jahrhundertes zu ſehr Herren in dieſem Reiche, und bemächtigten ſich aller Zweige der Regirung. Die Großen, die ein ſo hartes und gehäſſiges Joch nicht ertragen konnten, ruften die Portugieſen zu Hülfe, welche dazumal ſehr mächtig in Indien waren. Dieſe neuen Helden drangen in Aethiopien ein, und nach verſchiedenen Siegen ſetzten ſie die kaiſerliche Familie wieder auf den Thron, und jagten alle Mahometaner zum Lande hinaus. Ein ſolcher wichtiger

ger Dienſt brachte die Portugieſen bey Hofe in großes Anſehen, ja einige von ihnen erhielten die erſten Plätze. Ihre Anzahl vermehrte ſich; ihre Aufführung aber verſchlimmerte ſich; und ſie brauchten endlich ſo wenig Zurückhaltung, daß die Abißinier glaubten, ſie wollten ſich des Königreiches bemächtigen, und es der Portugieſiſchen Krone unterwerfen. Dieſer Verdacht brachte das Volk in Wuth: jedermann ergriff die Waffen, und man richtete ein entſetzliches Blutbad unter dieſen Europäern an, eben zu der Zeit, da ſie ſich am ſicherſten zu ſeyn glaubten. Diejenigen, die der erſten Wuth entgiengen, erhielten Erlaubniß, ſich weg zu begeben; und es giengen ſiebentauſend Portugieſiſche Familien aus Abißinien, die ſich in Indien, und auf den Africaniſchen Küſten zerſtreueten. Einige von ihnen blieben zurück; und von dieſen kommen die weißen Abißinier her, die man noch in dem Lande ſieht. Heutiges Tages duldet man die Mahometaner; ſie wohnen aber in beſonderen Quartieren. Die Aethiopier können nicht leiden, daß ſie mit ihnen eſſen; ja ſie würden kein Stück Fleiſch anrühren, das jene geſchlachtet, noch aus dem Becher trinken, den jene gebraucht hätten, es müßte ihn denn einer ihrer Geiſtlichen gereiniget,

get, und dreymal hinein geblaſen haben, um den böſen Geiſt zu vertreiben. Wenn ſie einem Mahometaner auf der Gaſſe begegnen, ſo grüſſen ſie ihn mit der linken Hand; dieſes aber rechnet man hier zu Lande für ein beleidigendes Bezeigen.

Zu Anfange itziges Jahrhundertes wollten die Franzöſiſchen Jeſuiten eine Mißion in Aethiopien errichten, und beredeten den Patriarchen von Alexandria, ihrerwegen an den Papſt, an den König, und an den Miniſter des Seeweſens, zu ſchreiben. Ein Chriſtlicher Maronite wurde mit dieſen Briefen an Ludwig XIV. abgeſchicket, und dieſer verſprach, die Abſichten des Patriarchen zu befördern. Einem Kaufmanne von Cairo, Namens Düroule, wurde der Auftrag des Vorhabens gethan; er war aber kaum angelanget, ſo wurde er mit ſeinem ganzen Gefolge ermordet; und alle Anſchläge der Mißion giengen mit ihm zu Grunde.

„Wenn Sie wiſſen wollen, was ich davon halte, ſagte unſer Geſandte letzthin zu mir, Aethiopien iſt ſo wohl zu Ausbreitung der Religion, als zu Errichtung einer Handlung untauglich. Die Portugieſen, bey allem genoſſenem Schutze der Negus, und zur Zeit

ihres

ihres größten Wohlſtandes, haben nur ſehr mittelmäſigen Vortheil gehabt. Ihr Elend hingegen, unter den letzten Regirungen, iſt ſo groß geweſen, daß ſie von den Jeſuiten Almoſen bekamen; und auch dieſe ſahen ſich am Ende genöthiget, die Kelche, und das übrige Kirchengeräthe zu verkaufen, um ſich zu erhalten. Die vorgegebenen glücklichen Erfolge der Mißionnaire liefen auf einige erzwungene Bekehrungen hinaus, die keinen Beſtand hatten. Und in der That, fuhr Don l'Hermes fort, wie wäre es möglich, Nutzen bey den Aethiopiern zu ſtiften, da ihre Kirche ein Zweig der Coptiſchen iſt, bey welcher man niemals eine aufrichtige und dauerhafte Bekehrung hat wirken können. Die Abißinier ſind von uns noch weiter entfernet, und inſonderheit wider die Europäer mehr aufgebracht, derer gebieteriſchen Herrſchaft ſie ſich auch entzogen haben. Vor dieſem ſind zwar Catholiken unter ihnen geweſen; aber aus eben dieſer Urſache wird es allezeit ſchwer fallen, eine Religion einzuführen, wider welche ſie ſchon ſo ſehr eingenommen ſind.„

Ich komme wieder auf ihre Sitten. Dieſes Volk lebt in einer Einfalt, ja in einer Rauhigkeit, die der Barbarey gleich kommt.

Diejenigen, welche nicht unter Zelten wohnen, halten ſich in Hütten auf, welche die Geſtalt eines Trichters haben, und wo man von Hausgeräthe nichts als etliche Matten, und einige irrdene Töpfe ſieht. Die **Kleidung** beſteht in einer Scherpe, und in Beinkleidern von grober Leinwand. Die vornehmen Leute tragen ſeidene Röcke, die bis auf die halben Beine gehen, und Beinkleider, welche ſie unten vollends ganz bedecken. Um ihr Haar glänzend zu machen, ſchmieren ſie es mit Butter, flechten es aber ziemlich künſtlich, und mit Geſchmacke. Um auch ihren Kopfputz nicht einzureißen, bedecken ſie ſich den Tag über niemals: die Nacht, ſteifen ſie den Kopf auf eine Gabel, die ihnen ſtatt eines Kopfküſſens dienet, und laſſen die Haare frey fliegen. Die Weiber ſind um ihren Kopfputz noch mehr bemühet, und verändern ihn auf tauſenderley Weiſe; doch ſind allezeit die Halsbänder, und Ohrengehänge ihr größter Zierrath.

Man hat in Europa lange Zeit geglaubet, die Aethiopiſchen Völker ſähen ſchwarz aus, weil man ſie mit ihren Nachbarn, den Einwohnern von Nubien, vermenget hat. Ihre natürliche Farbe iſt **braun**, und **olivenfarbig**; ihre Geſtalt vortheilhaft; ihr Kör-

per Verhältnißmäſig; ihre Geſichtsbildung angenehm. Sie haben kleine Lippen, weiße Zähne, große, ſchön geſpaltene Augen, alle Geſichtszüge ordentlich, und wohl ausgedrückt. Sie ſind ohnfehlbar die ſchönſten, die wohlgemachteſten Menſchen von ganz Africa. Sie ſind lebhaft, munter, voller Kräfte, und fähig, die ſauerſte Arbeit zu ertragen. Man bemerket daher auch, daß die Abißiniſchen Sclaven mehr geſuchet, und theuerer bezahlet werden, als aus den anderen Africaniſchen Ländern.

Man kann den Aethiopiern gewiſſe ſchätzbare Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens nicht abſprechen. Sie haben Einſicht, Beurtheilungskraft, und einen guten Character, der ſie von den anderen Nationen dieſes Welttheiles unterſcheidet. Es herrſchet unter ihnen eine ziemlich ſeltſame Höflichkeit, inſonderheit in der Art einander zu grüſſen. Man giebt ſich wechſelsweiſe die Hand, und legt ſie einer dem andern auf den Mund. Man nimt hernach die Scherpe von dem, den man grüßet, und bindt ſie ſich um den Leib; dergeſtalt, daß wenn jener keine Weſte an hat, er nackend da ſtehen muß. Es iſt nicht leicht jemand, der nicht allemal ein Stückgen Salz, in

in einem an den Gůrtel befeſtigten Sacke, bey ſich trůge. Wenn zwey gute Freunde einander begegnen, nehmen ſie es aus dem Sacke heraus, und geben es einander zu koſten. Es wåre eine groſe Unhoͤflichkeit, es nicht anzubieten; eine noch groͤßere aber, wenn man verweigerte, es zu lecken. „Sie finden dieſe Gewohnheit ſeltſam, ſagte der Geſandte zu mir, allein bedenken Sie doch, daß in Frankreich, wenn man jemanden begegnet, man nicht ſeine Scherpe abnimt, denn man trågt ſelbige itzt nicht mehr, aber man zieht ſeinen Handſchuh aus, und nimt ſeinen Hut ab; man faßt den andern bey der Hand an; man umarmet einander; und reichet einander ebenfalls eine Schachtel, nicht mit Salze, aber mit Tabake, welches auf eines hinauskommt.„

Selten gehen die Abißinier in die **Kirche**, ohne Brod, Oel, Meth, Råucherwerk, Fruͤchte, Wachs, Honig, und andere dergleichen Dinge, mitzunehmen, welches ſie als ein **Opfer** darbringen, und vor dem Altare niederlegen. Die Prieſter behalten einen Theil davon fůr ſich, das ůbrige theilen ſie unter die **Armen** aus; dieſe aber halten nach geendigtem Gottesdienſte, mitten in der Kirche, kleine **Gaſtmahle**, nach Art der alten Liebesmahle

bey den erſten Chriſten. An öffentlichen Feſttagen ſpielen die vornehmen Leute, aus Andacht, auf allerhand Inſtrumenten, und tanzen in der Kirche mit dem Volke, ſo wie ehedem David vor der Bundeslade tanzete.

Das **Brod**, und der **Wein**, welche man bey dem heiligen Abendmahle brauchet, werden mit außerordentlicher Sorgfalt zubereitet. Das Brød iſt geſäuert, und man drücket das Zeichen des X darauf. Der Wein wird in der Sacriſtey mit Roſinen verfertiget, die etliche Tage lang in Waſſer weichen, und an der Sonne wieder trockenen müſſen, ehe man den Saft herausdrücket. Wein aus dem Wirthshauſe zum geſegneten Weine zu brauchen, iſt verboten.

Die Beobachtung der **Faſten** geſchieht mit aller Strenge der alten Kirche. Man thut nur eine Mahlzeit, und ſolche nicht eher, als nach Sonnen Untergange. Man hält ordentlich **vier Faſtenzeiten**; die große von funfzig Tagen; die vom heil. Petro, von dreyßig Tagen; eine andere, von drey Wochen; und die kleine, von vierzehn Tagen; außer den **gewöhnlichen** Faſttagen im Jahre, Mittwochs, und Freytages. Man ißt alsdenn weder Fleiſch, noch Eyer, weder Butter, noch

Käſe;

Käſe; und weil es in Aethiopien keine Oliven giebt, bedienet man ſich des Oels, das aus den Sämereyen des Landes gepreſſet wird. Niemand iſt von dieſem ſtrengen Faſten befreyet; die Kranken, die Kinder, die alten Leute, die Reiſenden, ſind alle gleichmäſig dazu verbunden; und in der Wahl ſo wohl, als in der Zubereitung der Speiſen, können die Mönche der Abtey la Trappe keine größere Strenge beobachten.

Es iſt dieſes auch faſt die einzige Beſchwerlichkeit, die man auf der Reiſe hat; denn übrigens reiſet man hier wohlfeiler, als in allen anderen Ländern. Wenn ein Fremder in ein Lager, oder in ein Dorf kommt, hat er freye Wohnung, und Koſt: die Einwohner treten zuſammen, und liefern ihm alles Benöthigte. Thäten ſie ſolches nicht, und der Reiſende beklagte ſich, kämen ſie in große Geldſtrafe. Dieſe Gewohnheit iſt ſo unverbrüchlich eingeführet, daß ein Fremder in das Haus eines Mannes, den er niemals geſehen hat, frey hineingehen, und ſich bedienen laſſen kann, wie in dem ſeinigen. Er ißt, trinkt, und ſchläft daſelbſt, kurz, er thut ſo bekannt, wie zu Hauſe. Es iſt wahr, die Abißinier reiſen wenig, und

haben weder Wirthshäuſer, Gaſthöfe, noch nichts dergleichen.

Der Kirchengebrauch dieſer Völker, in der Art ihre Toden zu **begraben**, iſt von dem unſerigen wenig unterſchieden. Man verſammelt ſich, um ſie zu beklagen; und je angeſehener die Perſon iſt, je zahlreicher iſt dabey die Geiſtlichkeit, eben wie bey uns. Man hat bey dergleichen **Leichenbegängniſſe** bis auf ſechshundert Mönche, und ſechstauſend Arme, geſehen. Erſtern giebt man ein großes Gaſtmahl, letzteren, anſehnliche Almoſen. Ehe der Leichnam in die Erde geſenket wird, beſprengt man ihn mit Weihwaſſer, man räuchert, man ſagt Gebethe her, eben ſo wie wir es machen; was aber die Abißinier noch mehr thun, iſt, daß ſie den Toden waſchen, und das Alleluja ſingen. Die Mönche tragen ihn; laufen aber ſo geſchwind, daß man alle Mühe hat, ihnen nachzukommen. Die Verwandten, und Freunde, haben kleine Handtrommeln, wovon das Getöſe, mit dem Geheule der Leidtragenden, und dem Geſchreye der Klageweiber, einen abſcheulichen Lårmen machet. Wenn der Zug vor einer Kirche vorbey geht, hålt man inne, und es werden Gebethe hergeſaget;

hernach

hernach ſetzt man ſeinen Weg fort, bis zum Grabe. Viele, und lange Gaſtgebote endigen, und muntern dieſe Leichenbegängniſſe allezeit auf.

In einigen Provinzen, wenn einem der Tod einer werthen Perſon angeſaget wird, wirft man ſich mit ſolcher Heftigkeit auf die Erde nieder, daß man hat Leute geſehen, welche von dieſem Falle geſtorben ſind. Andere zerfetzen ſich die Aerme, den Leib, oder den Kopf, auf eine grauſame Art. Das Ableben des Kaiſers, oder des Thronerben, wird in den Provinzen mit einer Trompete angekündiget; und die Trauer, welche allgemein iſt, beſtehet darinnen, daß man die Haare vom Kopfe abſchneidet. In allen Kirchen werden Seelenmeſſen geleſen; man verſammelt ſich hernach bey dem Statthalter, wo alle Officiere, und vornehme Perſonen, beyderley Geſchlechtes, ſich in einem großen Saale in einen Kreis ſetzen. Andere, mit und ohne Trommeln, ſtehen in der Mitten, und fangen zu Ehren des verſtorbenen Fürſten allerhand Erzählungen an, die wie Lieder gemacht ſind, und dieſes in einem ſo traurigen und kläglichen Tone, daß man vor Wehmuth, ſagt man, weinen möchte. Es ſind Leute, welche, um ihr Betrübniß zu

zeigen, ſich das Geſicht aufreißen, und die Schläfe mit einem Lichte verbrennen. In dieſen Saal kommt niemand, als Leute von Anſehen: das Volk ſteht haußen in den Höfen, und macht ein klägliches Geſchrey; und dieſe Ceremonien dauern drey Tage.

Nachdem die Geſundheit des Geſandten wieder hergeſtellet, und ſeine Abreiſe feſt geſetzet war, ſchickte man uns unſere Bedeckung, nebſt einem Dolmetſcher, der die verſchiedenen Sprachen des Landes verſtund. Man unterſcheidet zwey Hauptſprachen, die alte, und die neue. Die erſtere wird nicht weiter gebrauchet, als nur auf die Art, wie das Lateiniſche in Frankreich gebrauchet wurde, in den Büchern, beym Gottesdienſte, in Urkunden, in der Schule, und bey feyerlichen Uebungen. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem Chaldäiſchen; und man hält ſie für eine beſondere Mundart des Hebräiſchen. In Aethiopien hat man ſie geredet bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhundertes, das iſt, bis auf die Erlöſchung des Zagäiſchen Geſchlechts. Der Stifter der neuen Dynaſtie, der in der Amhariſchen Sprache, von dem Königreiche Amhara alſo genennet, war erzogen worden, brachte dieſe Sprache in Aufnehmen,

men, und da ſie die Hofſprache wurde, bekam ſie unvermerkt die Oberhand über das alte Aethiopiſche. Man nennet ſie auch des Königes Sprache; und heut zu Tage iſt ſie ſo allgemein geworden, daß man ſich mit ihr in allen Provinzen verſtändlich machen kann. Man wird hier für gelehrt gehalten, wenn man nebſt dieſer neuen Sprache die Kenntniß der alten beſitzet. Beyde ſind ſehr rauh, und für einen Fremden ſchwer auszuſprechen, weil ſie Buchſtaben hat, dergleichen man in unſeren Sprachen nicht hat. Das alte Aethiopiſche hat ſich groſſentheils in dem Königreiche Tigré erhalten; übrigens ſind in Abißinien faſt ſo viel Sprachen, als Provinzen; einige Perſonen aber ſetzen ſie auf ſieben oder acht vorzügliche Sprachen.

Um uns nach Sennar zu begeben, nahmen wir unſern Weg durch das Königreich Gojam; man warnete uns aber, dem ohnweit davon gelegenen Lande der Agaven, und dem Königreiche Zendero, nicht zu nahe zu kommen, derer Einwohner als ſehr böſe Menſchen beſchrieben werden. Vom erſtern ſind einige Götzendiener, andere haben nur den Schein des Chriſtenthums. Da ſie in der Nachbarſchaft des Nils wohnen, ſo opfern ſie

dieſem Fluſſe, und bringen ihm eine groſze Menge Thiere. Der Prieſter, der dieſe Ceremonie verrichtet, beſtreicht ſich den Leib mit Kuhfette, ſteigt auf einen angezůndeten Scheiterhaufen, und wenn man den einfåltigen Aethiopiern glauben ſoll, kommt er aus den Flammen wieder herunter, ohne einigen Schaden genommen zu haben Dieſe wegen ihrer Anzahl furchtbaren Vǒlker, und als Feinde der Abiſziniſchen Botmåſzigkeit, ſuchen nichts als ſich davon los zu machen, und nehmen an allen Empǒrungen, die dieſes Reich heimſuchen, Antheil. Sie flůchten in die tiefſten Hǒhlen, und es iſt faſt nicht mǒglich, ſie daraus zu vertreiben.

Die Einwohner von Zendero, einem andern zinnsbaren Lande von Abiſzinien, ſind ſo wild als die Galaner; und ihre ganze Religion beſteht in der Verehrung des Teufels. Wenn die Frage iſt, einen Kǒnig unter ihnen zu wåhlen, ſo verſtecken ſich die Prinzen von dem regirenden Hauſe in einen benachbarten Wald, und ſtellen ſich an, als ob ſie eine Ehre vermeiden wollten, die ſie alle gern wůnſchen. Diejenigen, welche wåhlen, ſuchen den, welchen ſie auserſehen haben, mit vieler Begierde. Anfånglich weigert er ſich,

und vertheidigt ſich tapfer, verwundet auch diejenigen, welche er erreichen kann, um zu zeigen, daß es wider ſeinen Willen geſchieht, daß man ihn auf den Thron ſetzen will. Endlich faſſen ihn die Wähler, und führen ihn fort. Eine von den Ceremonien der Krönung iſt, daß der neue König einem Wurme, der aus den Naſenlöchern des verſtorbenen Königes gekommen ſeyn ſoll, den Kopf abbeiße. Dieſer Gebrauch iſt nur ekelhaft, aber der folgende iſt barbariſch. Der Fürſt läßt die vornehmſten Hofbedienten ſeines Vorgängers fordern, und ſie in ſeiner Gegenwart umbringen, mit der Bedeutung, ſie ſollten gehen, und ihren alten Herrn in der andern Welt bedienen. Der Gingiro, dieß iſt der Name, den man dem Monarchen giebt, hat zu ſeinem Throne eine Art von Fache, das oben auf ſeiner Hütte angebracht iſt, worinnen er Audienz giebt. Wenn er in einer Schlacht verwundet wird, machen ihn ſeine Unterthanen vollends tod; denn, ſagen ſie, es ſchicke ſich nicht für einen König, daß er die ſchändenden Zeichen der Uebermacht ſeiner Feinde trage.

Glücklicherweiſe entgiengen wir allen dieſen Barbarn, ohne ihnen zu begegnen. Der Officier, der uns führte, kam an denen Oertern,

wo wir bleiben ſollten, eine Stunde eher als wir, an. Er ſtieg bey dem Statthalter, oder bey dem Oberſten im Dorfe ab, und wies ihnen den Befehl vom Hofe, der auf Pergament geſchrieben war. Dieſe Rolle war in einer Bůchſe verwahret, die er an ſeidenen Schnuren am Halſe trug. So bald er ankam, verſammelten ſich die Vornehmſten des Ortes vor dem Zelte des Statthalters; und in ihrer Gegenwart nahm er die Bůchſe ab, zog das Pergament heraus, ůberreichte es mit großer Ehrfurcht dem Haupte der Verſammelung, und ſagte zu ihm, daß wenn er den Befehl nicht vollſtreckte, es ſeinen Kopf koſtete. Wenn ein Befehl die Bedrohung der Lebensſtrafe bey ſich fůhrt, iſt er mit rothen Buchſtaben geſchrieben. Der Statthalter, um ſeinen Reſpect und Gehorſam anzuzeigen, nahm ihn, legte ihn auf ſeinen Kopf, und machte hernach Anſtalten, daß wir an allen Oertern ſeiner Statthalterſchaft frey gehalten wurden.

Den achten Tag auf unſerer Reiſe unterhielt man uns mit Schauſpielen, und Concerten. Die Schauſpieler ſangen Verſe zu Ehren deſſen, dem das Feſt gegeben wurde, und ſtelleten allerhand Spiele an. Einige tanzten unter Paukenſchalle, und machten die lächer=

lächerlichſte Pantomine. Andere hatten in der rechten Hand einen bloſen Säbel, in der linken einen Schild, ſtelleten Schlachten vor, und machten tauſenderley Sprünge, und Künſte.

An dieſem Orte übergab man unſer Gepäcke zum erſtenmale den Vorſtehern der Dörfer, welche nach der Gewohnheit, davon ich geſaget habe, es bis an die Gränze bringen ließen. Man zeigte uns ein in dem Felſen angebrachtes Haus, wo ſich verſchiedene junge Leute aus lüderlichen Abſichten ſollen verborgen gehalten haben, und zu Steine geworden ſeyn. Man giebt vor, ſie wären noch itzt in der Stellung, die ſie dazumal, als ſie verwandelt wurden, gehabt hatten. Ich meines Ortes, da ich die Sache in der Nähe betrachtet habe, glaube, nichts als gewöhnliche Verſteinerungen gefunden zu haben, ſo wie ſie die Natur in unterirrdiſchen Höhlen vorzuſtellen pfleget.

Die Berge, und Ebenen, ſtellten uns nicht weniger angenehme Ausſichten dar. Einerſeits ſah man eine ſo große Anzahl von Häuſern, daß man glaubte, eine Stadt beſtändig vor ſich zu haben. Sie waren durch lebendige, immer grünende, mit Früchten und Blumen verſehene Hecken von einander abgeſondert,

dert, und hier und da, ohne Ordnung und Gleichheit, mit gepflanzten Bäumen untermenget: dieſes iſt überhaupt der Begriff, den man ſich von den hieſigen Städten machen muß. Auf allen Seiten waren Märkte, wo Eßwaaren, und Vieh verkaufet wurde; und überall traf man außerordentlich viele Leute an. Die Ebenen waren von Bächen und Quellen durchſtrömet, und mit ganzen Wäldern von Citronen- Jasmin- Granat- und anderen Bäumen beſetzet, die in freyem Felde, ohne Wartung und Sorgfalt fortkommen. Die Wieſen ſind mit Tulpen, Renonkuln, Nelken, Lilien, Roſenbüſchen, und anderen Blumen, die wir in Europa nicht kennen, bedecket, und erfüllen die Luft mit ſchönerm Geruche, als ſelbſt die angenehmſten Gegenden unſerer Provence.

Wir blieben in einem Thale voller Bäume von Ebenholze, und Bambusrohre, wo ein Löwe eines unſerer Kameele entführte. Dieſe wilden Thiere ſind ſo gemein in Aethiopien, daß man ſie die ganze Nacht brüllen höret; man kann ſie auch nicht anders von ſich abhalten, als daß man ein großes Feuer anzündet, und ſolches beſtändig unterhält. Auf eine gewiſſe Weite von dem Thale liegt ein Kloſter, wohin ich, und unſer Geiſtlicher, beſuchen

chen giengen. Der Abt empfieng uns mit vieler Liebe, und wollte uns die Füße waſchen; wir nahmen es aber, wie Sie wohl glauben können, nicht an. Man führte uns in Proceßion in die Kirche; und endlich begaben wir uns in ein Zimmer, wo man uns zu eſſen brachte. Das ganze Gaſtgebot beſtund in Biere, und Brode, das in Butter getunket war: denn in dieſem Kloſter trinkt man weder Wein, noch Meth; ja man ſieht niemals Wein, als bey der Meſſe. Der Abt war beſtändig bey uns; aber er aß nicht mit uns.

Wie wir von dem Kloſter weg waren, kamen wir an einen kleinen Bach, welcher Aethiopien von dem Königreiche Sennar, das die Alten Nubien nenneten, ſcheidet. Der Nil, der dieſes Land von Mittage nach Mitternacht, der ganzen Länge nach, durchſtrömet, fiel uns hernach, als wir unſere Bedeckung verlaſſen hatten, zuerſt in die Augen. In ſeinem Laufe nimt er verſchiedene Flüſſe auf, davon der wichtigſte der weiße Fluß genennet wird. Er verbreitet ſeine Fruchtbarkeit auf den benachbarten Feldern, die er in der Breite einer Meile Weges, auf jeder Seite, bewäſſert. Die Einwohner machen an gewiſſen Oertern Durchſchnitte, und leiten das Waſſer in Behält=

hältniſſe, um ihre Ländereyen anzufeuchten, die von Natur ſo dürr und ſandig ſind, daß in denen ein wenig von den Ufern entferneten Gegenden eine entſetzliche Dürftigkeit herrſchet. Auf dergleichen Art findet man in dem größten Theile dieſes weitläufigen Landes nichts als traurige Wüſteneyen.

Wir ſetzten uns in große Stämme von ausgehohlten Bäumen, die wie Kähne zugehauen waren, nnd die einzigen Schiffe im Lande ſind. Auf dem Wege bis nach Sennar kam uns nichts vor, das beſondere Aufmerkſamkeit verdienet hätte. In Sennar rechnet man ohngefähr hunderttauſend Menſchen, und giebt der Stadt einen Umfang von anderthalber Stunde. Sie iſt unreinlich, und hat wenig Polizey: die Häuſer ſind nur von einem Stockwerke, und ohne Regel und Geſchmack gebauet. In den Vorſtädten ſieht man nichts, als die elendeſten Hütten. Der Palaſt des Königes iſt von Ziegeln aufgeführet, und beſteht in einem Haufen unordentlicher Gebäude von einfacher, und ſchlechter Baukunſt, aber mit reichen türkiſchen Tapeten ausgeſchlagen.

Des andern Tages nach unſerer Ankunft wurden wir dieſem Monarchen vorgeſtellet,

ſtellet, und um vor ihm zu erſcheinen, mußten wir unſere Schuhe ausziehen. Es iſt dieſes ein Ceremoniel, dem ſich alle Fremde unterwerfen müſſen; ſeine eigenen Unterthanen aber dürfen nicht anders als barfuß vor ihn kommen. Wir traten in einen großen Hof, mit kleinen viereckigen Steinen von Fayance, in bunten Farben, gepflaſtert, wo an den Seiten die Leibwache, mit Lanzen bewaffnet, ſtund. Als wir über den Hof gegangen waren, mußten wir einem kleinem Saale gegen über, in welchem der König den Geſandten Audienz giebt, ſtehen bleiben. Wir bezeugten Sr. Majeſtät unſern Reſpect, indem wir niederknieten, und nach dem Gebrauche dieſes Muſelmanniſchen Hofes die Erde dreymal küſſeten. Der Monarch, von ohngefähr vierzig Jahren, iſt ſchwarz, wie alle Einwohner von Nubien, aber wohl gemacht, und von majeſtätiſchen Anſehen. Er ſaß auf einem Bette, wie ein Canapé gemacht, mit kreuzweis gelegten Beinen, und etwas höher ſaßen alte Männer, in eben dieſer Stellung, um ihn herum. Seine Kleidung beſtund in einem langen ſeidenen, in Golde geſticktem Rocke, in einer Leibbinde von ſehr feiner Leinwand, und in einem blauen Turbane. Die alten Män-

ner waren faſt eben ſo angezogen. Einer unter dieſen, der uns der erſte **Miniſter** zu ſeyn ſchien, ſtund aufrechts an dem Eingange des Saales, führte das Wort im Namen des Königes, und antwortete uns an ſeiner ſtatt. Wir machten dem Fürſten unſere Verbeugung zum zweyten male, und überreichten ihm einige Europäiſche Merkwürdigkeiten, die er mit Vergnügen anzunehmen ſchien. Er redete mit uns von der Abſicht unſerer Reiſe, und es kam uns vor, als wenn er viele Ergebenheit und Ehrfurcht für den König von Portugal hätte. Nach einer Audienz von dreyviertel Stunden, begaben wir uns unter eben den Verbeugungen wieder weg. Er ließ uns durch ſeine Leibwache bis in das Haus, wo wir wohnen ſollten, begleiten, und überſchickte uns große Gefäße mit Butter, Honig, und anderen Erfriſchungen, nebſt zweyen Ochſen, und acht Schöpſen.

Der **König** von Sennar begiebt ſich zweymal die Woche auf eines ſeiner **Landhäuſer**, welches eine Stunde weit von der Stadt liegt, um daſelbſt zu ſpeiſen; und der **Zug** geſchieht in folgender Ordnung. Zuerſt kommen dreyhundert Reiter auf koſtbaren Pferden. Hernach erſcheint der Monarch, welcher

ſich niemals öffentlich zeigt, als mit einem Flore über dem Geſichte: er iſt von einer großen Menge Laqueyen, und von ſeinen Soldaten umgeben, die mit lauter Stimme ſein Lob beſingen, und auf kleinen Trommeln dazu ſpielen. Sieben oder achthundert Mägdgen oder Weiber mengen ſich unter die Mannsperſonen, und tragen auf ihren Köpfen große Körbe, welche mit allerhand Arten von Blumen angefüllet ſind. Dieſe Körbe bedecken Schüſſeln, mit zugerichteten Speiſen und Früchten, womit des Königes Tafel beſetzet wird. Zwey oder dreyhundert Mann, zu Pferde wie die erſten, folgen und beſchließen den Zug.

So bald der Fürſt angekommen iſt, ſetzt er ſich zur Tafel. Sein ordentlicher Zeitvertreib nach der Tafel iſt, daß er ſeinen Hofleuten Preiſe ausſetzt, und mit ihnen nach der Scheibe ſchießt, dabey er ſich des Feuergewehres bedienet, deſſen Gebrauch übrigens noch nicht viel in dieſem Lande bekannt iſt. Nachdem ein großer Theil des Tages mit dieſer Uebung hingebracht iſt, kehrt er unter der vorigen Begleitung wieder nach der Stadt. Dieſe Tage ſind eigentlich ſeine Ruheſtunden: die übrigen bringt er zu, Rathsverſammelungen zu halten, die Reichsangelegenheiten zu

beſorgen, ſninen Völkern Recht zu ſprechen, u. w. d. m. Man ſuchet nicht, die Proceſſe zu verlängern: kaum iſt ein Miſſethäter eingeführet, ſo bringt man ihn vor den Richter, der ihn verhöret, und, wenn er ſchuldig, und eines Hauptverbrechens überführet iſt, zum Tode verurtheilet. Das Urtheil wird in dem Augenblicke vollſtrecket: man wirft den Verbrecher zu Boden, und ſchlägt ihn mit Stöcken auf die Bruſt, bis er ſtirbt. Bey dem Tode eines Königes von Sennar verſammelt ſich der große Rath, und läßt, nach einer abſcheulichen, und barbariſchen Gewohnheit, die Brüder des Prinzen, der auf den Thron ſteigen ſoll, erwürgen.

Es wird hier alle Tage auf einem mitten in der Stadt gelegenen Platze großer **Markt** gehalten, wo alle **Eßwaaren** um sehr **wohlfeilen** Preis zu haben ſind. Ein Rind koſtet nicht mehr als funfzig Sols, (16 ggl.) ein Schöps funfzehn, eine Henne zwölf Deniers, (4 pf.) und alles übrige in dieſer Verhältniß. Die geringſte **Münze** gilt ohngefähr den vierten Theil eines Franzöſiſchen Liard, (eines Pf.) es iſt ein Stückgen Eiſen, in Geſtalt eines T.. Der Fadda, der aus der Türkey kommt, iſt eine ſilberne, ſehr dünne

Münze,

Münze, die nur zwey Sols gilt. Man bedienet ſich auch der Spaniſchen Realen, und Piaſters, welche rund ſeyn müſſen; denn die vierekigen werden im Handel nicht genommen. Dieſe Piaſters gelten ohngefähr vier Franken, Franzöſiſches Geld.

Es iſt noch ein anderer **Markt**, wo die **Sclaven** verkaufet werden. Sie ſitzen auf der Erde, mit kreuzweis gelegten Beinen, die Männer und Knaben auf der einen Seite, die Weiber und Mägdgen auf der andern. Die theuerſten, das iſt, die ſtärkſten unter den Mannsperſonen, und die hübſcheſten, die wohlgeſtalteſten unter den Weibern, koſten kaum zehn Franzöſiſche Thaler, (8 Rthlr. = = =). Daher nehmen auch die Aegyptiſchen Kaufleute alle Jahre eine ſehr große Anzahl davon weg. Die anderen **Waaren** dieſes Landes ſind, Zibetkatzen, Tamarinden, Elephantenzähne, Tabak, und Goldſtaub.

Die **Zibetkatze** iſt, wie Sie wiſſen, ein Thier von der Geſtalt einer Katze, oder eines großen Mardes, davon man eine **wohlriechende Materie** bekommt, welche den Namen des Thieres führet. Man zieht ihrer viele hier zu Lande auf; und es giebt Leute, die drey bis vierhundert Stück ernähren. Man

giebt ihnen rohes Rindfleiſch, und eine Art von Milchſuppe. Um die wohlriechende Materie zu bekommen, ſchabt man ein Oel, das mit dem Schweiße aus ihrem Leibe dringt, ſauber ab, und verwahrt es in Ochſenhörnern, die man ſorgfältig zuſtopfet. So lange die Materie friſch iſt, ſieht ſie weiß und geronnen, wie Honig; wenn ſie aber älter wird, fällt ſie in das Gelbe, ja ſie wird endlich gar braun. Sie wird in der ganzen Levante ſtark gebraucht; und die Europäiſchen Räucherwerkshändler nehmen ſie zu ihren Spezereyen. Der Geruch des Zibets, ob er gleich ſtark iſt, iſt viel angenehmer, als des Biſams; beyde aber ſind aus der Mode gekommen, ſeitdem man den Ambra hat kennen, oder vielmehr behörig zurichten gelernet.

Die **Waaren**, die nach dem Königreiche Sennar gebracht werden, ſind Spezereyen, Papier, Meßing, Eiſen, kleine eiſerne Waare, Ringe, Glasperlen, rothe Farbe, und ein gewiſſes Schwarz, womit die Weiber ſich die Augenbraunen, und die Augenlieder malen. Die Kaufleute des Landes treiben ſtarke **Handlung** nach dem Oriente, und hauptſächlich nach Surate, woher ſie Indianiſche Waaren

Waaren zurück bringen: ſie brauchen ordentlich zwey Jahre zu dieſer Reiſe.

Das Weitzenbrod lieben die Einwohner von Sennar nicht; ſie backen es nur für die Fremden. Das **Brod**, das ſie eſſen, wird von **Dora** gebacken. Es iſt dieſes der Name eines kleinen runden Körngens, davon ſie auch eine Art von dickem, unſchmackhaftem **Biere** machen: das Brod iſt ziemlich gut, wenn es friſch iſt; wenn es aber nur einen Tag alt wird, verliert es ſeine Kraft, und man kann es nicht mehr eſſen. Es wird in Geſtalt eines breiten Kuchens, von der Dicke eines Thalers, gebacken. Das **Bier** wird folgendermaſen gemacht. Man röſtet die Körner vom Dora am Feuer, und wirft ſie hernach in kaltes Waſſer; nach vier und zwanzig Stunden trinket man dieſes als ein Getränke. Weil es ſich nicht hält, iſt man genöthiget, es alle Augenblicke zu machen. Derjenige, der Brod von Dora, und eine Kürbisflaſche voll von dieſem unangenehmen Getränke hat, davon er trinkt, bis er ſich berauſchet, glaubt höchſt glücklich zu ſeyn, und zu ſchmauſen. Bey aller dieſer leichten Koſt ſind die hieſigen Leute ſtärker und geſünder, als die Europäer. Der Brandwein, der Wein, ja ſelbſt der Meth, ſind ihnen

verboten; und ſie trinken ſie nur verborgenerweiſe. Der Gebrauch des Caffé iſt bey ihnen eingeführet, wie bey uns.

Von Koſtbarkeit wiſſen ſie nichts weder in ihren Wohnungen, noch Meublen, noch Kleidung. Die vornehmen Weiber tragen Kleider von Seide, oder Baumwolle, mit weiten Aermeln, die bis auf die Erde gehen. Ihre Haare flechten ſie, und hängen ſilberne, kupferne, helfenbeinerne, oder gläſerne Ringe hinein. Ihre Aerme, Beine, Ohren, ja ihre Naſen, ſind davon voll, und an den Fingern tragen ſie allerhand Ringe von gemeinen Steinen. Ihre Fußbekleidung beſteht in einer bloſen Sole, die ſie mit Schnuren an die Füße binden. Die gemeinen Weiber, und Mägdgen, ſind nur von den Hüften bis an die Kniee bekleidet.

Die größte Hitze in dieſem Lande, die vier Monate lang unerträglich iſt, geht mit dem Januar an, und dauert bis zu Ende des Aprils. Hernach folgen häufige Regen, welche drey andere Monate anhalten, und unter Menſchen und Viehe viele Krankheiten verurſachen. Wahr iſt es, daß die Einwohner faſt allezeit ſelbſt Urſache daran ſind: ſie vernachläßigen den Ablauf des Waſſers, ſo

daß,

daß, da es ſtehen bleibt, ſtinkend wird, und übele Dünſte von ſich giebt. Was die Gemüthsneigung dieſes Volkes anbelangt, ſo kann ich Ihnen wenig vortheilhaftes davon melden: ſie ſind betrügeriſch, abergläubig, und der Mahometaniſchen Religion ſo ergeben, daß wenn ſie einem Chriſten auf der Gaſſe begegnen, ſie allezeit ihr Glaubensbekänntniß ablegen, und laut ſagen: „es iſt nur ein Gott, und Mahomet iſt ſein Prophet.„

Nachdem wir einige Zeit an dem Hofe des Königes von Sennar geblieben waren, gab er uns Päſſe mit, daß wir unter ſicherer Bedeckung, und freyer Beköſtigung, in das Land des Königes von Dongala, der ihm zinsbar iſt, kommen konnten. Auf dieſem Wege trifft man wenige Dörfer an; allein die unter Zelten lebenden Einwohner liefern den Reiſenden Lebensmittel. Wir reiſeten zuerſt über große, ſehr fruchtbare, und vortrefflich angebauete Ebenen, und von da kamen wir in Wälder von Acaciabäumen, die in voller Blüthe waren, und einen unvergleichlichen Geruch von ſich gaben. Dieſe Wälder ſind voll von kleinen Papageyen, und anderen ſchönfarbigen Vögeln. Wir mußten uns bey einer kleinen Feſtung verweilen, deren Commendant

mendant den Auftrag hat, zu unterſuchen, ob bey denen aus Aegypten kommenden Caravanen nicht jemand die Blattern hat: denn dieſe Krankheit iſt hier zu Lande eben ſo gefährlich, als die Peſt in Europa.

Als wir in die Gegend von Dongala kamen, gieng unſer Führer voraus, bey dem Könige um Erlaubniß zu bitten, daß wir in die Stadt kommen durften. Wir blieben unterdeſſen in einem Dorfe, welches zur Vorſtadt dienet; und giengen über den Nilſtrom in einem großen Schiffe, das der Fürſt zur öffentlichen Bequemlichkeit unterhält. Die Kaufleute müſſen Zoll daſelbſt geben; andere Reiſende aber ſind frey. Die Stadt Dongala liegt auf der Anhöhe eines dürren und ſandigen Hügels, an dem oſtlichen Ufer des Fluſſes. Die Häuſer ſind ſchlecht gebauet, die Gaſſen halb öde, und voller Sand, welchen die Regengüſſe von dem Berge herabſchwemmen. Das Schloß, mitten in der Stadt, iſt groß und geraumig, aber ſchlecht befeſtiget: es dienet, die Araber im Zaume zu halten, die auf dem Lande wohnen, und die man vermöge eines dem Könige zu erlegenden geringen Tributes im Reiche duldet.

Dieſer

Dieſer Fürſt that uns die Ehre, und ließ uns mit ſich eſſen, aber an beſonderen Tafeln. Bey der erſten Audienz, die er uns gab, war er in eine grün ſammtne Weſte gekleidet, die bis auf die Erde gieng. Seine Leibwache war zahlreich: diejenigen, die zunächſt um ſeine Perſon waren, trugen lange Degen in der Scheide vor ſich her; die äußerſte Wache aber hatte halbe Piken. Er kam, und beſuchte uns in unſerm Zelte, und bezeigte ſich auf alle Fragen, die ihm der Geſandte in Anſehung ſeines Auftrages that, gefällig.

Was man hier beſonders findet, iſt ein Gift, der ſo heftig wirket, daß ein einziger Gran, ſagt man, einen Menſchen in dem Augenblicke tödet; und theilet man ihn unter zehn Perſonen, ſo ſterben ſie alle in weniger als vier Stunden. Man verkauft ihn nur an Fremde; und dieſe nöthiget man, zu ſchwören, daß ſie keinen Gebrauch davon in dem Lande machen wollen. Ueberdieß müſſen ſie dem Könige ebenfalls ſo viel Geld bezahlen, als dem, der ihnen ſolchen verkaufet. Wer überführet wird, ihn ohne Vorbewuſt des Monarchen weggegeben zu haben, dem wird der Kopf abgeſchlagen.

Wir

Wie reiſeten von Dongala ab, um uns in das Königreich **Soudain** zu begeben. Zwey Jahre vorher, war der ganze Strich Landes, der dieſe beyden Reiche ſcheidet, durch die **Peſt** verwüſtet worden. Sie hatte ſo gewüthet, daß wir viele Dörfer ohne Einwohner, und große, ehedem ſehr fruchtbare Gegenden völlig ungebauet, und verlaſſen, fanden. Der **Krieg** iſt eine andere Plage, welche dieſe Landſchaft heimſuchet. Die beyden Könige leben niemals in Frieden, ſo daß alles wegen dieſer unaufhörlichen Uneinigkeiten leidet. Die **Häuſer** ſind von Erde, mit Strohe gedecket. Die **Kleider** beſtehen in einer unreinlichen Weſte, ohne Aermel, und die Fußbekleidung in einer Sole von Leder oder Holze, mit Riemen angebunden. Das gemeine Volk hüllet ſich in ein Stück Leinwand, das auf hunderterley Art um den Leib gewickelt wird. Die Mannsperſonen gehen nirgends hin, ohne mit einer Lanze bewaffnet zu ſeyn; und die, welche Degen haben, tragen ſie über den linken Arm gehangen. Das **Fluchen**, und Läſtern, iſt unter dieſen rohen Völkern ſehr eingeführet; man findet bey ihnen weder **Religion**, noch Schamhaftigkeit; und unerachtet ſie dem Mahometaniſchen Geſetze folgen, ſo wiſſen ſie doch

nichts davon, als das Glaubensbekänntniß, welches ſie beſtändig im Munde führen. Es iſt ſo gar lange nicht, daß dieſes Land Chriſtlich war; der Glaube iſt nur darinnen erloſchen, weil niemand eifrig genug geweſen iſt, ihn zu erhalten. Man ſieht noch auf der Landſtraße Einſiedlerhütten, und halbeingefallene Kirchen. In dieſem Reiche hat man keine Geldſorten: alles wird, wie in alten Zeiten, durch Tauſch verkaufet. Mit Pfeffer, Gewürznelken, ſeidenen Zeugen, u. d. kaufen die Reiſenden ihre Lebensmittel. Die Kaufleute aus Aegypten kommen, Gold und Sclaven hier zu holen.

Ich bin, u. ſ. w.

Soudain, den 18. November, 1752.

Der 161 Brief.

Nigritien.

Soudain war der letzte Ort der von Don Juan de l'Hermes unternommenen Reiſe. Er ſollte daſelbſt die Ankunft des Marquis de Spiola erwarten, welchen der Portugie-

tugieſiſche Hof in eben dergleichen Angelegenheiten zu verſchiedenen **Königen** von **Nigritien** geſendet hatte. Beyde Miniſter ſollten ſich auf dem rothen Meere einſchiffen, und der eine ſich als Präſident des Rathes nach Goa, der andere nach Moſambique begeben, um die Stelle als Statthalter daſelbſt wieder zu übernehmen. Da die Krankheit des Don Juan unſere Abreiſe aus Aethiopien, wie ich ſchon geſaget habe, verzögert hatte, war der Marquis zuerſt angekommen; und, ohne uns zu erwarten, fuhr er den Nil hinunter, bis an die Gränze des Königreichs Nubien. Er begab ſich von da nach Homol, an dem Arabiſchen Meerbuſen, um die benöthigten Anſtalten zu unſerer Einſchiffung zu treffen. Er hatte aus Vorſicht jemanden in Soudain zurückgelaſſen, der uns von ſeiner Abreiſe Nachricht geben, und zugleich erſuchen ſollte, ihm zu folgen, mit der Verſicherung, daß wir bey unſerer Ankunft zu Homol alles in Bereitſchaft finden würden. Er hielt Wort, und wir hatten nicht mehr Zeit, als nur in das Schiff, das auf uns wartete, zu ſteigen. Dieß war, Madame, das zweytemal, daß ich mich auf dieſem Meere befande, wo unſerer Schiffahrt nichts hinderlich wurde. Unſere beyden zu-

ſammen

ſammen gekommenen Geſellſchaften erzählten einander die vorgefallenen Umſtände ihrer Reiſe; von allem aber, was ich von **Nigritien** gehöret habe, halte ich mich an die **Beſchreibung** des Marquis von **Spiola**, welche ich Ihnen hier wörtlich überliefere.

„**Nigritien** iſt eines der weitläuftigſten Reiche in Africa, zu gleicher Zeit aber, eines der unbekannteſten. Es gränzet gegen Morgen mit Abißinien, und mit Nubien, ſonſt das Königreich Sennar genennet. Es hat ſeinen **Namen**, entweder von der ſchwarzen Farbe ſeiner Einwohner, oder von dem Fluſſe Niger, der es der ganzen Länge nach durchſtrömet, und ziemlich fruchtbar machet. Dieſes Land, durch dürre **Wüſten**, und ſteile **Berge**, von der übrigen Welt abgeſondert, war zu Ende des zehnten Jahrhundertes noch nicht bekannt. Ein **Mahometaner** aber, der dazumal zufälligerweiſe nach der Barbarey gekommen war, nahm ſich vor, alle Theile von Africa kennen zu lernen; er durchdrang die Wüſten, überſtieg die Gebirge, und nachdem ſeine Neubegierde, und ſein Muth, alle Hinderniſſe beſieget hatte, langte er endlich in Nigritien an, wo vor ihm kein Reiſender hingekommen war. Der **Einwohner** war eine

eine unglaubliche Anzahl, ſie hatten aber weder Geſetze, noch Sitten, weder Regirung, noch Religion. Man ſah unter ihnen keine Könige, keine Fürſten, keine Obrigkeit: ſie lebten in einer vollkommenen Gleichheit. Vergnügt mit den Erzeugungen ihres Clima, ſuchten ſie weiter keine Eroberungen zu machen. Einige baueten das Feld; andere hüteten die Heerden. Ihrer zehne oder zwölfe, Manns- und Weibsperſonen, verſammelten ſich in einer Hütte, um die Nacht da zuzubringen; und alsdenn nahm ein jeder die Frau, die ihm gefiel, denn alles war gemeinſchaftlich. Die Kinder waren es ebenfalls; und eine ganze Völkerſchaft machte nur eine Familie aus.„

„Einer der erſten Marocconiſchen Könige trieb ſeine Eroberungen bis in dieſes Land, und brachte es, kurze Zeit nachdem es war entdecket worden, unter ſeine Botmäſigkeit. Nachgehends bemächtigten ſich deſſen die Lybier, und führten ihre Religion, welches die Mahometaniſche war, daſelbſt ein. Sie brachten ihre Geſetze, ihre Handlung, und ihre Sprache dahin. Die Mohren, aus Ungeduld über die Herrſchaft dieſer Fremden, entſchloſſen ſich, ihr Joch abzuſchütteln. Einer der tapferſten aus der Gegend von Tombut ſtellte ſich

an die Spitze ſeines Anhanges, und ermordete den neuen König. Er rufte hierauf ſeine Landesleute zu ſich, zeigte ihnen den mit dem Blute ihres Souverains gefärbten Dolch, und ſeine Miſſethat wurde in ihren Augen als die That eines Helden, der zu regiren verdienete, angeſehen. Sie ruften ihn als **König** von **Tombut** aus, und, unter ſeiner Anführung vereiniget, tödeten ſie, oder jagten die Lybier zum Lande hinaus. Ihrem Beyſpiele folgte man in allen den übrigen Provinzen, ſo daß die verſchiedenen Throne dieſes Reichs mit nichts als **Mohren** beſetzet wurden. Dieſe behielten die Geſetze, die Religion, und Regirungsform der erſten Beſitzer: und daher iſt die Menge **kleiner Königreiche** entſtanden, welche Nigritien theilen, und derer Einwohner insgeſamt ſich zu dem **Mahometaniſchen** Glauben bekennen. Man behauptet, daß verſchiedene dieſer Staaten von dem Kaiſer von Marocco ſind erobert worden, und heutiges Tages von Paſchen regiret werden. Dem ſey wie ihm wolle; alles was ich von dieſen verſchiedenen Ländern, welche der Gebrauch mit dem Titel als **Königreiche** beehret, habe erfahren können, beſteht in folgenden.„

„Man nennet Goaga eine kleine Provinz, von einem wilden Volke bewohnet, welches in den Bergen von dem Ertrage ſeiner Heerden lebet. Nach einem langwierigen Genuſſe der Freyheit, wurde ſie von einem ihrer Einwohner bezwungen. Dieſer Menſch war bey einem Aegyptiſchen Kaufmanne in Dienſten; und da er ſich eines Tages in der Nähe ſeines Vaterlandes befand, ermordete er ſeinen Herrn, nahm ſein Geld, und gieng damit in ſein Land zurück. Der Reichthum, den er durch ſeine Bosheit erlanget hatte, munterte ſeinen Ehrgeitz auf: er kaufte Pferde und Sclaven, brachte allerhand lüderliches Geſindel zuſammen, ſtellte ſich an ihre Spitze, und that Streifereyen in die benachbarten Länder. Da er mit blos ſchwachen, und unbewaffneten Völkern zu thun hatte, kam er allezeit mit vieler Beute zurück, welche er gegen Pferde, und Sclaven vertauſchte. Endlich wurde die Menge ſeiner Soldaten ſo groß, daß die Einwohner von Goaga nicht mehr im Stande waren, ihm zu widerſtehen, und ſie erkenneten ihn für ihren Souverain. Sein Sohn erbte ſeinen Muth und ſeine Macht, und hinterließ ſeinen Nachkommen ein Reich, welches ſie hernach anſehnlich vergrößert haben.„

„Das

„Das Königreich **Bournou** hat einen Ueberfluß an Getreide, und Viehheerden; und ſeine Einwohner ſind faſt alle Hirten. Der König unterhält dreytauſend Mann Cavalerie, und eine noch zahlreichere Infanterie, die auf den geringſten Wink ſeines Willens allezeit fertig ſind, mit ihm zu Felde zu gehen. Seine Einkünfte beſtehen in dem Zehnten, den er von der Aernde bekommt, und in der Plünderung ſeiner Feinde. Seine Pferde zieht er aus der Barbarey; und er bezahlt ſie in Sclaven. Die Kaufleute müſſen warten, bis er von ſeinen Streifereyen zurück kommt; unterdeſſen aber werden ſie auf ſeine Koſten unterhalten. Man behauptet, er beſitze unermeßliche **Reichthümer**: ſeine Steigbügel, Sporne, Waffen, ſein Tafelgeſchirr, das Gebiß ſeiner Pferde, bis auf die Ketten, woran ſeine Hunde geleget ſind, ſollen von gediegenem **Golde** ſeyn.„

„Man findet auch viel von dieſem Metalle in einer Gegend des Königreiches **Guengara**: weil man aber dahin nicht anders kommen kann, als auf Wegen, wo die Kameele nicht gehen können, müſſen die Sclaven die vertauſchten Waaren auf ihren Rücken tragen. Unerachtet dieſe Unglücklichen faſt über ihre Kräfte beladen ſind, ſo gehen ſie doch alle Tage

 ſieben

ſieben oder acht Stunden; ja es giebt ihrer, die in einem Tage hin und herkommen. Außer dieſen Waaren nöthiget man ſie noch, die Lebensmittel für ihre Herren, und für die Soldaten, welche ſie begleiten, mit zu nehmen.„

„Die Königreiche, oder eigentlicher zu reden, die Diſtricte von Zanfara, Zegzeg, Caſena, machen heut zu Tage einen Theil der Souveraineté von Tombut aus; die Diſtricte aber von Cano, Agades, Ginea, Melli, Guber, und Gualata, ſind ihr zinsbar. Das Königreich Gago hat ſeinen Namen von einer Stadt, welche, ſo zu ſagen, der Sammelplatz aller Waaren des nordlichen Africa iſt. Man bringt dahin Tücher aus der Barbarey, und Sclaven von allen Jahren und Geſchlechten, Pferde, Degen, Sporne, Zäume, u. d.; und das Gold iſt ſo gemein daſelbſt, daß alles viermal theuerer iſt, als in Europa. Dieſe kleinen Könige, ſo klein ſie auch ſind, ſind in ihren Staaten völlig deſpotiſch. Sie ſind Herren über das Leben, und die Freyheit, ihrer Unterthanen: niemand darf ſich ihrem Willen widerſetzen, ohne eines ohnfehlbaren Todes auf der Stelle gewärtig zu ſeyn.„

„Unter allen dieſen Ländern iſt Tombut das einzige, dem man, wegen ſeiner Größe

und

und Macht, den Titel eines **Königreiches** vernünftigerweiſe geben kann. In der **Hauptſtadt** gleiches Namens giebt es eine Menge Kaufleute, Handwerker, und Fabricanten in Baumwolle. Man bringt ſo gar Tücher aus Europa dahin; und die **Handlung** iſt ſo anſehnlich, daß alle Einwohner überhaupt reich ſind. Man ſagt aber, der **König** von **Tombut**, dem faſt alle ſeine Nachbarn Tribut bezahlen, ſey ſelbſt dem Kaiſer von Marocco zinsbar. Dem unerachtet iſt ſein **Hofſtaat** der prächtigſte von Nigritien. Wenn er auf der Reiſe iſt, oder in Krieg zieht, ſo wird ſein Kameel von den vornehmſten Herren geführet. Seine Unterthanen reden niemals mit ihm, ohne niederzufallen: auch die Fremden, ja die Geſandten ſelbſt, ſind von dieſer erniedrigenden Ceremonie nicht befreyet. Von allen dieſen Königen ſieht man keinen, als bis man ihrer nöthig hat; denn jedesmal, daß man mit ihnen reden will, muß man **Geſchenke** mitbringen, ohne welche ſie beleidiget zu ſeyn glauben; ja, an ſtatt etwas von ihnen zu erhalten, würde man ſie böſe machen. Dieſe Geſchenke beſtehen gemeiniglich in Brandweine, einigen Waffen, in Stücken Stoff, beſonders aber in ſeidenen Oſtindiſchen Tü-

chern für ihre Weiber, oder Maitreſſen, die ſehr begierig darnach ſind. Alsdenn nehmen ſie unſere Geſandten mit vieler Gütigkeit auf, bezeugen ihnen ihre Zufriedenheit, und rechnen ſich zum Vergnügen, ja gar zur Ehre, das, was man verlanget, zu bewilligen. Hält man einem von ihnen ſein gegebenes Wort nicht, ſo finden ſie ſich alle beleidiget, und machen ſich kein Bedenken, zu betrügen.„

„Der König von Tombut leidet keine Juden in ſeinem Lande: ſein Haß wider dieſelben geht ſo weit, daß, woferne jemand von ſeinen Unterthanen einigen Verkehr mit ihnen hätte, alle ſeine Güter eingezogen würden. In dieſem ehedem ſo kriegeriſchen, ſo ſiegreichen Königreiche ſind itzt die Dichter, die Docter, und die Pfaffen die angeſehenſten; alles Leute, wie Sie ſehen, mit welchen der Monarch weder Eroberungen, noch ſeine Nachbarn zinnsbar machen wird. Hingegen ſcheint man viel Neigung für die Wiſſenſchaften zu haben; zum wenigſten ſollte man es aus der erſtaunenden Menge Bücher und Handſchriften, welche die Araber dahin bringen, ſchlüſſen. Es iſt dieſes die Waare, welche heutiges Tages am meiſten im Lande geſchätzet wird, und am theuerſten iſt. Die gangbare

Münze beſteht in kleinen Muſcheln, welche aus Perſien kommen: ihrer vierzig machen einen Gran Goldes.„

„Man verſichert, daß das **Gold** in dieſem Königreiche ſo **gemein** ſey, daß, wenn man die Erde nur ein wenig aufgräbt, man es überall unter ſeinen Füßen findt. Die meiſten **Flüße**, die von Oſten herfließen, führen ſolches als **Staub**, und **Körner**, mit ſich, inſonderheit nach gefallenen häufigen Regen, und bey Ueberſchwemmungen. Man nennet es **Waſch-Gold**, wegen der Art, wie die Schwarzen es aus der Erde nehmen. Es iſt nicht nöthig, tief hinein zu graben; man darf nur die Oberfläche abſchaben, ſie in einem Zober waſchen, und das Waſſer ablaufen laſſen, um auf dem Grunde das Gold in Pulver, und vielmals in anſehnlichen Körnern zu finden. Dieſe Art, das Gold zu gewinnen, iſt Urſache, daß man nur die äußerſten Spitzen der Adern berührt, ohne auf die Hauptader zu kommen. Wahr iſt es, dieſe Nebenadern ſind gemeiniglich ſo reichhaltig, und führen ſo reines Gold, daß man es weder pochen, noch ſcheiden darf, um es zu verarbeiten. Die Erde, die es bey ſich führet, iſt weder hart, noch mühſam zu graben; und zehn Perſonen können

hier mehr Arbeit verrichten, als zweyhundert in den reichſten Gegenden von Peru, und Braſilien.„

„Die Schwarzen kennen den Boden nicht, wo mehr oder weniger Gold iſt: ſie wiſſen nur überhaupt, daß man ſolches faſt überall findet; und wenn ſie eine ergiebige Ader antreffen, bleiben ſie daſelbſt, und bearbeiten ſie ſo lange, bis ſie nichts mehr liefert, oder merklich abnimt. Alsdenn verlaſſen ſie ſie, und ſuchen eine andere. Sie bilden ſich ein, das Gold ſey ſo liſtig, ſeine Stelle zu verändern, und verberge ſich, wenn man es graben will: wenn ſie alſo dieſem Aberglauben gemäs an dem einen Orte keines finden, ſagen ſie ganz gelaſſen, es ſey fortgerücket, und gehe an einen andern. Finden ſie ohne große Arbeit viel Gold, ſo graben ſie etliche Fuß tief hinein, gehen aber nicht weiter; nicht, als ob die Ader geringer würde, ſie geſtehen vielmehr ſelbſt, daß, wenn ſie tiefer einſchlügen, ſie noch ergiebiger werden würde; ſie ſind aber zu faul, eine mühſame Arbeit fortzuſetzen. Hiernächſt wiſſen ſie nichts von Leitern, und dem benöthigten Geräthe, das Erdreich zu ſtützen, und dem Einſchießen zuvorzukommen.„

„Es

„Es iſt nicht allen Privatperſonen erlaubet, Gold zu ſuchen, wo und wenn ſie wollen. Es beruhet dieſes lediglich von dem Willen des Souverains. Er läßt ſeinen Unterthanen zu wiſſen thun, daß an dieſem oder jenem Tage dieſe oder jene Goldgrube geöffnet werden ſoll, und ein jeder begiebt ſich an den beſtimmten Ort. Einige graben alsdenn, andere ſchaffen die Erde weg; dieſe holen Waſſer, jene zerweichen, und waſchen die Materie; noch andere bewachen das gegrabene Gold, und geben Achtung, daß die Wäſcher nichts davon nehmen. Wenn die Arbeit geſchehen iſt, nimt der Souverain davon was er will, das übrige wird vertheilet. Da dieſes Land faſt nichts als Gold hervorbringt, dienet ſolches den Einwohnern, ſich alles zum Leben Benöthigte zu verſchaffen. Man liefert ihnen alle Waaren, die ſie brauchen; und ſelbſt in dem Schooſe der Dürftigkeit ſieht man den Ueberfluß herrſchen.„

„An der nordlichen Seite von Nigritien liegt die große Wüſte Zaara, welche von Morgen gegen Abend über achthundert Stunden, und, von Mitternacht gegen Mittag, faſt vierhundert Stunden hat. Dieſes Land, welches die Lateiner die Wüſte Lybien nenne-

ten, iſt flach, ſandig, und dürre. Die Caravanen, die da durch ziehen, ſind genöthiget, ihren Weg nach der Magnetnadel zu richten. Der Mangel an Waſſer hat verurſachet, daß ihrer viele umgekommen ſind; andere ſind unter den Sand vergraben worden. Nichts deſtoweniger ſieht man eine **Stadt** daſelbſt, **Tagazis** genennt, welche mit Mauern umgeben, aber ohne Handlung, und Polizey ſeyn ſoll. Man ſagt, die Weiber hätten darinnen die meiſte Gewalt; unterdeſſen unterhält der Kaiſer von Marocco einen Statthalter, und eine Beſatzung daſelbſt. Tagazis liegt an der Abendſeite der Wüſte: die Einwohner ſind ſehr arm; und das Land trägt nichts, als Hirſe, Datteln, und etliche Oliven.„

„Die in der **Wüſte Zaara** hier und da wohnenden **Völker** ſind ein Gemenge von Mohren, und Arabern. Erſtere kommen urſprünglich aus der Barbarey; die anderen ſtammen von denen Arabern ab, welche Africa zur Zeit der Califen erobert haben. Man giebt ihnen insgeſamt den Namen der **Mohren**; und man theilet ſie in verſchiedene **Horden**, die keinen Oberherrn erkennen. Jede Horde ſtellt eine kleine Republik vor, und wird von einem Oberhaupte regiret, welches ordentlich

der

der reichſte der Horde iſt. Ihre Dörfer ſind nichts als ein Haufen in einem Kreiſe aufgeſchlagener Zelter, wo in der Mitten, die Nacht über, das Vieh aufbehalten wird. Um das Lager herum ſind Schildwachen ausgeſtellet, die feindlichen Ueberfälle, die Räuber, und wilden Thiere, abzuhalten. Wenn die Viehheerden alle Weide eines Cantons aufgefreſſen haben, zieht man in einen andern: die Weiber und Kinder ſetzt man in Körbe, und ladet ſie auf die Kameele; das Hausgeräthe, und die Zelte, werden von Ochſen getragen; und die Männer, welche auf Pferden reiten, führen den Trupp. Dieſe herumſchweifende Lebensart hat ſeine Annehmlichkeiten. Sie verſchafft ihnen beſtändig neue Nachbarn, neue Bequemlichkeiten, neue Ausſichten. Es iſt der Lebenswandel der alten Patriarchen: dieſer angenehmen Vorſtellung kann man ſich bey dergleichen Gegenſtänden nicht wohl entbrechen. Man vergißt ſein Zeitalter, ſeine Zeitgenoſſen, und erinnert ſich dieſer glücklichen Zeiten; der Zeiten der Liebe und Unſchuld, wo die Menſchen einfältig waren, und vergnügt, und glücklich lebten.„

„Die hieſigen Einwohner bekennen ſich zu der Mahometaniſchen Lehre, haben

aber

aber weder Moſcheen, noch beſtimmte Oerter zu ihren geiſtlichen Uebungen. Sie beten da, wo ſie ſich befinden, und nehmen nur die durch das Geſetz vorgeſchriebenen Stunden in Acht. Ihre Prieſter werden **Marabouts** genennet. Nach ihrer ernſthaften, und beſcheidenen Stellung, und nach ihren Reden zu ſchlüßen, welche ſich allemal mit dem Namen Gottes anfangen und endigen, ſollte man glauben, ſie wären die frömmſten Leute auf der Welt; ſtellet man ſie aber auf die Probe, beſonders in Handlungs-Sachen, ſo findet man nichts als Verſtellung, Geitz, Grauſamkeit, Undank, Aberglauben, Unwiſſenheit, ohne den geringſten Begriff von moraliſcher Tugend, ja nicht einmal von natürlicher Ehrbarkeit. Sie ſind die Mahometaniſchen Phariſäer.„

„Die **Kleidung** dieſer Völker kommt der Wilden ihrer ziemlich bey. Die meiſten haben nur ein Ziegenfell um die Hüften; die reichſten aber ziehen ein Hemde an, und Beinkleider, die bis auf die Ferſen gehn. Ueber dieſes alles tragen ſie einen langen Kittel ohne Knöpfe, mit einem Gürtel zugebunden, der zwey oder dreymal um den Leib geht. Die **Weiber** haben ein baumwollenes Hemde, und oben darüber ein Stück geſtreiften Zeug, wie

eine Scherpe umgemacht. Ein Theil ihrer Haare iſt auf dem Kopfe in die Höhe geſchlagen; die anderen ſind hinten gebunden, und hängen bis auf den Gürtel herab. Ihre Ohrengehänge ſind nach Verhältniß ihres Vermögens groß, und koſtbar. An jedem Finger haben ſie einen Ring; an den Gelenken des Armes, Armbänder; an den Fußknöcheln, Ketten und andere Ringe. Wenn ſie ſich vor Fremden ſehen laſſen, ſo tragen ſie allemal einen **Schleier**, der ihnen das Geſicht und die Hände bedecket. Nie gehen ſie alleine aus: die Mannsperſonen ſelbſt brauchen die Vorſicht, das Geſicht wegzukehren, wenn ſie ihnen begegnen; ſie bezeigen ihnen auch die größte **Ehrfurcht.** Sie nehmen ſich inſonderheit in Acht, ſie nicht öffentlich erſcheinen zu laſſen, und haben auf ihre Aufführung ein wachſames Auge. Sie vergönnen niemanden den Zutritt an Oertern, wo ſich Frauenzimmer befindet; ſind auch ungemein ſorgfältig, ihrer niemals Erwähnuug zu thun, ſo gar gegen ihre beſten Freunde: ſie glauben, daß man von der tugendhafteſten Frau allezeit am wenigſten rede.„

„Die **Mägdgen** tragen nichts als ein Stück Zeug über den Achſeln, und einen Rock

von

von Fellen, in verſchiedenen einzeln Blättern, der ſie bey ſtillem Wetter, oder wenn ſie ſich ruhig halten, ſo ziemlich bedecket; bey der geringſten Bewegung aber, oder bey dem leichteſten Winde, geräth alles in Unordnung. Die Mohrinnen haben eine braune Haut, aber regelmäſige Geſichtszüge, große, ſchwarze, feurige Augen, einen kleinen Mund, und außerordentlich weiſſe Zähne. Die ordentliche Beſchäfftigung dieſer Mägdgen, und ihrer Mütter iſt, Ziegen- und Kameelhaar zu ſpinnen, als welches ſie bey Zeiten lernen verarbeiten, Zeuge zu wirken, die Speiſen zuzurichten, Waſſer und Holz vorräthig anzuſchaffen. Die Reinlichkeit, welche ſie als ihre erſte Pflicht anſehen, iſt auch ihre erſte Bemühung. Die Natur prägt ſie ihnen ein; die Geſundheit ſchreibt ſie ihnen vor; das Geſetz verordnet ſie ihnen; ihr eigener Geſchmack reizet ſie; und die Furcht, ihren Männern, die ſie lieben, Ekel zu erwecken, und ihre Kaltſinnigkeit zu fühlen, treibt ſie natürlicherweiſe dazu an. Kurz, ſie ſind überzeuget, daß nichts ekelhafter ſey, als eine unreinliche Frau; daher glauben ſie auch, nichts gut zu machen, als was reinlich gemachet iſt. Das erſte, was ſie fordern, an den Oertern, wo ſie ihr Lager auf-

aufſchlagen, iſt Waſſer, um ſich zu waſchen. Derjenige Theil der Reinlichkeit, den die gemeinen Weiber in unſeren Städten noch nicht kennen, die Bürgersweiber aber aus Faulheit, oder falſcher Schamhaftigkeit verwerfen, und nur unter dem vornehmen, oder galanten Frauenzimmer eingeführet iſt, wird durchgehends, und ohne Ausnahme, von verheuratheten und unverheuratheten Weibsperſonen in der Wüſte beobachtet.„

„Die **Männer**, ihrerſeits, haben viel **Gefälligkeit** für ſie. Faſt alles, was ſie durch ihren Handel, oder Arbeit verdienen, geben ſie hin zu ihrem Putze. Alles Gold, das ſie aus Nigritien bringen, wenden ſie an, ihnen Armbänder und Ohrengehänge zu machen. Da ſie dieſes Metall ungemein lieben, die Natur aber keines in ihrem Lande hervorbringt, unternehmen ſie gern die Reiſe nach **Tombut**; und der geringſte Anſchein eines Gewinſtes locket ſie an, weder einen langwierigen Weg, noch Ermüdung, oder Gefahr zu ſcheuen. Man ſollte meynen, alles was ſie auf dergleichen Reiſen vor ſich ſehen, gehöre ihnen. Freund, Feind, alle Welt behandeln ſie wie wahre Straßenräuber. Denen Seefahrern gleich, welche zu einerley Zeit Handlung treiben, und

Krieg führen, bemächtigen ſie ſich ſo gar derer Schwarzen, die mit ihnen handeln; und behalten ſie ſelbige nicht zu ihrem Gebrauche, ſo verkaufen ſie ſie aus Gewinnſucht an die Europäer, oder an die Mohren, nach Fez, und Marocco. „

Der Marquis von Spiola gieng in hundert andere Umſtände ein, die Sitten und Gebräuche dieſer Völker betreffend. Sie ſind faſt insgeſamt der Araber ihren gleich, davon ich Ihnen anderwärts unter den Namen der Beduinen Erwähnung gethan habe. Es iſt eben dieſelbe Art ſich zu lagern, zu reiſen, das Vieh zu füttern, das Feld zu bauen, das Getreide zu verwahren, Mahlzeiten zu halten, in ihren Familien zu leben, ihre Toden zu begraben, u. ſ. f. Sie haben eben die Ehrfurcht für ihre Prieſter, eben die Liebe für ihre Kinder, eben die Sorgfalt für ihre Pferde, eben die Zuneigung zu ihren Weibern: es ſind eben die Feyerlichkeiten, eben der Zeitvertreib, eben der Aberglaube, eben die Unwiſſenheit.

Ich bin, u. ſ. w.

Mozambique, den 23. December, 1752.

Der 162 Brief.

Monomotapa.

Keine derer Gefährlichkeiten, oder andere Zufälle auf dem rothen Meere, wovon ich Ihnen, Madame, ſchon bey anderer Gelegenheit geſaget zu haben glaube, ſtörete unſere Schiffahrt, ſo wenig als die Aufmerkſamkeit, welche wir der Erzählung des Marquis widmeten. Wir durchſchifften mit vollkommener Gelaſſenheit den ganzen Theil des Weltmeeres, der längſt der Küſte von Ajan, und Zanguebar, hingeht, und ich fand mich zum zweytenmale zu Mozambique ein.

Von dieſer kleinen Feſtung gehen alle Tage leichte Schiffe nach denen verſchiedenen Gegenden in Africa ab, wo die Portugieſen Errichtungen angeleget haben. Eine der näheſten iſt die von Sena, an dem Fluſſe Cuama, oder Zambeſé, welche den Europäern den Eingang nach Monomotapa öffnet. Dieſe Nähe verſchaffte mir den Vortheil, ein Land kennen zu lernen, wovon ich außerordentliche Dinge geleſen, und gehöret hatte. Einige Reiſende, vermuthlich um ihre Erzählungen

lungen wundernswürdiger zu machen, haben den Palaſt des Souverains als ein Gebäude vorgeſtellet, deſſen Pracht alles übertrifft, was wir in dieſer Art vortreffliches in Europa haben. Wenn man ihnen glauben ſoll, ſo ſind alle Balken, und alles Täfelwerk von der feinſten Bildhauerey, mit goldenen Platten belegt, und verwundernswürdig ausgeſtochen. Es iſt wahr, ſagen ſie, daß die Tapeten nur von Baumwolle ſind; allein die Lebhaftigkeit ihrer Farben übertrifft noch den Glanz des Goldes, welches das Innere dieſes prächtigen Gebäudes zieret. Vergoldete, gemalte, und emaillirte Meublen; Leuchter, und Tafelgeſchirr von gediegenem Golde; eine große Menge porcellainer Gefäße, mit goldenen Zweigen, gleich den Corallenzinken, umgeben, machen einen Theil der Schönheit aus, womit die Zimmer ausgeſchmücket ſind. Außen herum iſt der Palaſt durch Thürme und kleine Wachhäuſer befeſtiget, derer Bauart und Ebenmaas eine vortreffliche Wirkung machet. Die Gärten, Hecken, Zugänge, kommen ihrer Ausſage nach mit der Größe des Gebäudes, und mit der Majeſtät des Herrn, der es bewohnet, überein.

Dieſes iſt es, was überhaupt die Wohnung betrifft. In Anſehung der innerlichen

Pracht,

Pracht, verſichert man, daß der Kaiſer alle Tage für tauſend Thaler Räucherwerk brauche, auch fünfhundert Hofnarren beſtändig um ſich habe. Sein Kleid iſt ein in dem Lande gewirkter langer Rock von goldenem Stoffe mit Blumen. Dieſer Fürſt hat neun Gemahlinnen, die mit dem Titel als Königinnen beehret werden, und derer jede einen beſondern eben ſo prächtigen Hofſtaat hat, wie der Souverain, auch mit ihm gleiche Gewalt ausüben. Sie müſſen entweder ſeine Schweſtern, oder doch ſeine nächſten Verwandtinnen ſeyn, und ihre Einkünfte ſind ihnen in verſchiedenen Provinzen angewieſen. So bald eine dieſer Gemahlinnen ſtirbt, wählt man ihre Nachfolgerinn. Die erſte führet allezeit den Titel als Kaiſerinn, und hat über die anderen alle zu gebieten. Die Portugieſen nennen ſie ihre Mutter, und machen ihr eine Menge Geſchenke, weil ſie bey Hofe zu ihrem Vortheile redet. Der Kaiſer ſchickt ihnen niemals Geſandten, die nicht zugleich von etlichen Hofbedienten der Kaiſerinn begleitet werden. Wenn ſie ſtirbt, hat der erſte Haushofmeiſter das ſonderbare Recht, ihre Nachfolgerinn zu ernennen; nur muß er ſie unter den Verwandtinnen

des Monarchen wählen. Tauſend andere Weiber, aus den erſten Familien im Reiche, haben den Rang als Kebsweiber, oder Gemahlinnen von der zweyten Claſſe: ſie ſind wie die Hofdamen der neun Königinnen; und der Aufwand, den ſie machen, iſt ihrer Würde gemäs.

Durch dieſe Beſchreibungen, und vorgegebene Pracht, war meine Neubegierde angefeuert, aber ſchlecht befriediget worden. Wie ſehr erſtaunete ich, da ich, an ſtatt koſtbarer Gebäude, nichts als hölzerne Häuſer, mit Strohe gedeckt, ſah. Die Hauptſtadt, welche Zimbaoé, (der Hof,) genennet wird, weil der Kaiſer daſelbſt reſidiret, kann eine Stunde im Umfange haben; die Häuſer ſtehen aber ſehr weit von einander, ſo daß, wenn ſie näher beyſammen wären, wie in unſeren Städten, ſie einen ſehr kleinen Platz einnehmen würden. Der Palaſt hat neun Höfe, mit hölzernen Stacketen, an ſtatt der Mauern, eingefaßt. Ich habe Ihro Kaiſerliche Majeſtät geſehen, wie Sie ſelbſt Ihre eigenen Kinder da arbeiten ließen: ich habe dieſe durchlauchtigſten Kinder beſchäfftiget geſehen, wie ſie Stroh trugen, um ein Haus zu decken, das der Kaiſer bauen ließ. Er war alsdenn in

zwey Stücken Zeug gekleidet, davon das eine eine Scherpe abgab, das andere, wie ein Mantel hinten befeſtiget war, und bis auf die Füße gieng. An ſeinem Gürtel trägt er gemeiniglich eine kleine Hacke, die man auch einen Spaten nennen könnte; denn bald braucht er ſie als ein Kriegsgewehr, bald als zum Ackerbaue, eine Beſchäfftigung, die er ſo ſehr achtet, daß ich ihn habe ſehen einen Portugieſiſchen Geſandten die Audienz verſagen, um die Beſtellung ſeines Feldes abzuwarten. Sein **Thron** iſt die Schwelle ſeiner Thüre, wo er auf einer Stuffe ſitzt, und keine andere Fußdecke hat, als ein Fiſchernetz. Seine Zimmer haben ebenfalls keine andere Tapeten; und bey aller dieſer demüthigen Einrichtung läßt ſich Se. ſchwarze Majeſtät dennoch kniend bedienen. Wenn ſie huſtet, ſpucket, ſich ſchnaupet, nieſet, oder gähnet, ſo weiß man es gleich in der ganzen Stadt. Diejenigen, die um ihn ſind, klatſchen mit den Händen, und ahmen dem Monarchen nach; andere, die es hören, thun dergleichen, und dieſe Comedie, die von einem zum andern fortgeht, ſieht man bald zu gleicher Zeit in der ganzen Stadt ſpielen. Wenn dieſer Fürſt ausgeht, hat er ſeine Pfeile, ſeinen Bogen, und eine Lanze in der Hand; vor ihm

aber geht allezeit einer her, der die Trommel ſchlägt, um dem Volke anzukündigen, daß der Kaiſer kommt. Sein Hof hat wenig Großes, aber deſto mehr Ceremonien.

Dieſer Fürſt hat allerdings eine große Menge Weiber, und viele darunter ſind wirklich ſeine Schweſtern, oder Verwandtinnen; allein ſie ſind nicht koſtbar zu unterhalten: etliche baumwollene Schleier, die ſie ſelbſt ſpinnen, und wirken; etliche Körner Mais, welche ſie pflanzen, bauen, und zurichten; ein großer Schuppen; und etliche Matten, machen ihre Wohnung, ihre Meublen, ihre Kleidung, und Koſt aus. Die Gunſt ihres Herrn macht keinen Unterſchied unter ihnen: zu der Zeit, da er ihrer nöthig hat, nimt er die erſte, die ihm vorkommt; braucht er ſie nicht mehr, ſo thut er nicht, als ob er ſie kennete, ſie müßte denn ſchwanger ſeyn; in ſolchem Falle giebt man ihr ein beſonderes Zimmer, um ihr Kind auf die Welt zu bringen, zu ernähren, und aufzuziehen. Das Reich der Schönheit maaſet ſich kein Recht an einem Orte an, wo die äußerſte Häßlichkeit herrſchet; und an dieſem ſchwarzen und wenig galanten Hofe räumet man den Weibern keine andere Beſtimmung ein, als der Nothdurft ein

ein Genüge zu leiſten, und Erben zu verſchaffen. Dieſe Gleichgültigkeit für ein ſonſt überall angebetetes Geſchlecht verhindert alle heimliche Verſtändniſſe, und entfernet alle liſtige Ränke, welche die anderen Serails ſtören, und verderben. Hier höret man nicht, daß eine Frau die Janitſcharen aufrühriſch gemacht, oder eine Favorite einen Großvezier abgeſetzet, aber wohl, daß die junge Addi zwanzig Peitſchenhiebe bekommen habe, weil ſie zu nachläßig geweſen war, ihre Baumwolle zu ſpinnen. O, ihr Unglücklichen, die ihr das Urthel euerer Verbannung, oder eueres Todes, von einer königlichen Maitreſſe in den Aermen ihres Geliebten unterzeichnet, ſehen müſſet, ihr würdet dieſes traurige Schickſal an dem Hofe des Kaiſers von Monomotapa nicht erfahren! Und ihr ſtolzen Favoritinnen, derer Herz ſich weniger um die Liebe, als um die Macht des Monarchen bemühet, kaum hättet ihr an dieſem Hofe Anſehen genug, einen Sclaven züchtigen zu laſſen!

Die vornehmſten **Hofbedienten** des Kaiſers ſind, der Statthalter der Königreiche, oder der erſte Miniſter; der General-Oberſte, oder der Vornehmſte im Kriege; und der Hauptmann der Leibwache: den erſten Haus-

hofmeiſter habe ich ſchon genennet. Die Stellen eines Ober-Muſik-Directors, eines Oberaufſehers über die Zauberer und Hexenmeiſter, eines Ober-Apothekers, eines Ober-Thürſtehers, und Oberküchenmeiſters, werden von denen vom erſten Range verwaltet. Auch die unteren Köche ſind Perſonen vom Stande. Keiner dieſer Hofbedienten darf älter ſeyn, als zwanzig Jahre; denn man bildet ſich ein, daß ſie bis dahin noch mit keinem Frauenzimmer zu thun gehabt haben. Die Weiber des Fürſten erhalten ihn auch bey dieſer Meynung; und der Monarch ſelbſt ſtellt ſich, als ob er es glaubte, um ihnen, bey der gezwungenen Lebensart, darinnen er ſie hält, wenigſtens einige Entſchädigung zu gönnen. Wenn dieſe jungen Leute ihre Dienſte geleiſtet haben, werden ſie, ſo wie die Ichoglans in dem Serail des Groß-Sultans, zu den erſten Staatswürden befördert.

Der **Urſprung**, die Reichsfolge, und die Anzahl der **Kaiſer** von Monomotapa, iſt nicht bekannt. Die Portugieſen geben vor, daß es dieſer Fürſten ſchon zur Zeit der Königinn von **Saba** gegeben, und dieſe ihre Schätze daher bekommen habe. Andere glauben, ſie ſtammeten von den **Mokarangis**

her, welche man für die tapferſten in der Nation hält. Dieſe Völker haben niemals Kenntniß vom Schreiben gehabt; ſie haben aber eine allgemeine fortgepflanzte Sage, die ihnen ſtatt hiſtoriſcher Urkunden dienet. Sie bilden ſich ein, daß ihre Kaiſer von der Erde in den Himmel übergehen; und in dieſem Stande der Verherrlichung rufen ſie ſie, unter dem Namen der **Muzimos**, an, ohngefähr ſo, wie die Catholiken die Heiligen verehren. Sie beten einen **Gott** an; ſie glauben auch die Wirklichkeit des **Teufels**, dem ſie, wie wir, viel Böſes zueigenen. Sie wiſſen nichts von Bildern, und Statuen. Die Zauberey, der Diebſtahl, der Ehebruch, ſind Laſter, welche ſie hart beſtrafen. Sie nehmen ſo viel **Weiber**, als ſie erhalten können; und der Reſpect, den man für die Frauensperſonen hat, geht ſo weit, daß wenn des Kaiſers Prinz einem Frauenzimmer begegnet, er ihr Platz machet, und wartet, bis ſie vorbey gegangen iſt. Dieſe Völker fangen den **Monat** mit dem Neumonde an, theilen ihn in drey Theile, und jeden Theil in zehn Tage: der vierte und fünfte Tag jeder Eintheilung ſind **Feſte**, und zugleich Tage, wo der Fürſt **Audienz** ertheilet. Er hält alsdenn in ſeiner Hand einen

großen Pfahl, worauf er ſich ſtemmet; und in dieſer Stellung bleibt er den ganzen Tag an der Thüre des Palaſtes ſtehen. Iſt er krank, ſo vertritt der erſte Miniſter, oder Vornehmſte im Königreiche, ſeine Stelle. Wer bey dieſem Tribunale zu thun hat, muß ſich, wenn er erſcheint, zur Erde werfen, und in dieſer Stellung die Antwort des Monarchen, oder ſeines Gevollmächtigten erwarten.

Den erſten Tag des Neumondes läuft der Kaiſer, von ſeinen Hofleuten umgeben, und mit zweyen Lanzen bewaffnet, in ſeinem Palaſte herum, und ſtellet ſich, als wenn er ſich ſchlagen wollte. Wenn dieſes Laufen geendiget iſt, bringt man ihm ein Gefäß mit gekochtem Indianiſchen Korne, das er auf die Erde ſchüttet, und allen Vornehmen des Hofes befiehlt, davon zu eſſen. Dieſe machen ſich mit der größten Geſchwindigkeit darüber her; und ein jeder, um ſeinen Reſpect zu bezeigen, ißt davon, als wenn es das herrlichſte Gerichte wäre. Doch das vorzüglichſte, unter allen Feſten, iſt das Feſt des Neumondes im Maye. Alle Große, derer Anzahl anſehnlich iſt, verſammeln ſich alsdenn im Palaſte, und ſtellen in Gegenwart des Fürſten eine Schlacht vor. Dieſe Luſtbarkeit dauert

den ganzen Tag. Hierauf geht der Kaiſer weg, und läßt ſich eine Woche lang nicht ſehen. Binnen dieſer Zeit höret man nicht auf, die Trommel zu ſchlagen, das Feſt aber endiget ſich auf eine barbariſche Weiſe; denn den letzten Tag läßt der Monarch die Großen, denen er am wenigſten günſtig iſt, umbringen, und opfert ſie ſeinen verſtorbenen Vorfahren. Alsdenn hören die Trommelſchläger auf, und jedermann begiebt ſich nach Hauſe. An ſtatt dieſer ſchrecklichen Tragedie, pflegt der Kaiſer ſich zuweilen in einem Faſſe voll Wein zu waſchen, und den Wein ſeinen Hofleuten zu trinken zu geben; er glaubt, dadurch ſich mehr mit ihnen zu vereinigen, und will zeigen, daß er wünſche, nur ein Herz und eine Seele mit ihnen zu machen. Dieſe Ceremonie geſchieht bey Muſik; und endlich begiebt ſich jedermann zitternd und bebend hinweg.

Unter dem Namen von Monomotapa begreift man den ganzen Strich des oſtlichen Africa, welcher zwiſchen den Flüſſen Zambeſé, und Manica, ſonſt St. Eſprit genennt, in einer Weite von ohngefähr hundert und ſechzig Stunden, von Süden nach Norden, hingeht. Er erweitert ſich aber in der Mitten des Landes, von der Mündung bis zu dem Urſprunge

dieſer

dieſer beyden Flüſſe, und wird zu einer Halb-inſel. Dieſes Land, welches nicht viel kleiner als Frankreich iſt, wird von den **Caffren** bewohnet. Das Wort Caffren bedeutet **Leute ohne Geſetz**, und iſt ein Schimpfwort, welches die erſten in dieſe Gegend gekommenen Araber allen Völkern beylegten, welche nicht, wie ſie, der Mahometaniſchen Religion zugethan waren.

Der **Zambeſé** ergießt ſich durch verſchiedene Mündungen in das Meer; ſein Urſprung aber iſt ſo weit davon abgelegen, und ſo verborgen, daß man ihn noch nicht hat ausfündig machen können. Weil die ganze Bemühung der Portugieſen auf ihre Handlung gerichtet iſt, begnügen ſie ſich, in der einen Hand die Goldwage, und in der andern eine Elle zum Tuchmeſſen, niemals aber Inſtrumente zu haben, womit ſie den Lauf der Flüſſe unterſuchten. Der Zambeſé hat **Waſſerfälle**, wodurch die Schiffahrt gehindert wird, und beſtimmte **Ueberſchwemmungen**, welche das Erdreich düngen, und fruchtbar machen, wie der Nil. Man nennet dieſen Fluß **Zambeſé**, von einem Dorfe, wo er vorbey fließt; und **Cuama**, von einer kleinen Schanze, die an ſeinem Ufer liegt. Er ſo wohl, als der

St.

St. Eſprit, und alle Flüſſe, welche er aufnimt, ſind berühmt wegen des **Goldſandes**, den ſie mit ſich führen. Ein großer Theil des Landes hat eine ziemlich gemäſigte **Luft**, und es fehlt weder an Fruchtbarkeit, noch an Annehmlichkeit. Man findet große Heerden **Schaafe**, davon die Einwohner die Felle zu ihrer Bedeckung brauchen. Längſt dem Cuama iſt das Land bergig, mit Holze bewachſen, und durch eine Menge Bäche zerſchnitten: es macht dieſes die Ausſicht ſehr angenehm; daher iſt dieſe Gegend auch am **meiſten** bewohnet, und der **Kaiſer** ſchlägt ordentlich ſeine **Reſidenz** daſelbſt auf. Es giebt hier viele **Elephanten**, und ihre **Jagd** iſt eine der gewöhnlichſten Beluſtigungen für dieſen Monarchen. Sie geſchieht folgendermaaſen.

Drey wohlberittene Reiter machen ſich fertig, das Thier aufzuſuchen. Zweye von ihnen bleiben auf der Ebene, und der dritte nimt die Zeit in Acht, wenn der Elephant in einen benachbarten Fluß geht, und ſich abkühlet. So bald der Jäger das Thier gewahr wird, reitet er gerade darauf zu, und unterdeſſen daß es ſäuft, verſetzt er ihm einen Stich mit der Lanze. Der verwundete Elephant geräth in Wuth, und verfolgt ſeinen Feind, dieſer aber

locket

locket ihn auf die Ebene. Einer von den andern Jägern eilet herbey, ſeinem Cameraden zu helfen, reitet auf das Thier los, und giebt ihm ebenfalls einen Lanzenſtich. Das Thier verläßt alsdenn den erſten Feind, und verfolgt den zweyten; allein der dritte Reiter, der noch munter iſt, jagt ihm nach, und bringt ihm einen dritten Stich bey, darüber es den zweyten vergißt. Der aufgebrachte Elephant macht ſich an dieſen neuen Jäger; er verlieret aber eine große Menge Blut, das bey ſeiner Wuth Stromweiſe herabſchießt. Behält er nun Kräfte genug, ſich nach den dreyen Verwundungen zu erhalten, ſo fängt der erſte Reiter wieder an, und die zwey anderen fahren fort, bis das Thier völlig entkräftet hinfällt.

Auf unebenen Boden iſt dieſe Jagd gefährlich; und während meines Aufenthalts zu Sena, bin ich Augenzeuge eines traurigen Beyſpieles geweſen. Drey Portugieſen machten ſich auf, einen Elephanten zu töden, hatten aber nicht in Acht genommen, die Maulwurfshaufen in der Gegend einebenen zu laſſen. Die Jagd fieng ſich mit gutem Erfolge an; als aber des zweyten Jägers Pferd mit dem Vorderfuße in einen Maulwurfshaufen trat, fiel es, und gab dem Elephanten Zeit, den

Por=

Portugieſen zu erreichen. Das wütende Thier faßte den Reiter mit ſeinem Rüßel, wurf ihn ſo hoch als es konnte, und hielt den einen Zahn ſo, daß es ihn auffieng. Der Reiter, der von der Höhe auf dieſe Spitze fiel, wurde durchſtochen, und gleichſam geſpießet. Der Elephant ließ nicht nach, ihn eine ſehr lange Weile auf dieſe Art zu halten, und kehrte ſich gegen die zwey anderen Jäger, gleichſam als ob er an dem entſetzlichen Geſchreye dieſes Unglücklichen Vergnügen fände.

Monomotapa wird in fünf und zwanzig Provinzen, oder Königreiche eingetheilet. Sie gehöreten ſonſt einem einzigen Herrn; es ſind aber verſchiedene davon abgekommen, andere hingegen zinsbar geblieben. Daher kommt es, daß man dem Könige den Titel als Kaiſer giebt, weil er etliche Monarchen zu Vaſallen hat. Um ſich ihrer Treue zu verſichern, läßt er ihre Kinder an ſeinem Hofe erziehen; er unterhält auch Armeen, um ſie beſſer in der Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Portugieſen haben lange Zeit Factoreyen in dieſem Reiche gehabt; und ſie haben ihrer noch itzt, aber wenige: ſie ſind auch die einzigen Europäer, welche dahin handeln. Sie ziehen da her Gold, und Elephanten-

tenzähne, und haben unter der Benennung von **Meſſen** beſtimmte Oerter, wo die Caffren ihre Waaren zum Vertauſchen hinbringen. Auf allen dieſen Meſſen hatten ſie Wohnungen errichtet, derer viele aber nicht mehr vorhanden ſind. Zu **Luane** ſah man eine Kirche, und ein Dominicanerkloſter, nebſt einer Meierey, wo viel Kühe und Federvieh erzogen, und viel Reiß erbauet wurde. Häufige Quellen bewäſſern dieſe nämliche Gegend, und veranlaſſen Fruchtbarkeit, und kühle Luft. Auf die Meſſe nach **Bocuto** brachte man vieles Gold; man fand auch daſelbſt eine Menge Erfriſchungen; und allemal ein Kloſter, und eine Kirche der Dominicaner.

Der Flecken **Maſſapa**, wo der vornehmſte Handel im Reiche geſchah, iſt noch heutiges Tages der Aufenthalt eines **Portugieſiſchen** Beamten, den der Statthalter von Mozambique mit Genehmhaltung des Kaiſers ernennet. Man nennet ihn den **Hauptmann der Pforten**, weil dieſer Ort gleichſam das Thor, oder der Weg iſt, der zu den Goldgruben führet. Der Fürſt giebt dieſem Beamten den Titel ſeiner **großen Frau**; und alle Portugieſen, die in Monomotapa wohnen, haben das Recht, den Namen, einer **Frau des**

Kaiſers, zu führen. Niemand hat mir den Urſprung einer ſo lächerlichen Benennung, noch ihre Vorrechte, ſagen können.

Nicht weit von Maſſapa liegt ein Berg, der ſehr reichhaltig an Golde iſt, und den die Caffren Afura, oder Ofur nennen, wo man noch Ruinen verſchiedener anſehnlicher Gebäude ſieht. Nach der gemeinen Sage im Lande ſind es die Ueberbleibſel der Vorraths-häuſer von Salomon, oder von der Königinn von Saba, welche alles Gold, womit ſie den Tempel zu Jeruſalem ſchmückten, von dieſem Berge ſollen genommen haben. Dieſe Gebäude waren von Steinen, mit großer Kunſt in einander gefüget. Man behauptet, ſie wären von denen Juden erbauet worden, welche ſich auf der Flotte von Ophir befanden, und in dieſen Gebäuden hätten ſie gewohnet. Ohne für dergleichen Meynung eingenommen zu ſeyn, iſt es eben nicht wider alle Wahrſcheinlichkeit, zu glauben, daß Salomon ſeinen Handel bis nach der Küſte von Zofala erſtrecket habe. Wenn man annimmt, daß ſeine Schiffe vom rothen Meere abſegelten, wo konnten ſie Goldminen finden, welche Judäa wären näher geweſen?

Die Stadt **Sofala**, von einem Fluſſe, und von einer Inſel gleiches Namens alſo benennet, iſt die **Hauptſtadt** eines Landes, welches lange Zeit von Monomotapa abgehangen hat. Der Fürſt, der es heut zu Tage beherrſchet, iſt dem Könige von Portugal zinsbar, und bekennet ſich zur Mahometaniſchen Religion. Zu Anfange des ſechzehnten Jahrhundertes erbaueten die **Portugieſen** auf dieſer Küſte eine **Feſtung**, welche ſie noch inne haben, und wodurch ſie Herren der **Handelſchaft** der ganzen daſigen Gegend geworden ſind. Die **Einwohner** von Sofala ſind ein Gemenge von Arabern, Mahometanern, heydniſchen Caffren, und chriſtlichen Portugieſen. Letztere beſitzen auch die Feſtungen Tété, Inhaquea, und Sena, welche letztere ich ſchon genennet habe: ſie waren ſo gut als reiche Factoreyen, wo ehedem der größte Handel von ganz Africa geſchah.

Einige dieſer **Meſſen**, ſo wie die von Dambarari und Longoé, ſind von den **Caffren** zerſtöret worden, welche ſich zu Ende des vorigen Jahrhundertes **empöreten**, und eine große Menge Portugieſen niedermachten, theils, ſagten ſie, die Ungerechtigkeiten dieſer Fremden wider den Kaiſer, der ſie wie ſeine Kinder

liebte, zu rächen, theils ihre Grauſamkeit wider die Caffren, die als Brüder mit ihnen umgiengen, zu beſtrafen, theils zu ahnden, daß ſie mit den Weibern im Lande zu vertraut umgegangen wären. Denn obſchon dieſe Völker keine zärtliche Liebe kennen, ſo fehlt es ihnen doch nicht an Eiferſucht. Inſonderheit ärgern ſie ſich, wenn ſie ſehen, daß ihre Weiber die Europäer, derer Farbe ihnen abgeſchmackt vorkommt, vorziehen. Man hat die Rede aufbehalten, welche einer dieſer Caffren an ſeine Camaraden hielt, um ſie zu einem Aufſtande zu bewegen. Dieſer Menſch, der ein Portugieſiſcher Sclave geweſen war, hatte ſich unter dem Namen Moſes zum Chriſtenthume bekennet, und weil er ſeinem Herrn wichtige Dienſte geleiſtet hatte, war er frey gelaſſen worden. Gerührt über die Bedrückung ſeiner Landesleute, hielt er an ſie dieſe Rede, welche unter der Feder des Geſchichtſchreibers vielleicht mehr Zierlichkeit bekommen hat, als ſie in dem Munde des Schwarzen hatte. Dem ſey aber, wie ihm wolle, hier iſt ſie.

„Kriegsgefährten, und Mitbrüder der allgemeinen Noth! wenn ihr von unſern Verfolgern weniger zu erdulden gehabt hättet, wäre ich in dem Genuſſe meiner erlangten Freyheit

ruhig geblieben; allein vergebens habe ich mich von der Sclaverey los gemachet: ich finde kein Vergnügen an der Freyheit, wenn ich dadurch aufhören ſoll, an euerem Elende Theil zu nehmen. Da ich noch in gleichem Range mit euch ſtund, verachtet und elend, wie ihr, meine Brüder, hatte ich nicht Empfindung genug, unſer gemeinſchaftliches Unglück zu erwegen; allein eine zehnjährige Freyheit hat mich in den Stand geſetzet, mehr darüber nachzudenken. Dieſe habe ich nicht hingebracht, ein ſchändliches, verachtungswürdiges Leben, in Ueppigkeit und Weichlichkeit, zu führen, wie unſere Unterdrücker; ich habe ihre Kunſtgriffe einſehen gelernet, um ſie euch kenntbar zu machen; und ich bin überzeuget, daß es nicht von dem Unterſchiede des Verſtandes, ſondern von der Erziehung, und von einem bloſen Zufalle, abhänget, daß die Weiſſen einen Vorzug haben; den ſie aber mißbrauchen, indem ſie die Schwarzen verachten, und unter die Füße treten. Welcher iſt aber der Vorzug, deſſen ſie ſich ſo hochmüthig rühmen? Welchen Vortheil vermeynen ſie von ihrer abgeſchmackten, ekelhaften Weiſſe, über unſere edele und majeſtätiſche, von der Natur uns verliehene Farbe, zu ziehen. Wenn das Zarte einen Verdienſt

hat,

hat, ſo iſt unſere Haut ſo weich, als ihr Sammt: iſt aber die Frage von wirklich mannhaften Eigenſchaften, ſo betrachtet euere Geſtalt, und euere Stärke. Worinnen übertreffen ſie euch? Ein Weiſſer ſetze ſein Geſicht dem Winde, oder der Sonnenhitze aus; wird er ſolche, auch nur wie unſere ſchwächſten Kinder, aushalten? Nein, er wird ſogleich Uebelkeiten empfinden; er wird ſich beklagen, daß ihn der Wind den Athem benehme, und die Sonne die Haut verbrenne.„

„Der einzige Vorzug, den dieſe ſtolzen Tyrannen haben, iſt, daß ſie glücklicher ſind, als wir. Es iſt nicht, daß ſie beſſer wären; ſie beſitzen aber mehr Kunſt und Fleiß. Sie ſind nicht beherzter, als wir; ſie ſind aber feiner, und liſtiger. Als ich anfieng zu leſen, habe ich in dem heiligſten ihrer Bücher geſehen, daß alle Menſchen das Werk eines Schöpfers, die Kinder eines Vaters ſind, und alle mit einerley Freyheit, mit gleichen Vorrechten gebohren werden. Dennoch iſt es eben dieſe Freyheit, welche unſere grauſamen Unterdrücker uns rauben, und an deren ſtatt die Sclaverey einführen wollen, die größte Schmach, welche der Menſch der Natur anthun kann. Sie haben blos ihr Vaterland verlaſſen, um das

unſerige zu verheeren; und laſſen ſie uns auch noch das Leben, ſo geſchieht es, weil ſie mehr Vortheil haben, wenn ſie uns zu Sclaven machen. Kaum haben ſie den Weg in unſer Land kennen gelernet, ſo iſt Grund und Boden, ſo zu ſagen, ein großes Vorrathshaus geworden, wo dieſe unmenſchlichen Handelsleute alles, bis auf den Menſchen ſelbſt, öffentlich feil geboten, den unerhörteſten, abſcheulichſten Handel mit letzteren angefangen, und gegen ein geringſchätziges Metall vertauſchet haben. Die Sclaverey, gleich einem verzehrenden Volcan, hat die ſämtlichen Küſten unſeres feſten Landes vertrocknet, verbrennet, verſchlungen: die auf ſie folgende Freyheit wird Ueberfluß und Glück wiederbringen. Man rufe dieſe alſo in unſere Gegenden zurück, und bald wird eine erwünſchte Bevölkerung die ungeheueren Wüſteneyen, wo man itzt nichts als Sclaven, wilde Thiere, und einige noch wildere Europäer ſieht, vom neuen beleben. Der Menſch iſt frey gebohren: er iſt ein Menſch, dieß iſt der Titel ſeiner Freyheit; ein unveränderlicher Titel, ein Titel, der größer iſt als alle Gewaltthätigkeiten, und als die Macht der unmenſchlichen, von unſern grauſamen Verfolgern errichteten Geſetze. Sie halten uns für ein geringeres Ge-

ſchlecht,

ſchlecht, als das ihrige; aber ſie mögen lernen, daß die meiſten unter uns würdig ſind, ihren Tyrannen zu gebieten, und ihnen zum Muſter zu dienen. Unverzagt bey der Marter, habe ich ihre Geſichte unverändert geſehen, wenn ihre Henker ihnen die Glieder zerriſſen. Tapfer in der Schlacht, haben ſie für eben die Europäer, die ſie mit Ketten und Banden beläſtigten, ihr Blut vergoſſen.„

„In vorher erwähntem Buche, welches die Quelle der Religion der Weiſſen iſt, habe ich geleſen, daß ein, dem allerhöchſten Herrn werthes Volk von eben dergleichen undankbaren, ſtolzen, und unbarmherzigen Verfolgern, wie die eurigen, in die Sclaverey verſetzt worden war, und daß ein wunderthätigerweiſe auserſehener Mann ihnen die Augen über ihr Unglück öffnete, und zu ihrer Befreyung beytrug. Dieſer Mann, den ich mir zum Muſter erwählet habe, führet eben den Namen, wie ich. Alles, was euere Tyrannen euch haben ausſtehen laſſen, und noch thun werden, das einzige Erbtheil, das ihr euern Kindern laſſet, fühlet mein Herz. Unglückliche Unſchuldige! Warum erfreuen wir uns bey euerer Geburt? Warum lächelt ihr euere Väter an? Sie ſetzen euch nur auf die Welt, euch unglücklich zu machen.

chen. Glücklichere Våter verlaſſen ihren Söh-
nen Schåtze, Stolz, und Bequemlichkeit: dieß
iſt das Erbtheil unſerer Verfolger. Wir aber
haben nichts auf unſere Nachkommen zu brin-
gen, als die Schande, unglückliche Geſchlech-
te zu hinterlaſſen, welche unſer Elend erben.
Jedoch, laßt uns nicht mehr an das Erlittene
denken; laßt uns ſinnen, uns von einer fer-
nern Quaal zu befreyen.„

„In dem Mittel dieſer unüberſteiglichen
Gebirge, in dem Dickſten dieſer undurchdring-
lichen Wålder, haben wir von unſeren Fein-
den nichts zu befürchten, wenn wir nicht mü-
de werden, uns zu vertheidigen. Da wird es
uns weder an Weyde für unſere Heerden, noch
an tragbaren Feldern für unſeren Unterhalt
fehlen, wenn die Oberflåche dieſer unbebaue-
ten Oerter durch Feuer in Aſche verwandelt
ſeyn wird. Sollten wir auch noch andere
Bedürfniſſe nöthig haben, ſo wiſſen wir Wege
zu finden, um ſichere Ausfålle zu unterneh-
men. Wir werfen uns auf die Wohnungen
der Weiſſen, und kommen mit Beute zurück.
Laßt uns aber zuerſt anfangen, uns vor ihrer
Bosheit und Grauſamkeit in Sicherheit zu
ſtellen: laßt uns weniger bedacht ſeyn, das
geſchehene Uebel zu råchen, als vielmehr den
Grund

Grund zu unſerer Freyheit, und Ruhe zu legen. Der Geitz der Europäer wird uns den Beſitz dieſer Wüſten nicht beneiden, wo wir unſerer Sicherheit wegen, und zu Erhaltung unſeres Lebens, alle von ihnen erlernete Künſte werden anwenden müſſen. Um unſere Pein zu vermehren, und ihrem Vergnügen nützlicher zu ſeyn, haben ſie uns dieſe Kenntniſſe gelehret; der gerechte, und gütige Himmel wird ſie zu unſerm Glücke dienen laſſen. Das Eiſen zu den Waffen fehlt uns nicht; wir haben aber einen kürzern Weg, uns ſolche zu verſchaffen: wir müſſen die, welche ſich unterſtehen, uns anzufallen, ſo wohl empfangen, daß ſie nicht mehr im Stande ſeyn, zu entfliehen, und daß alles, bis auf die Waffen, welche ſie zu unſerer Vertilgung mitbringen, zu unſerer Vertheidigung diene.„

„Laßt uns dieſe weitläufige Gegend, welche künftighin unſer Erbtheil ſeyn wird, in Beſitz nehmen, und ohne Partheylichkeit, ohne Mißgunſt unter uns theilen. Wir wollen ein jeder ſein Stück Landes urbar machen, und es für uns, und unſere Nachkommen anbauen. Zuerſt aber müſſen wir bedacht ſeyn, uns Geſetze zu machen: eine billige Unterthänigkeit muß uns, indem wir uns einer unbilligen Tyranney

entſchlagen, ſüße ſcheinen. Sind unſere Feinde entſchloſſen, uns aus unſern Sicherheitsörtern zu verdringen, ſo ſollen ſie finden, daß wir ihre Anfälle auszuhalten im Stande ſind; laſſen ſie uns aber in Ruhe, ſo wollen wir ſie durch unſer friedliches Verhalten überzeugen, daß wir ſo vernünftig, als ſie grauſam ſind. Ihnen fehlt es an Vieh; und wir werden gar bald in Stand geſetzt ſeyn, ihnen ſolches zu liefern, wenn ſie ſich wollen gefallen laſſen, an uns tauſend Dinge zu vertauſchen, die ſie uns ohne ihren Schaden geben können: ihr Nutzen wird allemal erfordern, ſelbige uns eher mit guter Art anzubieten, als uns zu nöthigen, ſie mit Gewalt wegzunehmen.„

Die Caffren, aus Haß wider die Portugieſen, haben alle Küſten verlaſſen, ſo daß dieſe heutiges Tages faſt ganz öde ſind. Sie haben ſich in das Innerſte des Landes begeben, wo ſie ſehr zahlreich ſeyn ſollen: doch fahren ſie fort, mit den Europäern zu **handeln.** Mehrentheils ſind es **Landeserzeugungen,** das heißt, Gold, Helfenbein, Ambra, und Sclaven, welche dieſe Africaner für ſeidene Stoffe, und Oſtindiſche Tücher vertauſchen, woraus ihr gewöhnlicher Putz beſteht. Der Ackerbau, und die Wartung des Viehes, iſt die

die hauptſächlichſte **Beſchäfftigung** der meiſten dieſer Völker. Reiß, Indianiſches Korn, Hülſenfrüchte, ſind die **Eßwaaren**, die ſie am ſorgfältigſten bauen. Ihre **Lebensart** iſt einfach, und mäſig; und bey der Wahl ſo wohl, als bey der Zurichtung ihrer Speiſen, herrſchet wenig Niedlichkeit. Man will ſo gar verſichern, daß ſie die Mäuſe unter ihre köſtlichſten Gerichte rechnen, und ſie eben ſo gern eſſen, als ein Rebhun, oder Caninchen.

Ehedem gehöreten die Königreiche Mongas, Manica, Sabia, und Inhambana, zu Monomotapa; ſie haben ſich aber ſchon ſeit langer Zeit dieſem Joche entzogen. **Mongas** war von dieſem Reiche bereits getrennet, als die Portugieſen dahin kamen. Franz **Barreto**, der von dem Portugieſiſchen Hofe ernennet wurde, Goldgruben ausfündig zu machen, nahm dieſen Weg, um nach **Butua** zu kommen, wo man ihm geſaget hatte, daß die ergiebigſten **Bergwerke** wären. Er ſchickte **Geſandte** an den Kaiſer von Monomotapa. Dieſer, an ſtatt ſie aufzunehmen wie die Geſandten anderer Fürſten, welche vor ihm nicht anders als kniend erſchienen, und ſich vor ſeinem Throne bis auf die Erde verbeugten, em-

pfieng

pfieng ſie mit außerordentlichem Vorzuge. Der Vorwand dieſer Geſandtſchaft war, Erlaubniß zu bitten, daß er ſich an dem Könige von Mongas rächen dürfte, der ſich wider den Kaiſer empöret hatte: aber der wahre Bewegungsgrund war, einen Durchgang durch ſeine Staaten zu erlangen, um zu den Goldgruben zu kommen. Der Kaiſer willigte in den Vorſchlag, und ließ dem Barreto eine Armee anbieten, die er ausſchlug. Die Truppen der Portugieſen beſtunden in fünf oder ſechshundert Mann, worunter viele von Adel waren, welche während dem Marſche von Hunger und Durſte viel auszuſtehen hatten. Sie trafen die Einwohner von Mongas bewaffnet an, und bereit, ſie zu empfangen. Barreto ließ das Geſchütz an die Spitze ſeiner Truppen vorrücken. Der Feind näherte ſich mit ſtandhafter Mine; ſeine Schlachtordnung ſtellete einen halben Mond vor. Eine alte, wegen ihrer Zauberkunſt unter dieſem Volke berühmte Frau trat aus den Gliedern hervor, und wurf etliche Hände voll Staub gegen die Portugieſiſche Armee, und verſicherte den Caffren, daß dieſer bloſe Staub ihnen den Sieg zuwege bringen würde. Barreto, der wohl wußte, wie viel der Aberglaube

Macht

Macht über die Schwarzen hatte, trug einem ſeiner Conſtabler auf, auf die Alte zu zielen; und ſein Befehl wurde ſo glücklich vollbracht, daß man ſie ſogleich in tauſend Stücken zerfliegen ſah, zur gröſten Beſtürzung der Caffren, welche ſie für unverletzlich hielten. Der Feind näherte ſich immer mehr und mehr, aber ohne Ordnung, und ließ einen Regen von Pfeilen, und Wurfſpießen, auf ſie fallen. Die Portugieſen, ohne ſich zu bewegen, antworteten mit Canonen- und Flinten-Schüſſen, und, um die Feinde zur Flucht zu bringen, hatten ſie nicht nöthig, ſolche oft zu wiederholen. Ihnen koſtete es nicht mehr als zwey Mann; ſie aber ließen ſechstauſend Schwarze auf dem Schlachtfelde.

Der König von Mongas bat um Frieden, und ſchickte Geſandten an den Barreto. Die Geſandten, die nie Kameele geſehen hatten, fanden eines dieſer Thiere in der Portugieſen Lager, und bezeugten große Verwunderung, und Furcht. Der General machte ſich beydes zu Nutze, und ſagte ihnen, er hätte eine Menge ſolcher gräulichen Thiere, denen er nichts als Menſchenfleiſch zu freſſen gäbe: da ſie bereits die in der Schlacht gebliebenen ſechstauſend Caffren verzehret hätten, ließen

ſie ihn durch dieſen Boten bitten, er möchte keinen Frieden eingehen, weil ſie ſonſt befürchteten, kein Futter zu haben. Die Geſandten erſchracken über dieſe Nachricht, und baten den Barreto, die Kameele dahin zu vermögen, daß ſie ſich mit Rindfleiſche begnügeten, deſſen ſie einen reichlichen Vorrath zu ſchicken verſprachen. Er ließ ihr Bitten ſtatt finden, und bewilligte ihnen Bedingungen, welche die Ruhe im Lande wieder herſtelleten.

Einen Theil der **Einwohner** von Monomotapa, und den benachbarten Reichen, beſchreibt man als **wilde** Menſchen, die nicht die geringſte Kenntniß von dem wahren Gotte haben, dem blindeſten Aberglauben ergeben ſind, und eine in wüſten und ſandigen Gegenden herumirrende, rohe Lebensart führen. Sie haben eine ungemein ſchwarze Haut, eine breit gedrückte Naſe, dicke Lippen, und ein ungeſtaltes Geſicht. Sie reden eine grobe Sprache, gehen faſt nackend, nähren ſich von Gewürme, und treiben die Barbarey zuweilen ſo weit, daß ſie Menſchenfleiſch eſſen.

Man hat es noch nicht ſo weit gebracht, daß man **alle Völker**, welche in dem **Innerſten** von **Africa** wohnen, kennete. Es giebt ungemein große Länder daſelbſt, derer

Namen

Namen man kaum weiß, und wo man niemals hingekommen iſt. Die Wildheit der Einwohner, die brennende Hitze des Clima, die Unfruchtbarkeit der Wüſteneyen, die Trockenheit der Landſchaft, die Beſchwerlichkeit der Wege, die erſtaunende Menge wilder Thiere, welche die Menſchen auf eine grauſame Weiſe anfallen, haben die Reiſenden zu allen Zeiten zurück gehalten. Dieſe haben ſich begnüget, die **Küſten** zu beſuchen, und ſind nicht leicht weiter als auf die ſchiffbaren **Flüſſe** gekommen. Ich habe ebenfalls nicht für nöthig gefunden, mich in dieſe Lande weiter zu wagen; und nachdem ich den Zambeſé wieder herunter, an den Küſten des Königreiches Zoſala hin gefahren, auch einen Theil des Landes der Caffren durchgereiſet bin, habe ich das Reich der Hottentotten, und endlich das **Vorgebirge der guten Hoffnung**, (le cap de bonne eſpérance,) erreichet.

Während dieſer Reiſe iſt mir nichts beſonderes vorgefallen, als die **Ceremonie der Taufe** auf dem **Meere**, davon ich Ihnen noch nichts geſaget zu haben glaube. Dieſer wunderliche Gebrauch iſt in gewiſſen Gegenden, als in der **Meerenge** von **Gibraltar**, unter der **Linie**, u. ſ. w. von undenkli-

chen

chen Zeiten her eingeführet. Alle Fremde, die zum erſtenmale da vorbey fahren, müſſen ſich dieſem Gebrauche unterwerfen; und er geſchieht folgendergeſtalt. Die Matroſen verkleiden ſich auf allerhand Art: der eine ſchwärzet ſich das Geſicht; der andere machet ſich eine Larve von Teige; noch andere erſcheinen mit Flinten, Degen, Hallebarden, Bratſpieſſen, und Pfannen. Der Steuermann, um ſich zu unterſcheiden, kehret das Unterfutter ſeines Kleides heraus, oder zieht einen Schlafrock an, und nimt den erſten den liebſten Lappen wie eine Schärpe um. In dieſem buntſcheckigen Aufzuge ſteigt er auf das Verdeck, ſetzt ſich auf einen Armſtuhl, und vor ihn bringt man einen Zober mit Waſſer, wo ein Stock durchgeſtecket iſt, welchen zwey Matroſen an beyden Enden halten. Der Steuermann, der ſeine Seecharten in der Hand hält, fordert alle diejenigen, welche dieſe Reiſe vorher noch nicht gemachet haben, vor ſich, und läßt ſie auf das Buch einen Eid ablegen, daß jedesmal, wenn ſie an eben dieſem Orte wieder vorbey fahren, ſie dieſe Ceremonie beobachten laſſen wollen. Alsdenn müſſen ſie ſich auf den Stock ſetzen; und da überreicht man ihnen ein Becken, um ein Trinkgeld hinein zu

legen.

legen. Wollten ſie dieſen kleinen Tribut nicht bezahlen, würden die zwey Matroſen den Stock, den ſie über den Zober halten, fahren laſſen, und ſie würden hinein fallen. Man würde nicht ermangeln, ſie noch überdieſes mit einigen Eimern Waſſer zu begießen; aber bey Leuten von gewiſſem Anſehen, die ihre Freyheit durch ein Trinkgeld erkaufen, begnügt man ſich, ihnen auf die Stirne ein kleines Kreuz zu machen, und ſie mit etlichen Tropfen Waſſer zu beſpritzen. Niemand iſt von dieſem Gebrauche befreyet; und man erzählet, daß der König Heinrich IV, als er von St. Malo nach Rochelle fuhr, keine Schwierigkeit gemachet hat, ſich ſolchem zu unterwerfen.

Die **Nationen** an den Küſten von Sofala, und des Landes der **Caffren**, haben verſchiedene Namen, aber faſt alle einerley Sitten, Gebräuche, und Geſtalt. Die **Einwohner** der Landſchaft **Natal**, alſo genennet, weil Vaſco de Gama, der ſie entdecket hat, am Weihnachtsfeſte dahin kam, ſind ungemein ſchwarz. Sie ſind von nicht allzu großer Geſtalt, aber wohl gebauet; haben krauſe Haare, die Naſe weder eingedruckt, noch allzu erhaben, ſehr weiſſe Zähne, und eine gefällige Geſichtsbildung. Man rühmet ihre Munter-

keit, und geſchmeidiges Weſen; aber die natürliche Fruchtbarkeit ihres Landes macht ſie äußerſt faul. Das, was man von ihrer **Neigung** zum Tanzen ſagt, iſt unglaublich. Einsmals, als ſie nahe bey einem Fluſſe verſammelt waren, wo ein Engliſches Schiff ſich vor Anker geleget hatte, ſtieg einer von den Schiffleuten an das Land, und fieng an, die Trommel zu ſchlagen. Alle Caffren, beyderley Geſchlechtes, machten ſich ſogleich auf, und tanzten: der Ball dauerte ſo lange, bis ſie endlich, aus allzu großer Müdigkeit, den Trommelſchläger bitten mußten, aufzuhören. Die **Holländer** haben die Landſchaft Natal an ſich gekaufet, und ihre Beſitzungen in dem ſüdlichen Africa dadurch vergrößert. Die **Einwohner** dieſes Landes **handeln** mit den Corſaren des rothen Meeres, welche ihnen ſeidene Stoffe bringen, und Helfenbein dafür eintauſchen. Sie verkaufen dieſe Zeuge, gegen allerhand Bedürfniſſe aus Europa, wieder an die Schiffe, welche auf ihren Küſten von daher anlanden. Gemeiniglich nehmen ſie dafür Theer, Anker, und Tauwerk, welches ſie wieder an eben die Corſaren vertauſchen. Was ſie von der ſeidenen Waare an die Europäer nicht verkaufen können, bringen ſie den Caffren

von

von Monomotapa. Bey ihnen iſt die Vielweiberey eingeführet, und die Weiber werden wie die Thiere gekaufet. Man giebt gemeiniglich zwey Kühe für eine Frau; zuweilen bekommt man auch zwey Weiber für eine Kuh.

Wenn man weiter in das Innere von Africa kommt, trifft man die Anzicanen an. Man beſchreibt dieſe Völker als lebhafte, muntere, kriegeriſche Leute, welche zu Fuße fechten, und ſich der Bogen, und Pfeile, der Aexte, und Hackemeſſer bedienen. Sie machen Stoffe von Palmenzweigen, und von verſchiedener Seide. Ihr vornehmſter Handel beſteht in Sclaven ihrer Nation, und in Elephantenzähnen. Man verſichert, es wären redliche, gute Leute; ſie haben die Beſchneidung bey ſich eingeführet, ob ſie ſchon Götzendiener ſind; doch ſind ſie auch Menſchenfreſſer, und verkaufen das Menſchenfleiſch auf ihren Märkten, ſo wie wir das Kalb- Schöpſen- und Rindfleiſch auf unſeren Fleiſchbänken verkaufen. Sie eſſen die Kriegsgefangenen, ja ſie ſchlachten ihre eigenen Sclaven, wenn ſie ſehen, daß ſie fett genug ſind. Man findet auch Leute, die, weil ſie des Lebens überdrüßig ſind, oder, weil ſie es nicht achten, ſich mit dieſen Sclaven zugleich freywillig erbieten, ihren Fürſten

zur Speiſe zu dienen. Das gemeine Volk geht in bloſem Kopfe, und barfuß, und bedecket nur die Mitte des Leibes. Die Edelleute, denn bey dieſen Barbarn giebt es ihrer, wie bey uns, tragen Mützen, und kleiden ſich in Seide, oder Leinwand. Heut zu Tage nennet man die Nation der Anzicanen Monſols, ein Name, den ſie von ihrer unter dem Aequator gelegenen Hauptſtadt bekommen. Dieſe Stadt, ſagt man, hat nichts beſonders, als den königlichen Palaſt, der ziemlich hübſch gebauet ſeyn ſoll. Man verſichert auch, der Souverain zehle dreyzehn andere Könige unter ſeine Vaſſallen. Er führet den Titel, großer Makoko, welches auch der Name ſeines Königreiches iſt.

Die mit den Anzicanen gränzenden Jaggas bewohnen in dem innerſten Africa unermeßliche Länder, und machen ein ſehr mächtiges Volk aus. Dieſe Leute ſind ſchwarz, und ſehr häßlich; und die Narben, die ſie ſich in das Geſicht machen, verſtellen ſie noch mehr. Sie vermehren auch ihr häßliches Anſehen durch die angenommene Gewohnheit, daß, wenn man ſie anſieht, ſie nichts als das Weiſſe in den Augen ſehen laſſen. Sie gehen ganz nackend, athmen nichts als Barbarey, und

lieben

lieben das Menſchenfleiſch vor allen andern Speiſen. Sie halten ſich in den Wäldern auf, ziehen herum wie die Araber, ſäen und pflanzen nicht, und leben von nichts, als vom Rauben. Niemals ſchlagen ſie ihr Lager auf, ohne es zu befeſtigen, ſollten ſie auch nur eine Nacht an einem Orte bleiben. Sie nehmen dazu Bäume, die ſie überall im Lande finden. Ein Theil ihrer Armee beſchäfftiget ſich, ſolche zu fällen, ein anderer, ſie wegzuſchaffen. Ihre Verſchanzung beſteht aus einer zirkelrunden Verzäunung, mit zwölf Thoren, deren jedes einem Hauptmanne zur Bewachung anvertrauet iſt. Der General wohnet in der Mitten, in einer beſondern Verzäunung, und hat eine ſtarke Wache bey ſich. Die Hütten der Soldaten ſtehen enge neben einander. Dieſe legen ihre Waffen an die Thüre, ſo daß ſie bey dem geringſten Lärmen bereit ſind, ſich zu wehren.

Dieſe Völker halten ſich nicht leicht an anderen Oertern, als wo Palmbäume wachſen, auf, weil ſie die Früchte, und den Wein, den man von dieſen Bäumen bekommt, ungemein lieben. Ihre Weiſe, den Saft heraus zu ziehen, beſteht darinnen, daß ſie den Baum an der Wurzel umhauen, und den Stamm viele Tage lang auf der Erde liegen

laſſen. Sie bohren hernachmals zwey Löcher hinein, eines oben, das andere in der Mitte, und aus ſelbigen laufen täglich, binnen faſt Monatsfriſt, vier oder fünf Kannen Saft: nachher verdorret der Baum, und geht ein. An allen Oertern, wo die Jaggas ſich einige Zeit aufhalten wollen, ſchlagen ſie die Palmbäume auf dieſe Art nieder, um Wein zu bekommen, und verwüſten in kurzer Zeit eine ganze Gegend.

Die **Weiber** der Jaggas beſtreichen ſich den Leib mit Biſam, und ihre Haare beſtecken ſie mit Muſcheln. Ihre Aerme, Beine, und den Hals, beſchweren ſie mit Ringen; und vier Zähne weniger zu haben, zweye oben und zweye unten, iſt bey ihnen eine Schönheit. Diejenigen, welche nicht beherzt genug ſind, ſie ausreißen zu laſſen, werden ſo wenig geachtet, daß niemand mit ihnen eſſen und trinken will. Dieſe Weiber ſind von ausnehmender **Fruchtbarkeit**; wenn ſie aber in dem Lager niederkommen, ſo **töden** die Männer die auf die Welt gebrachten **Kinder**, um die Mühe und Unbequemlichkeit der Erziehung zu erſparen. Dieſe Einbuße zu erſetzen, nehmen ſie auf ihren Streifereyen alle kleine Knaben und Mägdgen weg, und halten ſie als ihre eigenen Kinder,

der, dieſer ihre Aeltern aber ſchmeißen ſie tod, und eſſen ſie. Sie ſchleppen die jungen Leute mit ſich, und geben ihnen Halsbänder um, welche ſie als Gefangene tragen müſſen, bis ſie einen Feind umgebracht, und ſeinen Kopf dem Groß-Jagga gezeiget haben. Alsdenn ſind ſie nicht mehr Sclaven, und thun das Kennzeichen ihrer Dienſtbarkeit weg: ſie werden zu Soldaten, und Mitgliedern der Nation erkläret.

Ihrem Souveraine geben dieſe Völker den Namen, Kaſſangi: es iſt dieſes ein Ehren-Titel, der mit dem Titel des Großherrn, den das Haupt des Ottomanniſchen Reiches führet, übereinkommt. Man nennet ihn auch den Groß-Jagga, wie jenen, den Groß-Türken; und alle Jahre feyern ſeine Unterthanen ſeinen Geburtstag durch ein grauſames Feſt. Sie verſammeln ſich auf einem ebenen Felde, und machen einen Kreis um etliche Bäume, auf derer einem ſie ein Gerüſte bauen, wohin der Monarch ſich mit den Vornehmſten des Hofes begiebt. An den Stamm eines dieſer Bäume bindet man den grimmigſten Löwen, den man finden kann, an. So bald der Fürſt Platz genommen hat, läßt ſich das Freudengeſchrey des Volkes hören; nach dieſem wird ein Zeichen gegeben, welches auf einmal ein Stillſchwei-

gen gebietet, und man läßt den Löwen los, hauet ihm auch den Schwanz ab, um ſeine Wuth zu vermehren. Die Anſicht einer ſo zahlreichen Verſammelung macht, daß er erſt etliche male zu brüllen anfängt; weil er aber kein Mittel ſieht, zu entfliehen, läuft er mitten unter den Haufen, und zerreißt den erſten, den er antrifft. Das Volk, an ſtatt auszuweichen, geht ohne Gewehr auf das Thier los, es zu töden, und ſieht es als ein Glück an, in Gegenwart ihres Souverains, in dieſem Kampfe umzukommen. Der Löwe muß endlich wegen der Gewalt des großen Haufens unterliegen. Die Ueberlebenden verzehren die Toden; und nachdem ſie die Luft durch ihr Freudengeſchrey erfüllet haben, begleiten ſie den Fürſten unter beſtändigem Zurufen, es lebe der König, nach Hauſe. Alle Unterthanen, die im Stande ſind, zu reiſen, müſſen dieſem barbariſchen Feſte beywohnen.

Der **General** der Jaggas beobachtet unter ſeinen Truppen eine ſcharfe **Mannszucht.** Diejenigen, welche ſich in einer Schlacht nicht wohl verhalten, werden zum Tode verurtheilet, und von ihren Camaraden gegeſſen. Alle Tage ſteigt der Fürſt auf

eine

eine Bühne, und hält an ſeine Unterthanen eine Rede, in welcher er ſie zur Tapferkeit aufmuntert. Sein Anzug hat etwas beſonders: in ſeinen Haaren trägt er etliche Reihen von Muſcheln; und um die Hüften einen Schurz von einem Zeuge aus Palmenblättern gemacht, woran Straußen-Eyer hängen. Ein Stück Kupfer, zwey Finger lang, geht ihm durch die Naſe; und eben dergleichen Zierrath hat er auch in den Ohren. Sein Leib iſt mit verſchiedenen Figuren bezeichnet, und wird alle Tage mit Fette geſchmieret. Sein ſchwarzes Geſicht wird durch rothe und weiße Firniſſe verdecket. Zwanzig oder dreyßig Weiber, die ihm beſtändig zur Seite ſind, beſchäfftigen ſich, ihn zu bedienen, und unter anderen Ehrenbezeugungen, die ſie ihm leiſten, fallen ſie jedesmal, daß er trinkt, auf die Kniee, klatſchen in die Hände, und ſingen eines ihrer muſikaliſchen Lieder.

Der Groß-Jagga unternimt nichts von Wichtigkeit, ohne ſeine Götter zu befragen, denen er, ſagt man, Menſchen opfert. Dieſe Opfer ſtellet er bey Sonnenaufgange an, ſitzt dabey auf einem Fuß-

tritte, und hat auf dem Kopfe eine Mütze mit Pfauenfedern geſchmücket. Zum Beyſtande hat er zwey Prieſter, die als Zauberer bekannt ſind, und ein Funfzig Weiber, die um ihn herum ſtehen, und derer jede einen Pferdeſchweif in der Hand hält, welchen ſie ſchwenket, und dazu ſinget. Hinter ihnen ſteht ein Trupp Muſikanten, die auf ihren Inſtrumenten ſpielen. In der Mitte des Kreiſes wird ein großes Feuer angezündet, und auf ſolches weiße Pulver in einem irrdenen Gefäße geleget. Die Prieſter brauchen ſie, des Monarchen Stirne, Schläfe, Magen, und Bauch zu bemalen; hernach überreichen ſie ihm eine Axt, und empfehlen ihm, ſeine Feinde nicht zu ſchonen. Sogleich bringt man ihm ein Kind männlichen Geſchlechtes, welches er mit der Axt tödet. Vier Männer ſchlägt er auf eben dieſe Art tod; und ſterben ſie nicht von dem erſten Schlage, ſo werden ſie vor das Lager geführet, und von anderen vollends getödet. Bey dieſem Opfern werden auch zehn Kühe, und eben ſo viel Ziegen und Hunde geſchlachtet. Mit ihrem Blute wird das Feuer beſprenget, das Fleiſch aber mit großem Freudengeſchreye gegeſſen.

Die

Die Leichenbegängniſſe der Jaggas ſind eben ſo barbariſch, als ihre Opfer; denn man begräbt mit dem Verſtorbenen zweye ſeiner Weiber, welche ihm zur Seite geſetzet werden. Ihm macht man die Haare ſauber zurechte, wäſcht, und ſalbet ihn, und zieht ihm ſeine beſten Kleider an. In die Gruft werden ſeine Waffen, und alles übrige Geräthe, das er gebrauchet hat, zugleich geleget. Alle Monate verſammeln ſich die Anverwandten bey dem Grabe, und opfern Bocksblut, und Palmenwein.

Was ich hier von den Jaggas erzählet habe, weiß ich von Leuten, die bey ihnen geweſen ſind. Wir hatten einen Portugieſiſchen Geiſtlichen auf unſerm Schiffe, der ſie hatte bekehren wollen; es war aber nicht möglich geweſen, ihre übelen Begegnungen auszuhalten. Dieſer Geiſtliche behauptete, alle Africaniſche Völker zu kennen, und ſie an ihrer mehr oder weniger ſchwarzen Farbe, nachdem ſie mehr oder weniger um den Aequator wohnen, zu unterſcheiden. Er ſagte uns, „daß derjenige Theil der Welt, der zwiſchen den Wendekreiſen des Krebſes und Steinbockes liegt,

mit

mit ganz ſchwarzen, halbſchwarzen, und braunen Einwohnern beſetzet ſey. Die Meynungen, wegen der Urſache dieſer Verſchiedenheit, ſind nicht einerley: ich, meines Orts, fuhr er fort, ſchreibe es nichts anders, als dem Clima zu. Alle Menſchen kommen von einem Vater her, und ſind urſprünglich weiß geweſen. Die ſchwarze Farbe der Mohren iſt alſo blos zufällig, und hat keinen Grund in der innerlichen Beſchaffenheit des Körpers. Es war dieſes das erſte, was bey den Reiſenden Verwunderung erweckte, als ſie zuerſt in dieſe Länder kamen: ihre Befremdung verbreitete ſich unter die Gelehrten von Europa, welche daher Anlaß zu Muthmaſungen, und Streitigkeiten ohne Ende genommen haben.„

„Einige, um dieſe Wahrnehmung zu erklären, haben es gewiſſen Waſſern zugeſchrieben, welche die Eigenſchaft haben ſollen, dieſe Farbe hervorzubringen; dergleichen ſind die zwey Quelle in Böotien, davon die eine die Schaafe weiß, die andere ſchwarz färbte: aber dieſe Meynung widerlegt ſich von ſich ſelbſt. Andere behaupten,

dieſe

dieſe Veränderung der Farbe könne durch die Stärke der **Einbildung** der **Mütter** geſchehen ſeyn, wie ehedem die Schaafe des Laban durch die Bemühung des Jacob buntſcheckige Lämmer hervorbrachten. Dieſe Meynung, da ſie einen allgemeinen und beſtändig bleibenden Grund von einer beſonderen und zufälligen Urſache vorausſetzet, erhält ſich eben ſo wenig, als die vorhergehende.„

„Diejenigen, welche die Schwärze der Mohren dem auf den **Canaan** gekommenen **Fluche** zuſchreiben, irren ebenfalls: denn ſeine Nachkommenſchafft blieb in Syrien, und erzeugete keine Schwarzen. Andere endlich glauben, dieſes Geſchlecht käme von **Cain** her, und dieſe Farbe habe ſich als ein Kennzeichen des wider dieſen Brudermörder ergangenen Fluches in ſeinen Nachkommen, welche in der Sündfluth nicht umgekommen wären, fortgepflanzet. Wollte man auch dieſen Grillen einigen Schein der Wahrheit beymeſſen, wie hätte ſich die Wirkung des Verbrechens auf die Nachkommen der Schuldigen verbreiten können, wofern man nicht zugleich vorausſetzet, daß ihre Weiber ſchwarz ge-

geworden wären, wie ſie? Ihre Kinder wären Mülaters geweſen; und nimt man an, daß dieſe ſich beſtändig unter ſich verheurathet hätten, ſo müßten ſie am Ende eher weiße, als ſchwarze Nachkommen erzielet haben. Hiernächſt ſind einige dieſer Meynungen der heiligen Schrift zuwider, welche ausdrücklich ſagt, daß das ganze menſchliche Geſchlecht von den Kindern Noah herkomme. Die Schwarzen ſelbſt wiſſen die Geſchichte der allgemeinen Sündfluth; und es iſt dieſes die einzige Begebenheit aus dem Alterthume, die ſich unter ihnen erhalten hat.„

„Was hat denn aber dieſe zahlreichen Geſchlechte ſchwarzer Menſchen, welche faſt ganz Africa bevölkern, hervorgebracht? Ich wiederhole es nochmals, ſagte unſer Portugieſiſcher Prieſter, es iſt das Clima, die Sonne, unter welchen die Nachkommen des Noah ſich niedergelaſſen haben. Die Natur des Menſchen hat ſich ohne Zuthuung phyſicaliſcher Urſachen unmöglich ſo weſentlich verändern können. Die Portugieſen, derer Nachkommenſchaft noch heutiges Tages in Africa vorhanden iſt, fiengen um die

Mitte

Mitte des vierzehnten Jahrhundertes an, ihren Wohnſitz daſelbſt aufzuſchlagen. Sie bevölkerten die Inſeln, die Küſten, und die Ufer der Flüſſe, von dem weiſſen bis zu dem grünen Vorgebirge; ſie waren dazumal nicht ſchwarz; ſie ſahen aus wie die übrigen ihrer Nation. Diejenigen, welche ſich auf den Inſeln niederließen, wo ſie ſeit dreyhundert Jahren von Vater auf Sohn geblieben ſind, haben ſich nicht verändert; ſie ſind nur ein wenig brauner geworden. Die auf den Küſten von Africa, da ſie dem hitzigen Erdſtriche näher, und dem Einfluſſe des Thaues, des Clima, und dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen mehr ausgeſetzet geweſen ſind, haben ſich nach etlichen Geſchlechten eben ſo ſchwarz geſehen, wie die natürlichen Einwohner, und durch nichts unterſchieden, als durch ihre Sprache, Sitten, und Religion. Die Speiſen, und die Ausdünſtung der Erde kann auch dazu beytragen. Die jungen neugebohrnen Kinder der Schwarzen ſind den Kindern der Weiſſen in allem ähnlich, ausgenommen, daß ſie einen ſchwarzen Strich an den äußerſten Theilen der Nägel, und einen klei-

nen

nen ſchwarzen Fleck unten am Ende des Scrotum, haben. Dieſe Flecke ſind ein gewiſſes Zeichen, daß das Kind ſchwarz werden wird; und die Väter, welche wegen der Treue ihrer Weiber ungewiß ſind, haben keinen andern Beweis nöthig, ihre Kinder, als ihnen nicht zugehörig, zu verlaſſen, wenn ſie ohne dieſes entſcheidende Zeichen gebohren werden. Bey den Indianern ſind dieſe Flecke grau; und blaßroth bey den Mulatern. Der Leib der jungen Mohrenkinder iſt die erſten acht Tage weiß; hernach fängt die Haut an braun, und endlich völlig ſchwarz zu werden.„

„Aber, wird man mir ſagen, wenn das Clima ſolche ſonderbare Wirkungen hervorbringt, warum behalten denn die Schwarzen, wenn ſie in andere Länder gebracht werden, und ſich mit keinen Weiſſen verheurathen, für ſich und ihre Nachkommen, dieſe Farbe? Ich antworte, daß es falſch iſt, daß ſie dieſe ſchwarze Farbe behalten; ſondern gleich von der zweyten Zeugung an, werden einige Kaſtanien- andere Caffé-braun; denn die Luft wirket auf ſie anders, als unter dem hitzigen Erdſtriche. Es iſt gewiß, und

und von ungezweifelter Erfahrung, daß die von ſchwarzen Aeltern gebohrnen Kinder, ſo wohl in Frankreich, als in America, von einem Geſchlechte auf das andere, einen Theil der Farbe ihrer Väter auf eine ſehr merkliche Weiſe verlieren.„

Sie werden, Madame, mit Vergnügen erſehen, auf was für Weiſe unſer Portugieſiſcher Prieſter bey den meiſten Königen der Schwarzen, derer Länder er durchreiſete, aufgenommen worden iſt. „Dieſe Fürſten, ſagte er uns, wohnen nicht beſſer als ihre Unterthanen. Ihre Hütten ſind ebenfalls von Rohre, und Strohe; ſie haben ihrer nur eine größere Anzahl. Ich mußte allezeit durch ſieben, oder acht Hütten gehen, ehe ich in diejenige kam, wo der Monarch, oder die Regentinn, waren: denn hier regiren auch die Weiber in Ermangelung männlicher Erben. Ich wurde ihnen durch ihren Miniſter vorgeſtellet. Urtheilen Sie ſelbſt, aus einem einzigen Zuge, was dieſe Miniſter, dieſe Souveraine, dieſe Monarchen ſind. Man kam, und ſagte einem Franzöſiſchen Officiere von Senegal, die Königinn von Cayor, die zwey Mei-

 len

len zu Fuße gemacht hatte, um ihn zu ſehen, ſey in ſeinem Vorzimmer. „Gut, antwortete der Franzoſe, man gebe ihr ein Glas Brandwein, und laſſe ſie wieder gehen.„

„Als ich bey dem Fürſten zur Audienz vorgelaſſen wurde, fragte man mich, durch einen Dolmetſcher, um die Urſache meines Beſuches. Der Dolmetſcher ſagte meine Antwort dem Miniſter, und dieſer dem Könige. Als man aufgehöret hatte zu reden, ließ der Fürſt ſeine Weiber kommen, und ſtellete ſie mir, ſo wie ſeinen ganzen Hofſtaat, vor. Man ſetzte ſich alsdenn nieder, die Favoritinn auf einen hölzern Stuhl zur rechten des Monarchen, der Miniſter zur linken, und ich gegen über, auf einen eben dergleichen Stuhl. Der Dolmetſcher ſtund; und die Hofleute ſaßen auf Matten in einem Kreiſe um uns herum. Die übrigen Weiber ſtunden auch, und machten einen zweyten Kreis; die angeſehenſten Officiere aber, einen dritten. Man brachte hierauf die Geſchenke. Dieſe hatte man dem Miniſter vorher erzählet, welcher Se. Majeſtät vor allen Dingen davon benachrichtige. Meine Geſchenke beſtunden in etlichen Bouteillen

Brand-

Brandwein, den ich zuerſt koſten mußte, um der ganzen vortrefflichen Geſellſchaft zu zeigen, daß er nicht vergiftet war. Als ich getrunken hatte, überreichte ich ihn dem Könige, der ihn ſeinem Miniſter, dieſer aber den anderen gab, ſo daß jedesmal, da der Fürſt trank, eine neue Bouteille, geprobet wie die erſte, an die Reihe kam. Die Geſellſchaft wurde munter, ſo wie die Bouteillen leer wurden; und der König, unter tauſend Freundſchaftsverſicherungen, verſprach mir, den Vortheil meiner Nation auf alle Weiſe zu befördern. Wenn nur Brandwein genug für ihn, und ſeinen ganzen Hof vorhanden war, ſo konnte man erhalten, was man wollte. Bey den Geſchenken wollen die Weiber nicht vergeſſen ſeyn; aber ſie begnügen ſich mit wenigem: etliche Oſtindiſche Schnupftücher machen die ganzen Koſten aus.„

„Verſchiedene dieſer Africaniſchen Fürſten haben ſich mit mir in ein Geſpräch über die Religion eingelaſſen; und beym Schluſſe ſagten ſie allezeit, daß, wenn das Chriſtenthum die Vielheit der Weiber verſtattete, ſie kein Bedenken tragen würden, es anzuneh-

zunehmen. Es iſt dieſes der einzige Punct, welcher ſie zurückhält. Ja ich habe Königinnen gefunden, die keine andere Schwierigkeit vor ſich ſahen, als die Verbindlichkeit, ſich an einen einzigen Mann zu halten. „Und wenn der Mann krank wird, ſagten ſie zu mir, wenn der Mann = = = Ach! euere Religion hat nicht alles voraus geſehen, hat nicht alles beſorget, wie die unſere.„

Ich bin, u. ſ. w.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, den 27 January, 1753.

Ende des dreyzehnten Theils.

Verzeichniß

der in dieſem Theile befindlichen Materien.

Der 151 Brief.

Paraguay.

Entdeckung von Paraguay: Diaz de Solis, ein Spanier, kommt zufälligerweiſe an den Fluß de la Plata S. 3

Er, und ſeine Leute, werden von den Indianern getödet: die nach ihm dahin gekommenen Portugieſen haben kein beſſeres Schickſal: doch landet nach einigen Jahren Sebaſt. Gabot, mit Spaniſch. Schiffen daſelbſt an 4

Beſchreibung des Fluſſes de la Plata: ſeine beſonderen Eigenſchaften, und verſchiedene Benennung 5

Gabot erbauet in Paraguay zwey Forts: Begebenheit mit des daſ. commandirenden Officiers Frau, Miranda 6

Die Spanier verlaſſen Paraguay: doch Carl V. macht neue Anſtalten 8
Don Mendoza wird zum Statthalter ernennet; rüſtet eine Flotte aus; und viele vornehme Spanier begleiten ihn: des Kaiſers merkwürdige Erinnerung an den Mendoza bey ſeiner Abreiſe 9
Mendoza landet auf den Inſeln St. Gabriel 10
Er legt die Stadt Buenos-Ayres an; zwey Jahre hernach, die Hauptſtadt Aſſumtion: die Landes-Einwohner ſind ſchwürig darüber 11
Geſchichte einer Spanierinn, Maldonada, mit einer Löwinn 12
Die Spanier ſuchen die Indianer zu bekehren: ſie ſtellen eine allgemeine Proceßion zu Aſſumtion an 14
Sie laden die Indianer dazu ein: dieſe wollen ſie bey dieſer Gelegenheit umbringen: eine Indianerinn entdecket die Verſchwörung ihrem Spaniſchen Liebhaber 15
Beſtrafung der Europäer: Urſprung der Meſtizen, und Mülatres 16
An des Mendoza Stelle kommt Don Alvarez de Vera: ſein Verhaltungsbefehl 17
Seine Anſtalten in Paraguay: die Guaranis, ein den Spaniern ergebenes Volk:

Ver-

Verfolgung der Spanier ſelbſt wider Don Alvarez de Vera 18
Erbauung zwey neuer Städte, Guayara, und St. Cruz 19
In Aſſumtion wird ein Bisthum errichtet: ingleichen Commenden; worinnen ſelbige beſtehen 20
Die Könige von Spanien ſorgen, Mißionnaire nach Paraguay zu ſchicken; doch findet die Bekehrung große Hinderniſſe 22
Ankunft der Jeſuiten daſelbſt: ihr Einzug; ein ihrer Ankunft wegen angeſtelltes Dankfeſt; die ihnen erwieſene große Verehrung macht, daß die Indianer ſie als außerordentliche Menſchen anſehen. 24
Großer Eifer dieſer neuen Mißionnaire in Bekehrung der Indianer: ſie bringen verſchiedene Errichtungen zu Stande 25
Die Jeſuiten errichten Lehrſchulen, oder Reductionen, auf dem Lande: desgleichen in der Hauptſtadt: ihre Geſchicklichkeit, der Indianer Gemüther zu gewinnen: die Spanier beneiden ſie 27
Die ihnen gemachten Beſchuldigungen geben zu Zwiſtigkeiten, und Verfolgungen Anlaß 28

Der 152 Brief.

Fortſetzung von Paraguay.

Die Statthalterſchaften, und vornehmſten Städte in Paraguay: Stiftung der Stadt la Plata 29
Ihre Beſchreibung 30
Die Gegenden, und Flüſſe, um dieſe Stadt: die Nation der Chiriguanes: ſie ſind unverſöhnliche Feinde der Chriſten 31
Ihr Urſprung; woher ſie ihren Namen bekommen haben 32
Ihre Eigenſchaften 33
Ihre Dörfer: ihre Gebräuche, und Meynungen 34
Die Nation der Chiquitos: ihr Land 35
Die daſigen Producte; Ueberſchwemmungen; Wälder; Thiere; Sitten 36
Ihre Leibesſtärke: ihre Heilungsart 37
Ihre Bekehrung 38
Bey den Guaranis iſt das Evangelium zuerſt geprediget, und die erſten Reductionen errichtet worden 40
Der Jeſuiten Bemühung, ſie in allem zu unterrichten 41
Der Spanier Neid und Verfolgung 42

Der

Der König von Spanien läßt den Guaranis viele Gnade angedeihen 43
Der Tribut, den ſie erlegen, iſt ſehr māſig 44
Widerlegung der Beſchuldigung, daß die Jeſuiten ſich zu Herren von Paraguay hätten machen wollen 45
Alles iſt in dieſem Mißions-Lande gemeinſchaftlich: hier regiren die Prieſter alleine: Nutzen, den die Jeſuiten dadurch geſtiftet haben 47
Einrichtung der Jeſuiten in den Reductionen: Freude der Indianer, wenn die Mißionnaire daſelbſt ankommen 48
Die Paraguayer ſind geſchickt, allerhand Künſte zu lernen: überall findet man Werkſtätte 49
Jeder Familie iſt ein Stück Landes zum Anbaue angewieſen: auch ſind beſondere Ländereyen für ganze Gemeinen: wozu die Producte angewendet werden? 50
Kleidung der Paraguayer: ihre Werkſtätte 51
Sie machen viele Leinwand: wie die chriſtlichen Dorfſchaften angeleget ſind: man findet in jeder ein Zuchthaus, eine Kirche, und ein Zeughaus 52
Auch Pulvermühlen: Uebung der Truppen: ihr beſcheidenes Betragen 53

Man unterhält eine Anzahl Reuterey, welche auf Kundſchaft ausgeſchickt werden: der Paraguayer uneigennützige Tapferkeit 54
Man giebt ihnen zu Kriegszeiten Spaniſche Officiere: ihr Gewehr wird in Zeughäuſern verwahret 55
Ihr Handel mit den Landesproducten: alle Preiſe ſind beſtimmt 56
Aufſicht wegen Beſtellung der Felder: die Paraguayer ſind ſehr gefräſig 57
Man leidet keine Bettler: hört von keinem Proceſſe: Arbeit der Weiber 58
Uebrige Polizeyanſtalten: die Paraguayer dürfen keine Gemeinſchaft mit den Spaniern haben 59
Sie gehen niemals aus, ohne von einem Mißionnaire begleitet zu ſeyn 60
Die verderbte Lebensart der Spanier rechtfertiget dieſe Vorſicht 61

Der 153 Brief.

Fortſetzung von Paraguay.

Anſehen des geiſtlichen Standes in Paraguay: Ceremonien, wenn der Biſchof Kirchen-Viſitation hält 62
Ehrenbezeigungen, welche man dem Provinciale,

ciale, und den Mißionnairen der Jeſuiten erweiſet 64
Reiſe nach einer Reduction in der Provinz Tucuman 65
Was eine Jaccra iſt 66
Aller Gottesdienſt in Paraguay wird von den Jeſuiten beſorget 67
Aufſeher über den Lebenswandel der Neubekehrten: wie dieſe beſtrafet werden 69
Koſtbarkeit der Kirchen 70
Ordnung beym Gottesdienſte 71
Anzahl der Unterthanen in Paraguay: was das Mißionenland iſt: die Trauungen geſchehen nur des Sonntags 72
Auch das Taufen: Muſikübungen: Begehung feyerlicher Feſte 73
Wie die Gaſſen, und Häuſer, an hohen Feſten gezieret werden 74
Frömmigkeit der Chriſten in Paraguay: die Jeſuiten haben heimliche Kundſchafter 75
Wie ſie ihre Beſtrafungen einrichten: große Ehrfurcht der Neubekehrten für ihre Seelenſorger: Beyſpiele davon 76
Wie glücklich dieſe Leute leben. 78
Die Nation der Guenoas: die Charuas: die Moxes: die Jeſuiten bekehren viele dieſer benachbarten Wilden 79

Be=

Beſchaffenheit dieſer Völkerſchaften: die Nation der Manacicas: ihre Lebensart 80
Die Tſcharos: ihre lächerliche Gewohnheit, bey dem Verluſte ihrer Verwandten 81
Die Mamelucken: ſie ſind urſprünglich Portugieſen 82
Die Pauliſten 83
Große Anzahl der von den Mamelucken zu Sclaven gemachten Indianer: ihr Schickſal 85
Liſt der Mamelucken, Sclaven zu machen 86
Das Clima von Paraguay, der Charakter, und die Sitten der Einwohner, ſind ſehr verſchieden: die Luft iſt feucht 87
Das Erdreich ergiebig, inſonderheit an Baumwolle: Beſchaffenheit der Einwohner: Gold- und Silber-Bergwerke findet man nicht: worinnen der Reichthum des Landes beſteht 88
Große Menge wilder Ochſen: was die große Niederlage, oder Matanca, iſt 89
Große Menge wilder Hunde 90
Die Ochſenhäute, und das Paraguaykraut, ſind die wichtigſten Verkaufwaaren des Landes 91
Beſchreibung des Paraguaykrautes 92
Der Hauptvertrieb dieſes Krautes geſchieht

zu

zu Villa=Rica: in dieſer Gegend wächſt es auch am beſten 93
Es iſt der hauptſächlichſte Reichthum von Paraguay: Fruchtbarkeit dieſes Landes 94
Von den Schlangen im Lande erzählet man Wunderdinge 95
Sonderbares Thier, Orocomo genennt 96
Giftige Kräuter, und Thiere, welche alle ihren Gegengift haben: das Sperlings=kraut: woher es ſeinen Namen bekommen hat 97
Die Stadt la Paz: ihr Fluß führt Gold bey ſich 99
Ungeheuere Größe eines dieſer Stücken Goldes: ein hoher Berg, nicht weit von dieſer Stadt, enthält unermeßliche Schätze davon: die Stadt Santa Cruz: Villa=Rica 100
Buenos=Ayres iſt die wichtigſte Stadt dieſer ganzen Gegend 101
Heutiges Tages kann ſie mit den beſten Städten von Spanien verglichen werden 102
Die Sitten der Spaniſchen Colonien in Paraguay: ihre Einwohner: die große Gewalt der Jeſuiten erſtreckt ſich nur auf ihre Reductionen 103

Wie

Wie man ſelbige durch den dabey geſtifteten Nutzen entſchuldigen kann 104

Der 154 Brief.

Braſilien.

Die Provinzen der Portugieſ. Errichtungen, an den Braſilian. Seeküſten, werden Capitaneyen genennet: wem ſie zugehören: ihre Lage: die Europäer beſitzen in America gemeiniglich nur die Küſten 107

Wie weit der Portugieſen Herrſchaft geht: die Stadt Santos 108

St. Vincent iſt die zweyte Stadt: die Cariges ſind die geſitteteſten Einwohner von Braſilien 109

Gewaltthätigkeiten der Portugieſen: ihre Bevölkerung in dieſem Reiche 110

Die Mamelucken der Stadt St. Paul: in der Capitaney von St. Vincent giebt es viele Luchſe 111

Vorurtheile von dieſem Thiere: ſeine Beſchaffenheit 112

Die Capitaney Rio-Janeiro: die Franzoſen erbauen daſelbſt das Fort Coligni: Hungersnoth, die ihnen auf ihrem Rückwege nach Europa begegnet 113

Sie

Sie müſſen das Fort den Portugieſen überlaſſen: der daſige Meerbuſen: einen hohen Berg daſelbſt nennten die Franzoſen den Buttertopf 115
Die Stadt St. Sebaſtian 116
Der Portugieſen lüderliche Lebensart: in der Provinz Rio-Janeiro hält ſich der Klage-Vogel auf 117
Die Capitaney vom heil. Geiſte: die daſige Hauptſtadt 118
Die daſigen Indianer hießen Margajate: die Capitaney Porto-Securo 119
Beſchreibung des Braſilien-Holzes: wie man es zum Färben braucht 120
Wie der Portugieſiſche Admiral Cabral Beſitz von Braſilien genommen hat: er fand keine Spur von Religion im Lande 122
Anfänglich machen ſich die Portugieſen dieſes Land nicht ſonderlich zu Nutzen 123
Sie verpachten das Land: der Hof ſieht endlich ſeinen Schaden ein, und legt Städte an: ſendet Mißionnaire dahin: die Hauptſtadt St. Salvador wird gebauet 124
Beſchreibung dieſer Stadt, und ihrer Einwohner 125

Hier

Hier wird der vornehmſte Sclavenhandel getrieben 126
Ihre Miliz: ihre Häuſer, Kirchen: ihr Erzbiſchof, und Mönche: Spanien macht Braſilien den Portugieſen ſtreitig 127
Was Braſilien den Portugieſen liefert: die reichſte Provinz iſt die Bay Allerheiligen: Anlage mehrerer Städte 128
Krieg mit den Franzoſen: nach des Portugieſ. Königs, D. Sebaſtian Tode kommt Braſilien unter Spaniſche Hoheit: die Niederländer erobern es 129
Sieben Provinz. bleiben den Spaniern treu 130
Die Portugieſen bemächtigen ſich ihrer alten Beſitzungen: die Capitaney von Ilheos: ein daſelbſt befindl. See mit ungeheueren Fiſchen: Bäume, woraus ein wunderns-würdiger Balſam fließt 131
Ein merkwürdiger Baum in dem Innerſten des Landes: die Capitaney Fernambuc, oder Olinda: ihre vielen Zuckermühlen: hier iſt auch das beſte Färberholz 132
Annehmlichkeit dieſes Landes: die Hauptſtadt: prächtiges Jeſuiter-Collegium, und übrigen geiſtl. Gebäude 133

Der

Der 155 Brief.

Fortſetzung von Braſilien.

Die übrigen Provinzen von Braſilien: Tamaraca, eine der älteſten Europ. Colonien 134
Beſonderer Fluß der Provinz Paraiba: ein giftiger Baum, und deſſen Gegengift: die Molopaques wohnen in dieſer Provinz: ihre Eigenſchaften 135
Die Capitaney, und Stadt, Para 136
Beſchreibung des Amazonen-Fluſſes: er führet gediegenes Gold 137
Sein Austreten befruchtet die Felder: die Annehmlichkeit, und Erzeugungen dieſer Gegend 138
Ihre Einwohner: ſie lieben die Künſte: Anmuth ihrer Weiber 139
Ihre glückliche Lebensart, und unſchuldigen Ergötzlichkeiten 140
Dieſer Völker Erzähl. von den Amazonen 141
Verſchiedener Gelehrten Meynung von den alten Amazonen 142
Meynung von den neueren Amazonen 144
Urſprung, und Lauf, des Amazonenfluſſes 145
Religion der Völker im Amazonenlande: ihre Götzen 146

Unter denen Völkern, welche an dem Amazonenfluſſe wohnen, ſind die Omaguas die geſittteteſten 147
Gebräuche dieſes Volkes 148
Wo ſich Menſchenfreſſer aufhalten: große Inſeln auf dem Fluſſe: ſeine große Breite 149
In der Mißion von St. Paul ſind die Gebäude ſteinern: der daſigen Weiber Kleidung, und Haushaltungs-Geräthe 150
Entdeckung des Maragnan, oder Amazonenfluſſes, durch die Spanier: ihre politiſchen Urſachen dabey 151
Orellana war der erſte Unternehmer 152
Deſſen ſchlechter Erfolg; ein anderer, Namens Orſua, thut gleichen Verſuch: mit ihm ſchiffen ſich ein paar junge Leute ein, Guſman und Aguirre 153
Geſchichte, und Grauſamkeit, dieſer beyden Herumſchweifer 154
Fernere fruchtloſe Verſuche dieſer Entdeckung: zwey Mönche unternehmen dieſe Reiſe 156
Des Maragnan unzähliche Quellen: zwey Jeſuiten vollenden die Entdeckung dieſes Fluſſes 158
Die Capitaney von Maragnan: die Nation der Topinambours 159

Die Stadt St. Philipp: die Portugieſen vertreiben die Franzoſen aus Maragnan 160
Rede eines der Häupter der Topinambours, an den Franzöſ. Officier Raſilly 161
Antwort des Raſilly 164
Die vielen Nationen von Braſilien unterſcheiden ſich alle in ihren Gebräuchen, Sprache 166
Doch giebt es eine allgemeinere Sprache, welche auch die Portugieſen verſtehen: die Braſilianer hatten wenige Begriffe von Religion 167
Sie haben viele Weiber: unter was für Bedingungen ſie heurathen dürfen 168
Sie bemalen ſich den Leib: ihr übriger Putz 169
Ihr Weiber konnten ſich nicht angewöhnen, Kleider zu tragen 170
Der Portugieſen Handel mit dieſen Wilden: er geſchieht durch Tauſch: wie dieſe Wilden mit ihren Gefangenen umgehen 171
Sie werden gemäſtet, geſchlachtet, und gegeſſen: die dabey gewöhnlichen Ceremonien 172
Seit der Bekanntſchaft mit den Europäern legen dieſe Völker ihre Wildheit ab: ſie nehmen die Fremden ſehr leutſelig auf 174
Wie ſie die Fremden bewirthen 175

Gg 2 Der

Der Braſilianer Koſt, und Getränke: ihre geſunden Glieder 176

Einige dieſer Völker ſind noch in der Unabhängigkeit: ihre Lebensart, und Eintracht: ihr Betragen bey Kranken 177

Das Land iſt ſehr fruchtbar: durch die entdeckten Gold- und Diamanten-Gruben ſind die Portugieſen arm geworden 178

Waaren, welche Braſilien liefert: Vortheile der Portugieſen, bey Erkaufung der Schwarzen: Menge des nach Portugal geſchickten Goldes: Größe, und Schönheit der Diamanten 179

Zufällige Entdeckung dieſer Schätze: wie ſie eingeſammelt, u. wo ſie gefunden werden 180

Abſendung der Portugieſ. Flotten: ihre Ladung übertrifft die Spaniſch. Gallionen; Vorzug des Zuckers von Fernambuc: Einſchränkung der Diamantenlieferung 181

Der Braſilian. Handel bringt den Fremden mehr Vortheil, als den Portugieſen 182

Warum letztere bey dem vielen Golde nichts gewinnen 183

Der

Der 156 Brief.

Die Africaniſchen Inſeln.

Die Inſel St. Helena: ſie gehört den Engländern 185
Sie hat ein Fort: Beſchreibung der Wohnung und Einrichtung des damaligen Statthalters 186
Beſchaffenheit des Fort, der Garniſon, und der Vorräthe 188
Dieſe Inſel macht ein angenehmes Zwiſchenſtück in dem Romane von Cleveland 189
Die Inſel Madagaſcar, die größte aller bekannten Inſeln 191
Die Franzoſen errichten eine Handlungs-Compagnie von Madagaſcar; Abſicht davon: das daſelbſt erbauete Fort Dauphin 193
Des Hrn. von Charmagou, und des berühmten la Caſe Eroberung dieſer Inſel 194
Des letztern Thaten: ſie erwecken bey dem Statthalter Mißgunſt 195
La Caſe verheurathet ſich mit einer Indianiſchen Prinzeßinn, und wird ſeines Schwiegervaters Nachfolger in der Regirung 196

Die Mißionnaire wollen einen der Fürſten dieſer Inſel, Dian Manangue, bekehren 197
Der Fürſt ſchlägt es ab; und läßt einen der Mißionnaire vergiften 200
Er läßt ferner einen Trupp Franzoſen niedermachen, belagert das Fort, und zwingt den Statthalter zu fliehen 201
Dieſer bewirbt ſich um den Beyſtand des la Caſe 202
Es wird in Frankreich eine neue Oſtindiſche Geſellſchaft errichtet: die in Madagaſcar dabey vorgefallenen Veränderungen 203
Die Fürſtinn von Amboule, Gemahlinn des la Caſe, kommt in die Feſtung, den neuen Statthalter zu beſuchen 204
Sie überreicht ſolchem Geſchenke, welche ſchlecht erwiedert werden 205
Schilderung dieſer Fürſtinn 206
Man trachtet dem la Caſe nach dem Leben 207
Seiner Ruhmvollen Thaten wegen wird er endlich zum Unterſtatthalter ernennet: ſeine heimlichen Feinde ſuchen, ihm ferner zu ſchaden 208
Der Franzöſ. Hof ſchickt einen neuen Commendanten nach Madagaſcar: dieſer findet das Fort in den elendeſten Umſtänden 209

Uneinig-

Uneinigkeit unter den Oberen 210
Die Inſel wird nach verſchiedenen Veränderungen faſt gänzlich von den Franzoſen verlaſſen 211
Des la Caſe Tod: anderweite Verheurathung ſeiner Gemahlinn 212

Der 157 Brief.

Fortſetzung v. d. Africaniſchen Inſeln.

Das Fort Dauphin in Madagaſcar liegt in einer geſunden Gegend: der Mangel an Vieh daſelbſt, hat Anlaß zu den Verdrüßlichkeiten der Franzoſen gegeben: Producte dieſer Gegend 214
Doch war dieſe Gegend zu einer Errichtung am wenigſten ſchicklich: Vorzug der Bay von Antongil: in dieſer Gegend wächſt der beſte Reiß in der Welt 215
Die Bay St. Auguſtin: es wird Waſſer, und Holz daſelbſt geladen 216
Die nordliche Spitze von Madagaſcar iſt noch wenig bekannt: Anzahl der Einwohner auf dieſer Inſel 217
Ihre Eigenſchaften, Sprache, Handthierung, Waffen 218
Die daſigen Weibsperſonen: die Töchter werden zeitig verheurathet 219

Dieſer Völker Geſetze, und übrigen Gebräuche 220
Ihre Beſchäftigungen, Speiſen, Getränke, Kleidung, Religion: ihre Gottheit iſt eine Art von Grille, Oly genannt 221
Die Beſchneidung iſt eingeführet: Urſache davon 222
Ceremonien bey der Beſchneidung 223
Fabeln der Einwohner, in Anſehung des erſten Menſchen 224
Ueberfluß auf der Inſel an Viehe: außerordentliche Größe der Schwänze der Schaafe 226
Menge an allen Arten von Thieren: Schönheit der Muſchelſchalen: Edelſteine: ſeltene Pflanzen 227
Sprache in Madagaſcar: man bedienet ſich Arabiſcher Buchſtaben: wie das daſige Papier gemachet wird 228
Dinte, und Federn: Beſchreibung der Inſel Bourbon: ihre Entdeckung: die daſelbſt erbaueten Oerter: ſie iſt ein Stapelort für die Oſtindiſche Schiffe: ihre Erzeugungen 229
Mißlungene Weinſtöcke: man trifft kein ſchädliches Thier auf der Inſel an: viele Jagd daſelbſt 230

Geſunde Luft: heftige Sturmwinde: Flüſſe: koſtbares Harz: gutes Bauholz: ein Volcan: Corallen, und Muſcheln: St. Paul, der erſte Wohnplatz der Franzoſen daſelbſt 231
St. Denis: des Hrn. de la Bourdonnais, Statthalters der Inſel, Verdrüßlichkeiten, und Proceß 232
Isle de France liegt nicht weit von Bourbon: dieſe Inſel hatte ehedem keine Einwohner: Bewegungsgrund, eine Colonie da anzulegen 233
Sie wird anfänglich den Franzoſen zur Laſt: des Hn. de la Bourdonnais daſelbſt gemachte Verbeſſerungen: im Juſtizweſen 234
In der Polizey: bey der Handlung: beym Ackerbaue 235
Anbau des Manioc 236
Sorgfalt für die Sicherheit des Landes: Mangel an Ingenieuren 237
Der Hr. von Bourdonnais entwirft Plane, und richtet Werkleute ab: beſchwerliche Anſchaffung der Materialien 238
Daſige Gebäude: Schiffbau 239
Außer Bourbon, und Isle de France, liegen noch andere Inſeln um Madagaſcar: als, Irmas, Comores, Johanna od. Anjuan 240

Letzterer Inſel Einwohner: ſie haben Muſcheln, die an ſtatt Geldes gebraucht werden: ein ſonderbarer Baum daſelbſt 241
Die Anjuaner ſind ſehr kriegeriſch: die Inſel Moſambique: ſie iſt ſehr ungeſund: ihr Haven, und Citadelle 242
Der daſige Statthalter, und die Mißionnaire, treiben allen Handel: Anzahl der Einwohner: von den Eingebohrnen haben viele den chriſtl. Glauben angenommen 243
Viele widmen ſich dem Studiren: Belagerung des Fort von den Holländern 244
Don Hermes wird als Portugieſ. Geſandte nach Aethiopien geſchickt 245
Portugieſ. Inſeln auf der oſtlichen Küſte von Africa: ihre Beſchreibung: Quirimba 246
Quiloa: der Portugieſen Handlungstractat mit dem daſigen Fürſten 247
Der Fürſt hält den Tractat nicht: die Portugieſen ſuchen ſich zu rächen 248
Der Fürſt flüchtet auf das feſte Land 249
Die Portugieſen ernennen einen andern König: ſie erbauen ein Fort: die Inſel Quiloa iſt ergiebig: ihre Einwohner ſind faſt alle weiß: Kleidung, u. Häuſer derſelben 250
Die Inſeln, Monfia, Pemba, Zanzibar, Mombaza 251

Die

Die Handlung in Mombaza iſt wichtig: wie die Portugieſen dieſe Inſel erobert haben 252
Die Inſel, und Stadt Melinde: ihre Schönheit 253
Sie wird von einem Mahometaniſchen Fürſten beherrſchet, mit dem die Portugieſen in Bündniſſe ſtehen 254
Sein Hofſtaat: Handlung von Melinde 255
Gutes Vernehmen des Fürſten mit den Portugieſen: dieſe ſtehen ihm wider den Fürſten von Oja bey 256
Des Capitains Sylveira Großmuth gegen verſchiedne feindliche Mohren 257
Die Städte Lamo, und Patta 258
Beſchreibung der Küſte von Zanguebar: die Araber haben Städte daſelbſt angeleget 259
Die Stadt Brava 260

Der 158 Brief.

Abißinien.

Die Alten hießen dieſes Land Aethiopien: Geſchichte der erſten Einwohner: Muthmaſung, wegen der berühmten Königinn von Saba 262
Salomon ſoll einen Sohn mit ihr gezeuget haben: die Souveraine im Reiche wollen von ihm abſtammen: allerhand Jüdiſche Gebräuche des Landes 263

Die Chriſtliche Religion ſoll von dem heil. Frumentius eingeführet worden ſeyn: ſeine Geſchichte 264
Er wird Biſchof: wenn dieſes geſchehen iſt: Lobſpruch eines Abißiniſchen Dichters zweyer daſigen Regenten 265
Wie lange die Reihe der Regenten aus Jüdiſchen Stamme gedauert hat: ihnen folgt die Familie des Zagé 266
Das erſte Geſchlecht kommt hernach wieder auf den Thron: einer, Zagachriſt, giebt vor, aus königlichem Geblüte abzuſtammen; begiebt ſich nach Frankreich, und wird daſelbſt wohl aufgenommen 267
Urſachen, des von den Aethiopiſchen Kaiſern den Catholiken gegönneten Schutzes 268
Die in das Land gekommenen Mißionnaire erwecken Mißvergnügen 269
Die Jeſuiten werden als Friedensſtörer angeſehen, und fortgejaget: die Abißinier trennen ſich von der Cathol. Kirche, und wenden ſich zu der Griechiſchen 270
Ihre Glaubenslehren 271
Die Nation der Maracates: ihre wunderlichen Gebräuche 272
Die Provinzen in Abißinien heißen Königreiche: ihre Anzahl, und Namen 273

Größe

Größe dieſes Reichs: Urſprung der Galaner: ihre Unternehmungen 274
Sie theilen ſich in verſchiedene Stämme: ſind Feinde der Abißinier: dieſe haben ſie ſchüchtern gemacht: ihre ehemaligen blutigen Kriege 275
Die Galaner vergiften ihre Waffen: Gegenmittel dawider: ihre Gebräuche 276
Ihre Religion 277
Wie ſie die Fremden aufnehmen 278
In Abißinien giebt es viele Klöſter, und Mönche: ſie gereichen dem Staate zur Laſt: ihre Gewalt 279
Vorgegebene Wunderwerke der erſten Einſiedler 280
Einrichtung der Aethiop. Ordensgeiſtlichen 281
Der Klöſter Muſik 282
Jedes Kloſter hat zwey Kirchen: die Mönche können weltliche Aemter verwalten 283
Ehemaliges berühmtes Kloſter des Abts Euſtates 284
Häufiges Einſiedler- u. Kloſterleben in Abiſſinien: die Glaubenslehren ſind wie in der Griechiſchen Kirche 285
Auch iſt die Ohrenbeichte eingeführet 286
Die Verehrung der Maria geht bis zur Anbetung: Zahl der ihr geweihten Feſte: die Abißinier glauben kein Fegefeuer 287

Jüdiſche beybehaltene Gebräuche 288
Die Aethiopiſche Bibel, und Catechismus 289
Kirchengeſetze: es iſt nur ein Biſchof im Lande, Abuna genennt: ſeine Beſchaffenheit 290
Geiſtliche Würde des Komos 291
Die Geiſtlichkeit hat keine großen Vorzüge: die Prieſter können heurathen: ſie ſind ſehr arm 292
Wie ſie eingeweihet werden: Ehrerbietung der Abißinier für ihre Kirchen 293
Die Kirchen ſind ſehr ſchlecht: man ſieht keine Figur darinnen: ihre Eintheilung 294
Warum der Kaiſer der Prieſter Johann genennet wird: wie die Kinder in Aethiopien getaufet werden 295
Wie die Erwachſenen getaufet werden 296
Die Abißinier haben noch eine jährl. Taufe 297
Deren Beſchreibung 298

Der 159 Brief.

Fortſetzung von Abißinien.

Wie der Kaiſer die Geſandten empfängt: des Portugieſiſchen Audienz 300
Ceremonie, wenn der Kaiſer communiciret 301
Wem der Kaiſer die Regirung anvertrauet 303
Der Statthalter verſchiedene Benennungen:

der

der Kaiſer führt den Titel als Negus: verſchiedene Aemter in den Provinzen 304
Beſchaffenheit der Dörfer in Abißinien: das Reich hat keine Städte: die Vornehmen leben unter Zelten: des Kaiſers Hoflager iſt in der Provinz Dembea: deſſen Beſchreibung 305
Die Abißinier bilden ſich ein, die wahre Bundeslade zu beſitzen: Geſchichte davon 306
Sie wird allezeit in des Kaiſers Kapelle aufbehalten 307
Wo, und wie, das Kaiſerl. Hoflager aufgeſchlagen wird 308
Wer die Bittſchriften annimmt: Beſchreibung, wenn der Kaiſer öffentlich ſpeiſet 309
Auf der kaiſerl. Tafel erſcheinet rohes Rindfleiſch: wie es gewürzt wird 310
Noch andere Art, die Speiſen zu würzen: Getränke der Aethiopier 311
Man hat keinen Wein im Lande: Zubereitung eines Methes: Hofſtaat der Prinzeßinnen 312
Ihre freye Erziehung: die Eheſcheidung iſt in Abißinien ſehr gewöhnlich 313
Die Vielweiberey wird auch geduldet 314
Leichte Strafe des Ehebruchs: wenn die jungen Leute heurathen: Ceremonie der Trauung 315

Der

Der Prinzeßinnen Wohnungen: der Aethiopier ſchlechte Baukunſt: die ehemalige Hauptſtadt Axuma iſt itzt ein Dorf 316
Urſachen ihres Verfalles: Handel, u. Marktplatz, im Hoflager 317
Die Landesmünze: Steinſalz gilt im Handel als Geld 318
Wo die reichſten Goldminen in Aethiopien ſind: kein Silber ſieht man im Lande: das daſige Eiſen 319
Hitziges Clima des Landes: vornehmlich am rothen Meere: dreyerley Jahreszeiten 320
Reißende Waſſer: ein Sturmwind, die Schlange genennt: ſehr hohe Berge: ihre ſonderbare Figur 321
Die Aethiop. Prinzen vom Geblüte wurden ehedem nach Geshen verwieſen: wie dieſer Gebrauch abgeſchafft worden iſt 322
Noch ein anderes Beyſpiel der Strenge in dieſen Gefängniſſen: Flüſſe in Aethiopien 324
Ungewiſſer Urſprung des Nils: der See Dembea: ſeine ſchönen Gegenden 325
Ueberfluß von allen Dingen in Aethiopien: Getreide, Gras, Obſt 326
Beſchreibung des vortrefl. Gewächſ. Enſade 327
Schöne Weyde, und Rindvieh: Gebrauch der Milchbäder 328
Des Kaiſers Tribut von den Kühen: Schönheit

heit der Pferde: ihr Gebrauch: wie man ſich der Maulthiere, u. Kameele, bedienet: verſchiedene Gattungen der Löwen: Tapferkeit der Schäfer 329
Große Menge der Elephanten: ſie thun vielen Schaden, ſo wie die übrigen vielen wilden Thiere: unter den Waſſerthieren iſt das Meerpferd am merkwürdigſten 330
Der Kaiſer erluſtigt ſich mit deſſen Jagd: des Portugieſ. Geſandten Abſchieds-Audienz: er empfängt ein goldenes Armband 331
Und den Ceremonien-Mantel: ingleichen eine Wache, zur Bedeckung: Menge der Spitzbuben im Lande, und der Bettler 332
Die gewöhnlichen Todesſtrafen, und anderen Züchtigungen 333
Wie Todſchlag beſtrafet wird: die Proceſſe werden geſchwind entſchieden 334

Der 160 Brief.

Fortſetzung von Abißinien.

Deſpotiſche Regirungsform in Aethiopien 336
Die Erben einer Familie bekommen nur zwey Drittel der verlaſſenen Güter: Unterhaltung der Soldaten: wie die verfallenen Güter angewendet werden 337
Ceremonie, wenn der Kaiſer einen Lehnmann

macht: durch Geſchenke werden dieſe Gnadenbezeigungen erworben 338
Einige adeliche Familien beſitzen erbliche Statthalterſchaften: die übrigen Unterthanen werden als Sclaven angeſehen: wie die Kaiſerinn ernennet wird 339
Die Unterthänigkeit dieſer Völker geht bis zur Anbetung: die alten Könige erſchienen ſelten öffentlich; die neueren haben ſich von dieſem Zwange losgemacht 340
Des heutigen Fürſten gute Eigenſchaften 341
Wie die Thronfolge eingerichtet iſt: Salbung, und Krönung der Kaiſer 342
Es werden ihnen bey der Krönung gewiſſe Namen beygelegt 344
Muthmaſung, wie ſie, Prieſter Johann, ſind genennet worden: die kaiſerliche Armee: ihre Waffen 345
Der Aethiopier Unwiſſenheit in Künſten, und Wiſſenſchaften 346
Ihre Handwerke 347
Schlechte Beſchaffenheit der Handlung 348
Abneigung der Aethiopier für die Holländer, Mahometaner, und Portugieſen 349
Woher die weißen Abißinier kommen 350
Schlechter Erfolg der Mißion der Franzöſ. Jeſuiten: Urſache, warum die Aethiopier

zur

zur Handlung mit den Europäern nicht tauglich ſind 351
Ihre Kirche iſt ein Zweig der Coptiſchen: ihre Sitten ſind rauh 352
Ihre Wohnung; Kleidung; Farbe 353
Sie ſind von ſchöner Geſtalt; und die Abiſſiniſchen Sclaven werden theuer bezahlt: ihre Gemüths-Eigenſchaften; ihre Höflichkeitsbezeigungen 354
Ihr Opfer in der Kirche 355
Ihre Uebungen an Feſttagen: Zubereitung des Brodes und Weines bey der Communion: ſtrenges Faſten 356
Wie ein Fremder auf der Reiſe bewirthet wird 357
Wie die Leichenbegängniſſe angeſtellet werd. 358
Andere Gebräuche bey Verſtorbenen: allgemeine Trauer beym Tode des Kaiſers 359
Sprachen des Reiches 360
Das Land der Agaven; und das Königreich Zendero 361
Wie die Einwohner von Zendero einen König wählen 362
Barbariſche Ceremonien bey der Krönung 363
Verfolg der Reiſe des Portugieſ. Geſandten: wie die Befehle des Kaiſers im Lande verehret werden: Schauſpiele, und Concerte in Aethiopien 364

Angenehme Ausſichten im Lande 365
Die Löwen ſind ſehr gemein: Beſuch in einem Kloſter 366
Das Königreich Sennar iſt das alte Nubien: Beſchreibung des Nils 367
Die Stadt Sennar: Audienz bey dem daſigen Könige 368
Das dabey eingeführte Ceremoniel: Beſchreibung des Monarchen 369
Zug, wenn er ſich auf ein Landhaus begiebt 370
Sein Zeitvertreib daſelbſt 371
Was bey ſeinem Tode geſchieht: wohlfeile Lebensmittel in Sennar: Werth des Geldes 372
Sclaven-Markt: ihr Preis: die anderen Waaren des Landes: Zibetkatzen 373
Starke Handlung nach dem Oriente 374
Das Brod wird von Dora gebacken: auch Bier wird davon gemacht 375
Kleidung der Weiber; Witterung in Sennar: Krankheiten 376
Der Einwohner Gemüthsneigung; Religion: fernere Reiſe nach Dongala: ſchöne Gegenden: Papageyen 377
Die Stadt Dongala 378
Audienz bey dem daſigen Könige: man findet in dieſem Lande einen beſond. heftig. Gift 379
Das Königreich Soudain: daſige Landesplagen: Häuſer: Kleidung: Religion 380
An ſtatt des Geldes wird alles durch Tauſch gekaufet 381

Der 161 Brief.

Nigritien.

Nigritien, eines der größten Reiche in Africa: woher

woher ſein Name kommt: daſige Wüſten, und Berge: des Landes Entdeckung 383
Die Einwohner lebten in vollkommner Gleichheit, u. Gemeinſchaft: ein Maroccaniſcher König erobert das Land: hernach d. Lybier 384
Dieſe fremden Eroberer werden vertilget: woher die vielen kleinen Königreiche entſtanden ſind 385
Das Königreich, oder Provinz Goaga: wie es iſt bezwungen worden 386
Das Königreich Bournou: des Königes groſſer Reichthum: in dem Königreiche Guengara wird viel Gold gefunden 387
Das Königreich Tombut: das Königr. Gago: dieſe kleinen Staaten ſind alle deſpotiſch: Tombut iſt unter allen das mächtigſte 388
Anſehnliche Handlung daſelbſt: prächtiger Hofſtaat des Königes 389
Der König v. Tombut leidet keine Juden in ſ. Lande: Neigung zu den Wiſſenſchaften im Lande: Menge der Bücher und Handſchriften daſelbſt 390
Münze daſelbſt: wie häufig das Gold in dieſem Königreiche iſt 391
Wie es die Schwarzen ſammeln 392
Das Gold zu ſuchen, beruhet von dem Willen des Königes: die Wüſte Zaara, ehedem Lybien genennt 393
Die Stadt Tagazis daſelbſt: die in der Wüſte wohnenden Völker: man nennet ſie Mohren: ihre Horden 394
Ihre Lager, oder Dörfer: die Einwohner ſind Mahometaner 395

Ihre Prieſter, Marabouts: Kleid. d. Völker 396
Putz der Weiber: Ehrfurcht für ſie: Kleidung der Mägdgen 397
Farbe, und Geſtalt, dieſer Mohrinnen: ihre Beſchäfftigung: Reinlichkeit 398
Der Männer Gefälligkeit für ihre Weiber: ihre Reiſen nach Tombut 399
Ihre Sitten ſind der Araber ihren gleich 400

Der 162 Brief.

Monomotapa.

Außerord. Dinge erzählet man von d. Lande 401
Vorgegebene Koſtbarkeit des Palaſtes des Souverains 402
Innerliche Pracht dieſes Gebäudes: des Kaiſers Kleidung: Gemahlinnen: er heurath. ſeine Schweſtern: Vorrechte der Kaiſerinn: wer ihre Nachfolgerinn ernennet 403
Des Kaiſers Kebsweiber: wie ſehr die Koſtbarkeit des Palaſtes, und der Hauptſtadt, Abfall leidet 404
Des Kaiſers Beſchäfftigung: ſein Thron: auf was ſonderbare Art er verehret wird 405
Große Menge ſ. Weiber: wie ſie gehalt. werd. 406
Die vornehmſten Hofbedienten 407
Abſtammung der Kaiſer 408
Nach ihrem Tode werden ſie als Heilige verehret: Gebräuche der Weiber in Monomot. 409
Wunderliche Gebräuche u. Feyerlichkeiten des Kaiſers 410
Was unter dem Namen von Monomotapa begriffen wird 411
Die Nation der Caffren: der Fluß Zambeſé 412

Der

Der Fluß St. Eſprit: beyde führen Gold: Annehmlichkeit des Landes: wie die Elephantenjagd geſchieht 413
Beyſpiel von der Gefährlichkeit dieſer Jagd 414
Eintheilung von Monomotapa: die Portugieſen handeln nur allein dahin 415
Worinn ihr Handel beſteht: die dieſerhalb errichteten Meſſen 416
Der Berg Ofur iſt ſehr reichhaltig an Golde: Salomon ſoll alles Gold daher bekommen haben 417
Die Stadt Sofala: ihre Einwohner, u. Handel: der Portugieſen daſige Beſitz.: ihre Meſſen ſind von d. Caffren zerſtöret word. 418
Der Portugieſen Grauſamkeit veranlaſſet der Caffren Empörung: Rede, die ein Caffrer bey d. Gelegenheit an ſ. Landesleute hält 419
Der Caffren Handel mit den Europäern: ihre Landesproducte 426
Ihre Beſchäfftigung; Eßwaaren; Lebensart: was für Länder ehedem noch zu Monomotapa gehöret haben: die Portugieſen werden dahin geſchicket, Gold zu ſuchen 427
Sie kommen nach Mongas, und liefern den Schwarzen eine Schlacht 428
Liſt, deren ſich die Portugieſ. dabey bedienen 429
Einige Völker von Monomotapa ſind ſehr wild: die Völker in dem Innerſten von Africa ſind wenig bekannt 430
Die Europäer haben nur die Küſten, u. ſchiffbaren Flüſſe beſucht: was die Ceremonie der Taufe auf dem Meere iſt 431

Natio-

Nationen an der Küſte von Sofala: die Einwohner von Natal 433
Ihre Neigung zum Tanzen: Natal gehöret den Holländern: der daſige Handel 434
Die daſigen Weiber werden wie das Vieh verkaufet: Nation der Anzicanen 435
Sie heißen heut zu Tage Monſols: ihr Souverain heißt Makoko: die Jaggas ſind ein ſehr mächtiges Volk 436
Ihre Art aus Palmbäumen Wein zu ziehen 437
Ihrer Weiber Putz: ihrer neugebohrnen Kinder Schickſal 438
Benennung ihres Souverains: grauſames Feſt an ſeinem Geburtstage 439
Scharfe Mannszucht unter den Truppen 440
Anzug des Fürſten der Jaggas: ſeine Opfer 441
Leichenbegängniſſe der Jaggas: verſchiedene Grade der ſchwarzen Farbe der Africaner 443
Muthmaſungen, woher dieſe Farbe entſtehe 444
Worinnen die neugebohrnen Kinder der Schwarzen ſich von den Weiſſen unterſcheiden 447
Wie die Wohnung der meiſten Könige der Schwarzen beſchaffen iſt; und die Souveraine ſelbſt 449
Audienz eines Portugieſ. Geiſtlichen bey einem dieſer Fürſten: Geſchenke die man ihnen bringt 450
Religionsgeſpräche: was ſie vornehmlich abhält, das Chriſtenthum anzunehmen 451

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 13

Leipzig (1774)

It.coll. 215 h-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465877-8
VD18 80353800-001